

Hans Vollbrecht

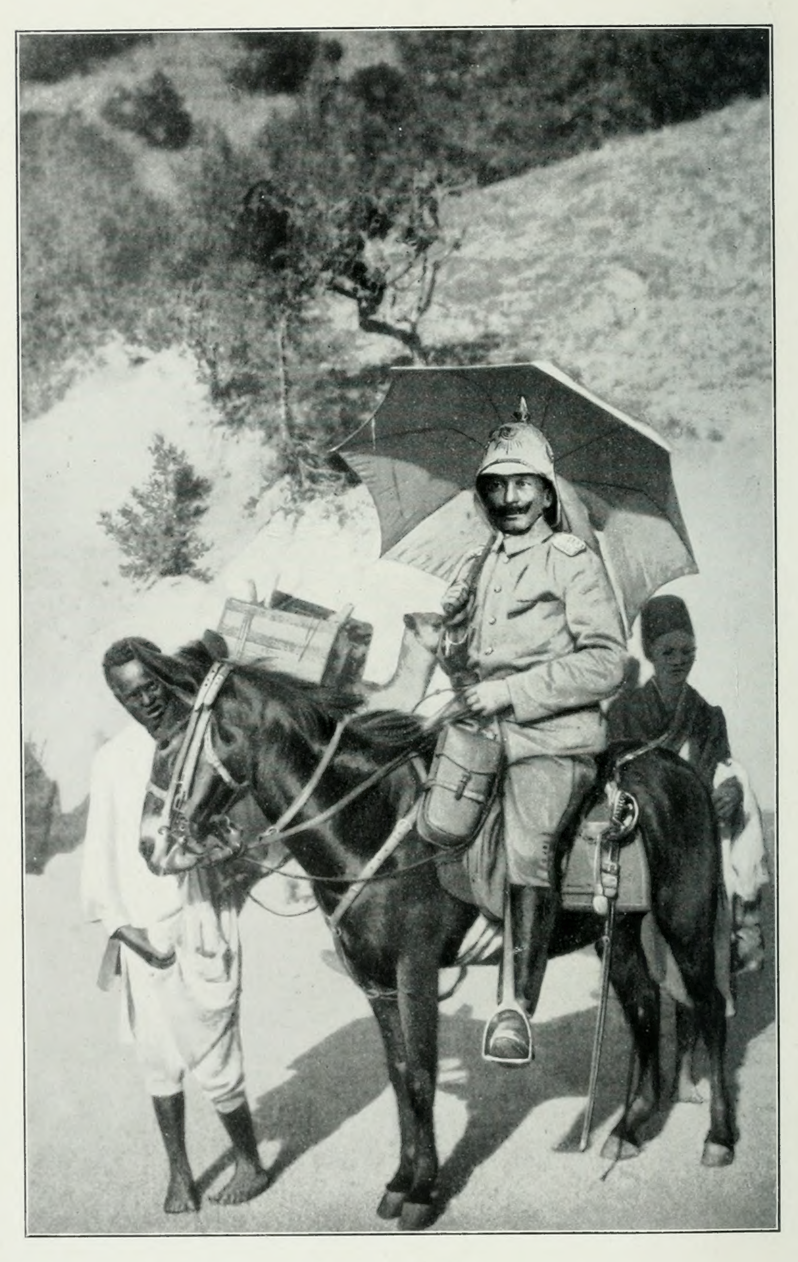
Im Reiche des Negus Negesti Menelik II







Tafel I.



Auf dem Marsche.

Im Reiche des Negus Negeſti Menelik II

Eine Geſandtſchaftsreiſe
· · · nach Abeſſinien · · ·

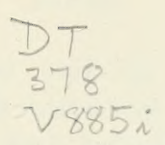
von Hans Vollbrecht
Königlich Preußiſcher Oberſtabsarzt

· Mit 29 Abbildungen und einer Karte ·



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Vorwort.

Ein Jahr ist vergangen, seit ich den Boden Abessiniens verlassen habe. Die Erschließung dieses fruchtbaren, klimatisch so günstigen Landes, dessen Bodenertrag verzehnfacht werden kann, dessen in der Erde ruhende Schätze ans Licht gefördert werden sollen, hat begonnen. Mit der Einrichtung einer deutschen Gesandtschaft in Addis Ababa ist auch das Deutsche Reich auf dem Platz erschienen. Schon beginnt sich deutsche Unternehmungslust zu regen; die deutsche Gesandtschaftsreise des Jahres 1905 trägt ihre Früchte.

Vor einigen Wochen wohnte ich in dem Heim meines treuen Reisegefährten, des Herrn Kommerzienrat Bosch, dessen Liebenswürdigkeit ich eine Reihe von Bildern seiner photographischen Kamera verdanke, der Abschiedsfeier einer von ihm nach Abessinien gesandten kulturellen Expedition bei. Frische deutsche Kraft ist zum Negus hinausgezogen. Für die praktische Auswahl konnte Herr Bosch seine gesammelten Erfahrungen verwerten. Die Expedition besteht aus einem Architekten, einem praktischen Landwirt, einem Kaufmann, einer Wirtschafterin, Lehrerin und Krankenpflegerin, an Arbeitern aus einem Stellmacher, Tischler, Maler, Schlosser und fünfundzwanzig deutscharabischen Maurern aus Palästina. Die Karawane ist mit allem: Werkzeugen, Handelsartikeln, Ackerbaugeräten, Sämereien u. s. w. reich ausgerüstet. Inzwischen hat der Telegraph gemeldet, daß die Expedition auf abessinischem Boden vom Negus hochwillkommen geheißen wurde und glücklich in Addis Ababa angekommen ist. Sie wird den gesteckten Zielen gerecht werden.

Zwei bedeutende Persönlichkeiten unter den abessinischen Großen, von denen ich erzählen werde, sind nicht mehr. Ras Bezabé, der Einäugige mit dem energischen, scharf geschnittenen Gesicht, der Gatte der vor ihm dahingegangenen Prinzessin Goldregen, und der siegreiche Ras Makonnen sind tot, zwei Männer in der Vollkraft ihrer Jahre und

zwei Vasallen des Löwen von Juda, der erste, Nachkomme eines alten, berühmten und einst selbständigen Königsgeschlechts, der letztere Träger des nationalen Gedankens eines freien, unabhängigen Abessiniens. Ihr Tod ist ein Verlust für das Volk, doch kann er keine tiefere Wirkung auf die Entwicklung des abessinischen Kaiserreichs ausüben.

Die Zeit der Bruderkriege in Abessinien ist vorüber. Von Jahr zu Jahr festigt sich mehr der Gedanke der Einheit unter dem Zepter des Königs von Schoa.

Menelik, selbst ohne direkten männlichen Nachkommen, hat einen Enkel, Sohn seiner jung verstorbenen Tochter aus der Ehe mit dem Ras Mikael, als Thronfolger bezeichnet. Der alte Einheitskämpfer, der noch vor nicht langer Zeit sagen konnte: „Warum soll ich einen Thronfolger vorhersagen, damit alle nach der aufgehenden Sonne sich richten und mich vernachlässigen," hat die Zeit für gekommen erachtet.

So steht ein geeintes, unabhängiges Reich auf afrikanischem Boden, zwar ohne Verbindung mit dem Meere, aber unnahbar im Schutz seiner mächtigen Berge, ein Reich, dem noch eine gedeihliche Entwicklung beschieden sein mag, ein christliches Reich, das vermöge dieser christlich-ethischen Grundlage mit Hilfe moderner Kultur des Abendlandes eine Zukunft hat.

Berlin im August 1906.

Hans Vollbrecht.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.



Über das Mittelmeer und Rote Meer zur französischen Somaliküste. Auf Maultieren durch das abessinische Bergland zur Hauptstadt Addis Ababa.

Kaum jemals ist eine Gesandtschaft unter so günstigen und glänzenden Vorbedingungen ausgezogen an den Hof eines fremden Fürsten als diejenige, welche in außerordentlicher Mission am ersten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1904 ihren Weg über Italien nach Afrika, an den Hof des Negus Negesti Menelik II. antrat. Die günstigste Jahreszeit für die Ausreise war gewählt, das weiteste Entgegenkommen fremder Nationen, deren Gebiet durchzogen werden mußte — Frankreich und Italien — gesichert. Die Mitglieder der Gesandtschaft harmonierten aufs Glücklichste miteinander und ergänzten sich gegenseitig; die Leitung lag in Händen eines bewährten Orientkenners und weitgereisten Mannes, der größte Teil der Herren hatte längere Auslandsreisen hinter sich. Jeder war an seinem Teil mit Lust und Liebe bei der Sache, umsomehr als Se. Majestät der Kaiser der Mission sein regstes Interesse zuwandte. Zuletzt war man eines hervorragenden Empfanges im Reiche und vor dem Throne des Negus sicher.

Da die Reise zum weitaus größten Teile durch unwirtliche Gegenden im Sattel zurückgelegt werden mußte, bedurfte es umfassender Vorbereitungen für die Beförderung, Unterkunft und Verpflegung einer Karawane von neunzehn Europäern — acht Herren der Gesandtschaft, einem Wachtmeister und acht Mann vom Regiment der Gardes du Corps, zwei Dienern — und einer großen Anzahl Eingeborener, welche an Ort und Stelle als Diener und Maultiertreiber angeworben werden mußten.

Die Herren der Gesandtschaft traten in den letzten Novembertagen 1904 in Berlin zusammen, und es begann nun eine rastlose Tätigkeit

mit dem Erfolge, daß innerhalb von vierzehn Tagen der ganze große Apparat für eine Reise von vier bis fünf Monaten Dauer fertiggestellt war und auf dem am 14. Dezember 1904 Bremerhafen verlassenden Lloyddampfer „Friedrich der Große“ verladen werden konnte. Mit ihm verließen am gleichen Tage die Mannschaften vom Regiment Gardes du Corps die Heimat.

Die Ausrüstung war tadellos und bis ins einzelne durchgearbeitet, mußte doch der Reise durch ein Hochgebirge, heiß am Tage, kalt in klaren Nächten, Rechnung getragen werden. Als Unterkunft im Lager dienten Tropenzelte, je eins für zwei Herren. Die Ausstattung dieser Zelte bestand in Feldbetten mit Roßhaarmatratzen, roßhaargefüllten Kopfkissen aus weichem Leder, Kamelhaardecken, Tischen und Feldstühlen. Für die gemeinsamen Mahlzeiten stand ein größeres Meßzelt mit zusammenlegbarem Tisch und Feldstühlen zur Verfügung. Für die Mannschaften war ein Zelt, gleichfalls mit Feldbetten, vorgesehen; da es sich zu klein erwies, wurde später, als die Karawane ihren Marsch antrat, noch ein zweites Zelt beschafft. Die Verpflegung war zweckmäßig und bot reichste Abwechslung. Der Bedarf für je vierundzwanzig Stunden war in einer Kiste, sogenannter Tageskiste, untergebracht, gesondert für die Herren und die Mannschaften. Die Kisten — zwei bildeten eine Traglast für ein Maultier — trugen die Aufschrift O. M. (Offiziersmenage), M. M. (Mannschaftsmenage) und laufende Nummer. Im Menagenbuch waren die einzelnen Kisten mit ihrem Inhalt verzeichnet.

Am 9. Dezember 1904 hatte Se. Majestät der Kaiser im Königlichen Schlosse zu Berlin die Mitglieder der Gesandtschaft in Audienz empfangen, die Geschenke für Kaiser Menelik und die Kaiserin Taitu besichtigt und sich in gnädigster Weise verabschiedet. Ein Teil der Herren ging in Genua, der andere in Neapel an Bord des Lloyddampfers „Friedrich der Große“. Am Abend des 28. Dezember lichteten wir die Anker und verließen die Küste Europas. Ein wunderbar schöner, klarer Nachthimmel lag über Neapel und dem Meere. Die Stadt erglänzte

im Lichtschein von tausend Lampen, welche sich wie ein viel verschlungenes Band um den Golf zogen, vom Meere hinaufkletternd bis zu den Höhen des Posilipp, hinüberblitzend bis zu dem Kegel des Vesuv. Gerade als der rauschende Bug unseres Fahrzeugs dieses Wahrzeichen Neapels passierte, ging der Vollmond hinter dem Kegel auf und beleuchtete die über seinem Haupte lagernde Rauchkappe; zwei rote Bänder glühender Lava rieselten an der Berglehne herab, riesigen Schlangen vergleichbar, sich vereinigend und hineinstürzend in ein Becken, das wie ein See flüssigen Goldes erglänzte. Leise trug der Wind noch die Mandolinenklänge und das bella Napoli eines Sängers zu uns herüber, dann drehte der Bug unseres Riesenschiffes hinaus in das weite Meer, über welches der Mond seine glitzernden Strahlen warf und über welchem die Sterne funkelten, heute, wie vor Jahrtausenden dem Seefahrer in hölzerner Trireme, Welten über einer Welt.

Der 29. Dezember fand uns in der Straße von Messina. Strahlend blauer Himmel über uns, um uns das leicht gekräuselte, tiefblaue Meer, spielende Delphine vor der Bugwelle. Mit tiefen Atemzügen sog man die salzige Luft ein. Welch ein Gegensatz: Noch vor wenigen Tagen unter dem kalten nordischen Himmel Weihnachtseinkäufe gemacht in einem Nebel, den man mit dem Messer schneiden konnte, hier alles gebadet in warmen Sonnenschein voll frischer, lebendiger Farben. Statt der engen Stuben das weite, leise rauschende Meer mit seinem buntbewegten Leben: große und kleine Dampfer, Segelschiffe und Fischerboote, beiderseits die grüne Küste, besät mit Städten, Dörfern und einzelnen weißleuchtenden Villen innerhalb grüner Olivenhaine, sanfte Hänge, tiefeinschneidende Schluchten. Ein Eisenbahnzug rast dahin, donnert über die schlanken Bogen einer Eisenbrücke, taucht unter in den rauchgeschwärzten Eingang eines Tunnels, welcher durch ein breites, hart ans Meer reichendes Felsenplateau geführt ist. Weißschäumend bricht sich die Brandung an dem schroffen, grauen Gestein. Die Küste steigt höher und höher, hell zeichnen sich die Schlangenlinien von Saumpfaden ab, welche aufwärts führen; hier und da ein leuch-

tend weißer Fleck, noch eine vereinzelte menschliche Ansiedlung, eine Kapelle, umgeben von einem Friedhof mit Marmorkreuzen. Dann taucht aus dem Dunst, der über den Fernen liegt, majestätisch der Ätna auf, im Schneekleide, ein gewaltiges Massiv, dessen Kraterrand im rosigen Schein absticht von dem leuchtenden Weiß seiner Schneehänge und der dunklen Wolke, die über ihm lagert.

Nicht jedem auf dem Schiffe war vergönnt, dieses Schauspiel zu genießen; wir fuhren unter Land und hatten starke Dünung. Darum forderte der Meergott manches Opfer.

Am nächsten Tage wieder ruhige See, wir glitten herunter an der langgestreckten Küste Kretas, seine Schneegipfel winkten ein letztes Lebewohl des Winters. Doch nein, noch einmal grüßte uns dieser Geselle am Sylvesterabend, als beim Nachtisch im festlich erleuchteten Speisesalon die Stewards mit Eisbergen aufmarschierten, in deren Innerem Kerzenlicht einen zauberhaften Reflex erzeugte wie brennende Gletscher.

Am Morgen des 1. Januar 1905 weckte mich der niederrasselnde Anker. Es bedurfte nicht erst eines Blicks aus dem Kabinenfenster, um mich zu überzeugen, daß wir vor Port Said lagen. Das Getriebe eines großen Hafenplatzes, das Durcheinanderschreien von vielen hundert Stimmen in allen Idiomen schlug an mein Ohr. Port Said ist der Sammelplatz der ganzen Welt, hier verkehrt man in allen Sprachen, hier handelt man mit allen Erzeugnissen, welche auf unserer weiten Erde Geldwert besitzen, und hier wird man inne, wie klein diese Welt, denn hundert gegen eins gewettet, man trifft immer auf ein bekanntes Gesicht. So oft man auch Port Said berührt, es bietet immer wieder Interessantes und Neues; es ist ein Platz, welcher sich von Jahr zu Jahr vergrößert und verschönert, vor allem von Jahr zu Jahr dem mehr Rechnung trägt, was der Reisende, der hier zuerst mit dem Orient Bekanntschaft macht, bedarf, was ihn lockt. Alles ist berechnet auf die Kauflust des Fremden, dem hier die Schätze Indiens, Chinas, Japans feilgeboten werden, neben vielem Schund hervor-

ragend künstlerische Sachen. Wehe dem Uneingeweihten! Er wird hier von listigen Händlern gründlich übers Ohr gehauen. Gehandelt wird bis zur äußersten Grenze, und geht es zuletzt nicht mehr mit glattem Handeln, so wird gewürfelt. Ich habe selbst auf einer meiner Fahrten in Port Said, nachdem ich bei einem Kaufmann einige Sachen erstanden hatte, „Bild oder Schrift" gespielt. Die Ware wurde abgeschätzt und das Goldstück auf den Tisch geworfen. „Schrift" für ihn, „Bild" für mich. Der Mann fiel jedesmal rein, gab die Geschichte zuletzt auf und meinte, „gewonnen habe ich nichts". Verloren hatte er sicher auch nichts, er hatte sich schon an den zuerst verkauften Sachen schadlos gehalten.

Daß an einem solchen Hafenplatz, wo tagaus, tagein Schiffe aller Nationen anlegen, um zu kohlen, der Abschaum der Menschheit eine Stätte gefunden, kann nicht wundernehmen. Das hat Port Said mit vielen anderen Hafenstädten gemein. Aber das, was ihm immer wieder einen eigenartigen Zauber verleiht, ist: für den Ausreisenden der erste Eindruck orientalischen Lebens, für den Heimkehrenden der letzte Blick auf die Wunder des Orients. Und zuletzt: wenn der moderne Mensch auch angesichts der großartigen Leistungen der Technik kaum noch sich über etwas wundert, worüber das Geschlecht der Biedermeierzeit schier aus dem Häuschen geraten wäre, ehrfurchtsvoll bewundernd steht man doch vor der ragenden Säule, welche das eherne Standbild des Mannes trägt, der den Gedanken verwirklichte, zwei Meere zu verbinden.

„Terram aperire gentibus."

In Port Said nahmen wir Abschied von manchem Reisegenossen, welcher dem kalten nordischen Winter aus Gesundheitsrücksichten entflohen war. Seit die Reisegelegenheiten so bequem, seit die durchgehenden Schnellzüge bis Neapel auch dem Schwerleidenden ermöglichen, ohne erhebliche körperliche Anstrengungen das Mittelmeer zu erreichen und unsere komfortablen Dampfer zur Überfahrt zu benützen, wird die Zahl der Besucher Ägyptens größer. Sie eilen nach Assuan,

Heluan und zu den Oasen der Libyschen Wüste, sie suchen dort die Sanatorien auf. Oder sie errichten ihre Zelte auf dem Wüstensande, um hier in der keimfreien Luft, unter dem Einfluß eines milden Klimas und der Sonne, Genesung zu suchen und zu finden. Deutsche, Dänen, Schweden, Norweger, Engländer und Amerikaner bevorzugen den Nil und seine Umgebung, während der Franzose Algier als Reiseziel wählt. Denn hier ist das gleiche schöne Klima, hier sind die gleichen Heilbedingungen und dazu die Annehmlichkeiten eines Komforts, wie ihn die Hauptstadt dieser französischen Kolonie bietet. In den Wintermonaten gibt es nach meiner Ansicht für Kranke, welche an Tuberkulose der Knochen und Gelenke leiden, keinen Aufenthalt, der günstigere Heilfaktoren böte als die nördlichen Landstriche Afrikas.

Langsam fährt der Dampfer in den Suezkanal ein, langsam schiebt er sich vorwärts, und leise rauschend schlagen die Wellen an die Ufer zweier Weltteile. Wüste zu beiden Seiten, gelber Sand mit leicht wellenförmigen Erhebungen, öde und vegetationslos. Schier unabsehbar schweift der Blick über weite Flächen, bis das Auge haften bleibt weit, ganz weit dahinten an spiegelnden Flächen, glatt wie große Binnenlandwasser, an Baumgruppen, einzelnen Sträuchern, an Hütten. Wer das zum ersten Male sieht, ist sicher getäuscht und nimmt diese Landschaft für wahr. Man muß schon genau hinschauen, um zu bemerken, daß alles ein ganz klein wenig von der gelben Sanddecke sich abhebt, daß es in der Luft schwebt, eine Fata Morgana. Ich habe diese Luftspiegelungen im weiten Schwemmgebiet des Peiho gesehen, und hier war die Täuschung oft noch größer, wenn sich in den Bildern bewegliche Punkte abhoben, Menschen und Viehherden.

Die Fahrt geht vorbei an den Kanalstationen, welche mit ihren sauberen Häusern inmitten von Palmen und rotblühenden Granatbäumen einen anmutigen Anblick gewähren, vorbei an den elenden Fellachenhütten mit den im Sande spielenden nackten Kindern, dem scharrenden Hühnervolk und einigen rastenden Kamelen.

Die Nacht sinkt über die lautlose Wüste. Der Mond steigt herauf

und beleuchtet phantastisch das Gelb des Sandes, es fast in Weiß verwandelnd; man könnte glauben, es liege Schnee darauf. Zuweilen huscht ein Fuchs dahin wie ein Schatten, hell hebt sich die Silhouette eines Kamelreiters vom klaren Himmel ab. Das Gewehr über die Schulter gehängt, patrouilliert der Mann auf seinem Wüstenschiff die ihm zugewiesene Kanalstrecke ab.

Das leise Stampfen der Schiffsmaschine, bei dem es sich so schön schläft, hat aufgehört. Wir reiben den Schlaf aus den Augen. Vor uns liegt der herrliche Golf von Suez mit seiner Umrahmung gewaltiger Felsenmassen. Dann geht die Fahrt hinein ins Rote Meer. Aus dem Morgendunst taucht der Gipfel des Sinai auf, der ragende Zeuge der Offenbarung des alten Testamentes. Und dann nichts wie eine unabsehbare Wasserwüste, auf welche das Tagesgestirn mit sengender Glut herabflammt. Ein leichter Wind zieht mit uns, wir fahren ihn tot und spüren nichts von einem Hauch. So geht es tagelang weiter, bis zu beiden Seiten die Felsenküsten zweier Weltteile auftauchen. Die Fahrstraße wird enger, wir passieren Bab el Mandeb, das Tor der Tränen; zackige, kahle Felsen, einzeln aus dem Wasser sich heraushebend, weiße Brandung an ihrem zerklüfteten Gestein. Hier herrscht Grabesstille, welche noch durch die einsam aus dieser grauen Nacktheit hervorragenden weißen Leuchttürme vermehrt wird. Aber man spürt's jetzt, der Hexenkessel ist überwunden, eine frische Brise aus dem indischen Ozean weht uns entgegen.

Wir liegen auf der Reede von Djibuti, etwa 1 km vom Lande entfernt: niedrige, kahle Küste vor uns im Halbkreis, am Horizont ein Bergland; eine lange, ins Meer hineingebaute Mole, zahlreiche Segelboote und Fischerkähne am Strande. Es ist Ebbezeit und ein Teil der Fahrzeuge liegt im Schlick auf die Seite geneigt. Dahinter dehnt sich die Stadt. Inmitten einer hübschen Gartenanlage nimmt sich der Palast des französischen Gouverneurs gar stattlich aus, sonst sieht man nur eine Anzahl schmutzigweißer, regellos gebauter Häuser, welche mit ihren kahlen Wänden und niedrigen Dächern einen trostlosen Eindruck machen.

In kürzester Frist ist unser zahlreiches Gepäck vom Lloyddampfer in einen Leichter verstaut; „Friedrich der Große" macht sich fertig zur Weiterfahrt nach Aden. Nach herzlichem Abschied von unserer Reisegesellschaft verlassen wir die deutschen Planken und fahren mit einem Ruderboot — vier wenig bekleidete Somali liegen schweißtriefend in den langen Riemen — an die afrikanische Küste. Mittels eines mit zwei mageren kleinen Pferden bespannten Wagens begeben wir uns in die Stadt. Wir halten vor dem Grand Hotel des Arcades — ja, einen arkadenartigen Vorbau hat der Kasten, aber sonst ist von einem Grand Hotel herzlich wenig zu spüren. Die Gastzimmer spotten in Bezug auf Reinlichkeit jeder Beschreibung, die arabischen Betten sind schlecht, zusammengelegen und gichtbrüchig, ein Klosett à la turca läßt uns zurückprallen. Aber sonst war's gar nicht übel, die kulinarischen Genüsse übertrafen unsere Erwartungen, die Zimmer hatten wenigstens den einen Vorzug, kühl zu sein, vorgebaute Veranden wehrten der Sonne den Einblick. Das war immerhin eine Wohltat, denn das Thermometer zeigte 40° C. am 6. Januar 1905.

Am Strande entlang führt eine gutgehaltene, breite Fahrstraße zu der östlichen Landzunge. Hier liegt eine Anzahl hübscher europäischer Häuser, hier die Post, der Bahnhof und zuletzt das Lazarett inmitten einer Parkanlage, auf drei Seiten vom Meere umspült. Es besteht aus einzelnen Pavillons mit hellen, freundlichen und durchweg sauberen Krankenzimmern. Unter Führung eines liebenswürdigen Kameraden der französischen Marineinfanterie, eines alten Bekannten von der Chinaexpedition 1900, nahm ich das Lazarett in Augenschein. Ich mußte hier für einige Tage einen Herrn unserer Gesandtschaft, welcher an Gesichtsrose erkrankt war, unterbringen. Die Aufnahme erfolgte bereitwilligst, Pflege und Behandlung ließen an Sorgfalt nichts zu wünschen übrig.

Djibuti, eine noch junge französische Kolonie mit lediglich ziviler Verwaltung — Truppenteile unterhält die Republik hier nicht — hat einen lebhaften Handel in Kaffee, Gewürzen, Elfenbein und Tierhäuten

aus dem Hinterlande Abessinien und einen regen Schiffahrtsverkehr mit dem gegenüberliegenden Handelsemporium Aden.

Die gastliche Aufnahme, welche unsere Gesandtschaft fand, war über jedes Lob erhaben, die Herren der französischen Regierung wetteiferten, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Am ersten Abend – erst wenn die Sonne sich neigt und mit Eintritt der Flut eine frische Brise vom Meere hereinweht, wird es für den Europäer erträglich — machten wir eine Ausfahrt nach dem Jardin des Plantes. Im bequemen Landauer geht es zunächst durch die Somalistadt, ein wüstes Durcheinander von Hütten in Form runder Topfkuchen, ohne Fenster, nur mit einer niedrigen Tür versehen, umgeben von Schmutzhaufen, auf welchen sich nackte Kinder und Hunde in fröhlicher Kameradschaft wälzen, vorbei am Marktplatz, auf welchem es von Männern, Frauen mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, Kamelen, Maultieren und Ziegen wimmelt. Es ist ein buntes Bild, wie es einem überall im Orient begegnet. Gehandelt wird hier hauptsächlich mit Ziegenfellen, Hausgerät, Eßwaren, zumeist Ziegenfleisch, Milch, welche Frauen in großen, mit Muscheln verzierten Kalebassen feilbieten. Am größten ist die Nachfrage nach Holz, dünnem, verkrüppeltem Dürrholz, in kleinen Bündeln zusammengebunden, teuer in diesem baumlosen Lande. Aus dem Gebirge viele Tagereisen weit wird es auf Kamelen zur Küste gebracht.

In dem Gewimmel fallen uns kriegerische Gestalten auf, den langen Speer mit lanzettförmiger Spitze in der Hand, im Gürtel den reich mit Silber verzierten Dolch, die weiße Schamma malerisch um die Schultern geworfen, an den Füßen Sandalen, oft kunstvoll mit buntem Leder durchflochten. In dem langen krausen Haar, welches wie eine Mähne rings um den Kopf wallt, tragen sie einen kleinen geschnitzten Pfeil. Sie stolzieren gar stattlich einher, ihre Stammesgenossen begegnen ihnen mit besonderer Hochachtung. Es sind Krieger, welche mindestens einen Feind erschlagen und seinen Kopf in die heimatliche Hütte gebracht haben. Wie sie diesen Gegner erlegt haben, ob in ehr-

lichem Kampfe oder aus sicherem Hinterhalte, hinter einem Termitenhaufen oder im dichten Euphorbiengestrüpp lauernd, das ist ganz gleichgültig. Bei den ewigen Fehden der Somalistämme untereinander, bei der Sitte der Blutrache ist der Meuchelmord an der Tagesordnung. Im Grauen des Frühmorgens und im Dämmern des Abends lauert der Somali dem Gegner auf und stößt dem arglos Wandernden den Speer in die Brust. —

Einige Wochen später, als wir auf unserem Marsche mit Ras Makonnen zusammentrafen, fand sich in unserem Zelt ein Somalihäuptling ein, welcher unter dem tollen Mullah gefochten, sich mit ihm entzweit und Kriegsdienste bei dem Ras genommen hatte. Ein baumlanger Kerl, eine sehnige Gestalt mit einem Raubtiergesicht, der Schädel mit den welligen Haarmassen klein, die Stirn niedrig, aber die Kiefer und das Gebiß mächtig entwickelt. Dieser Somali konnte sich rühmen, an einem Tage dreiundzwanzig Menschen zur Strecke gebracht zu haben, arme Gefangene, welche gefesselt vor ihm standen und auf welche er sich wie ein wildes Tier gestürzt hatte. Der Ruhm seiner Tat machte die Runde durch alle Stämme und pflanzte sich von Mund zu Mund in Form eines Siegesgesanges fort. Als unsere Somalidiener diesen großen Häuptling in unser Zelt treten sahen, brachten sie ihm eine an Verehrung grenzende Hochachtung dar.

Der Somali ist hinterlistig und feige, wenn er allein ist; sein Mut schwillt ihm aber mächtig, sobald er sich in der Übermacht weiß und einen festen Rückhalt hat. Unsere Somalidiener haben uns hiervon oft Beweise gegeben. In unserer Gegenwart und unter unserem Schutze großprahlerisch, versagten sie, sobald sie auf sich allein angewiesen waren. So erinnere ich mich noch eines Tages am Ende unserer Reise: Herr Becker und ich waren mit wenigen Dienern weit vorausgeritten und hatten unter Führung einiger aufgegriffener Einheimischer den Fluß Mareb gesucht und gefunden. Nun sollte ein Somali, ein großer, kräftiger Bursche, allein zurückreiten, um die Karawane zu dirigieren. Er weigerte sich aus Angst, obwohl ihm auf seinem Wege, auf welchem

er fortgesetzt auf Teile der Karawane stoßen mußte, sicher nichts passieren konnte.

Unsere Somali waren auch nie zu bewegen, im Dunkeln allein das Lager zu verlassen, um beispielsweise noch aus einem Brunnen Wasser zu holen.

Wir haben die Stadt hinter uns und fahren auf guter Straße in den schönen Abend hinein durch einen Landstrich, welcher nur Sand und Steine trägt. Da taucht vor uns eine grüne Oase auf, der Jardin des Plantes, eine noch junge Anlage, mit viel Sorgfalt und mühevoll dem Boden abgerungen. Die Bewässerung erfolgt aus tiefen gemauerten Brunnen; das Wasser wird mittels eines Göpelwerks durch einen Ochsen heraufgepumpt und durchrieselt in einem Kanalsystem den ganzen Garten. Es ist keine großartige Anlage, aber inmitten dieser trostlosen Umgebung wirkt sie doppelt schön mit ihrem satten Grün, ihrer Kühle, mit dem Summen zahlreicher Bienenschwärme und dem Duft blühender Akazien.

Ein stiller, schöner Abend senkt sich über die afrikanische Erde, als wir in die Stadt zurückkehren. Der Markt ist zu Ende, die Somali wandern wieder hinaus in ihre entlegenen Dörfer, zu Fuß, zu Maultier. Schleppenden Schritts ziehen die Kamele an uns vorüber, hier und dort von den dürftigen, harten Gräsern naschend, dazwischen springen Ziegen meckernd und munter spielend. Wie Schatten gleitet das alles bei zunehmender Dunkelheit dahin. Stern auf Stern blitzt am weiten Himmel auf, wie ein silbernes Band zieht die Milchstraße ihren Weg. Vom Meere herüber weht ein frischer Hauch und trägt den leisen Ton der Brandung an unser Ohr. Im Stadtteil der Eingeborenen alles still, nur hin und wieder schlägt ein Hund an, und ein Maultier schreit hinaus in die Nacht. In den Häusern der Europäer brennen auf den kühlen Veranden die Windlichter. Wir sind zum Diner beim Gouverneur geladen, en grande tenue, und werden offiziell an- und abgefeiert mit den besten Wünschen für unsere lange Reise.

Am 8. Januar ging ein Güterzug mit unserer gesamten Ausrüstung

ab, wir folgten in einem Sonderzug, Salonwagen, welche aufs Bequemste eingerichtet waren. Das französische Gouvernement hatte mit Speisen und Getränken, alles auf Eis, aufs Beste für unsere zwölfstündige Eisenbahnfahrt gesorgt. Bald lag das reizlose Unterland hinter uns. Die Bahn steigt in schlanken Windungen hinauf ins Gebirge, hier durch ein enges Defilee eilend, dort auf eiserner Brücke eine Schlucht überschreitend, gewährt sie zuweilen wunderbaren Ausblick auf Gebirge. Gegen Mittag auf halbem Wege wurde Halt gemacht auf einer Station, einem Blockhause ähnlich, roh aus Feldsteinen aufgeführt, das Dach zum Teil belegt mit dem Blech alter Konservenbüchsen. Hier wurde uns von einem Griechen ein Diner serviert, an welchem das Beste das frische Brot und der italienische Rotwein waren. Dann ging es weiter in die Berge hinein, durch große Wüstenstrecken mit zahlreichen Termitenhaufen. Einige Eingeborenenhütten lagen verstreut in dieser Einöde. Es wurde glühend heiß, plötzliche Windstöße wirbelten in der Ebene feinen Staub auf, es bildeten sich Sandhosen, welche mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Höhe stiegen, auseinanderfielen und dichte Wolken über den Zug hinwarfen.

Wir erreichten die abessinische Grenze. Auf der Station stand eine Ehrenwache mit abessinischer Fahne in grün-gelb-rot, die Soldaten bewaffnet mit Schild, Speer und Gewehren verschiedensten Modells. Zu uns stieg der Gouverneur von Dire Daua, Atu Mascha, ein Mann von guten Umgangsformen, der französischen Sprache mächtig. Seine Hauptätigkeit während der nächsten Stunden bestand darin, möglichst viel Bier und Schnaps zu vertilgen. Es schmeckte dem guten Manne sichtlich.

Gegen Ende der Fahrt wurde die Gegend freundlicher, dichter bewohnt. Akazienbäume und Sträucher säumten die Bahnlinie ein und bildeten an einzelnen Stellen in Nähe der Ansiedlungen kleine Gehölze, in denen Ziegen massenweise herumkletterten.

Am Abend um sechs Uhr, kurz vor Anbruch der Dämmerung, hielt unser Zug auf der Endstation Dire Daua oder Addis Harrar — „Addis"

heißt „neu" — ein freundlicher, sauberer Platz, wo wir von dem französischen Eisenbahnbeamten auf das Zuvorkommendste empfangen wurden. Das Hotel, geleitet von einem Franzosen, war gut, Zimmer kühl und freundlich. Eine Dusche ließ uns Staub und Strapazen der Reise bald vergessen.

Drei Tage blieben wir in Dire Daua und haben von früh bis Abends auf schattenlosem Platz bei 40° C. gearbeitet, bis die Karawane reisefertig war. Wir machten damit eine Prophezeiung zu Schanden, welche man uns in Djibuti mit auf den Weg gegeben hatte: „Vor Ablauf von acht Tagen kommen Sie nicht von Dire Daua fort." Es belohnte sich nun die Umsicht, mit welcher wir zu Hause alles durchdacht und bis ins Kleinste ausgearbeitet hatten. Zum größten Erstaunen der Franzosen gaben wir schon am ersten Abend in unserem Meßzelt ein Essen von etwa zwanzig Personen. Unser lieber abessinischer Gouverneur übernahm sich dabei so, daß er am nächsten Tage vor Katzenjammer nicht leben und nicht sterben konnte.

Die Karawane wurde folgendermaßen eingeteilt: Alle schweren Lasten und all das, was wir bis zur Ankunft in der Hauptstadt nicht gebrauchten, wurde auf Kamele verladen und sollte den Marsch durch die Wüste antreten. Die Gesandtschaft selbst, ausgerüstet mit dem notwendigen Reisegepäck und Verpflegungskisten für fünf Wochen, wählte den Weg durch die Berge, den Tschertscher Gebirgsweg, etwas länger als durch die Wüste, aber gesünder und interessanter. Als Beförderungsmittel konnten lediglich Maultiere, von denen eine genügende Anzahl nebst den zugehörigen abessinischen Treibern für uns bereit stand, dienen.

Das abessinische Maultier ist nur klein, etwa so groß wie ein chinesischer Pony. Man darf zwei Typen unterscheiden: Das Reitmaultier, oft sehr edel gezogen, das Haar weich und glänzend, das Auge intelligent, macht im allgemeinen einen gefälligen Eindruck. Es zeichnet sich durch einen starken Rücken, schlanke, sehnige Beine und prachtvolle harte Hufe aus. Natürlich gehen die Tiere, welche in den Bergen

herumklettern müssen, barfuß. Der Huf, welcher auf Stein schlägt, klingt wie Stein auf Stein. Wir bedienten uns englischer Reitsättel mit Vorder- und Hinterzeug, den Gardes du Corps war die Reitausrüstung unserer Kavallerie mitgegeben. Für sie wurde aus Lederriemen und Stricken ein Hinterzeug, ohne welches die Sättel auf den geraden Maultierrücken und beim Klettern bergauf, bergab den Tieren bis auf den Hals rutschen, hergestellt.

Natürlich gab es in den ersten Tagen beim Aufsitzen auf die Maultiere, welche zum großen Teil noch nie einen Europäer gesehen hatten, denen auch der Geruch des Europäers etwas Fremdes war, manch lustige Szene. War es schon ein Kunststück, in den Sattel zu kommen — der Abessinier sitzt von rechts auf —, so war es auch nicht leicht, oben zu bleiben auf dem bockenden, wie rasend durchgehenden Tier. Geschah das letztere, so mußte man es ruhig laufen lassen, bis es zur Vernunft kam; unsere Trensen und Kandaren sind gegenüber der Hartmäuligkeit eines abessinischen Maultiers viel zu mild.

Komisch wirkte der Anblick der Riesengestalten unserer Gardes du Corps, die langen Beine der Leute baumelten ohne Bügel bis zur Erde. Der Gefreite Kohl, welcher die längsten Gliedmaßen hatte, trat, um aufzusitzen, neben die linke Seite seines Tieres und schlug sein rechtes Bein mühelos über den Sattel; er saß wie ein Goliath auf einem Zwerg: vorn nichts wie zwei lange spielende Ohren, hinten nichts wie einen dünnen Schweif, aber der starke Rücken des kleinen Tieres trug seinen Reiter treu und sicher.

Die Lastmaultiere sind die Proletarier ihres Geschlechts, aber stark und hart. Im Durchschnitt trägt ein Tier 60—70 kg totes Gewicht. Der abessinische Packsattel ist das Primitivste und Elendeste, was ich in dieser Beziehung je gesehen. Ein gabelförmiger Holzast, roh wie ihn die Natur liefert, liegt über dem Widerrist. Daran sind zwei in der Mitte zusammengenähte, mit Heu gestopfte Kissen aus rohem Leder befestigt; häufig auch nur ein solches Kissen, welches dem

Rückgrat erst recht fest aufliegt. Nachdem auf diesen Sattel die Last aufgepackt ist, wird beides durch fingerbreite, rohlederne Riemen angegurtet. Natürlich drückt dieser Sattel, und auch die Gurte schneiden tief ein. Kein Wunder, daß alle abessinischen Packtiere schwere Druckschäden haben oder gehabt haben. Davon konnten wir auf unserer Reise ein Liedchen singen. Mit Druckschäden hatten wir schon in den ersten Tagen unsere Not und hatten sie bis zum letzten Tag; Druckschäden, so schauderhaft, wie man sie sonst wohl niemals zu Gesicht bekommt. Immer wieder packt der Abessinier, der für die Leiden eines Tieres gar kein Gefühl hat, den Martersattel auf den wunden Rücken, welcher oft nur eine große jauchende und stinkende Wunde ist. Viele Tiere haben wir auf diese Weise verloren, manche mußten wir erschießen, weil sie nicht mehr vorwärts konnten.

Anfangs war uns der Anblick dieser armen gemarterten Geschöpfe geradezu schauderhaft, aber man gewöhnt sich daran, muß sich gewöhnen, wenn man nicht mit der ganzen Ladung auf der Straße liegen bleiben will.

Man muß sich wundern, daß der Abessinier, welcher doch in seinen Bergen ganz auf das Maultier angewiesen ist, noch nie daran gedacht hat, einen besseren Packsattel zu bauen. Das Ding, welches er da gebraucht, hat er wahrscheinlich seit Jahrhunderten gebraucht, und er ist gewohnt, seit Jahrhunderten die Druckschäden auf dem Rücken seiner Maultiere zu sehen und — zu behandeln. Letzteres tut er, nicht etwa aus Mitleid, sondern aus Eigennutz, um sich das Tier zu erhalten. Die Behandlungsmethode ist sehr einfach, aber auch sehr grausam; sie zielt dahin, das Druckgeschwür zu verhindern. Sobald sich bei einem Tier die ersten Anzeichen von Druck — Anschwellung und Härte — einstellen, wird das Tier an allen vier Beinen gefesselt, geworfen und von mehreren Leuten festgehalten. Dann ergreift der „Tierarzt" ein sichelförmiges, glühend gemachtes Eisen und brennt die Stellen, indem er mehrere lange, bis auf die Muskulatur reichende, tiefe Striche führt, was natürlich mit großen Schmerzen verbunden

ist. Aber das Mittel ist probat; frei seiner Fesseln scheint das Tier auch frei von Schmerzen zu sein, wälzt sich, steht auf und weidet. Nach wenigen Tagen sind die Brandschorfe fest und hart; Eiterung habe ich danach niemals gesehen, was wohl an der reinen Gebirgsluft und der austrocknenden Wirkung der Sonne liegt. Das Tier ist bald wieder gebrauchsfähig.

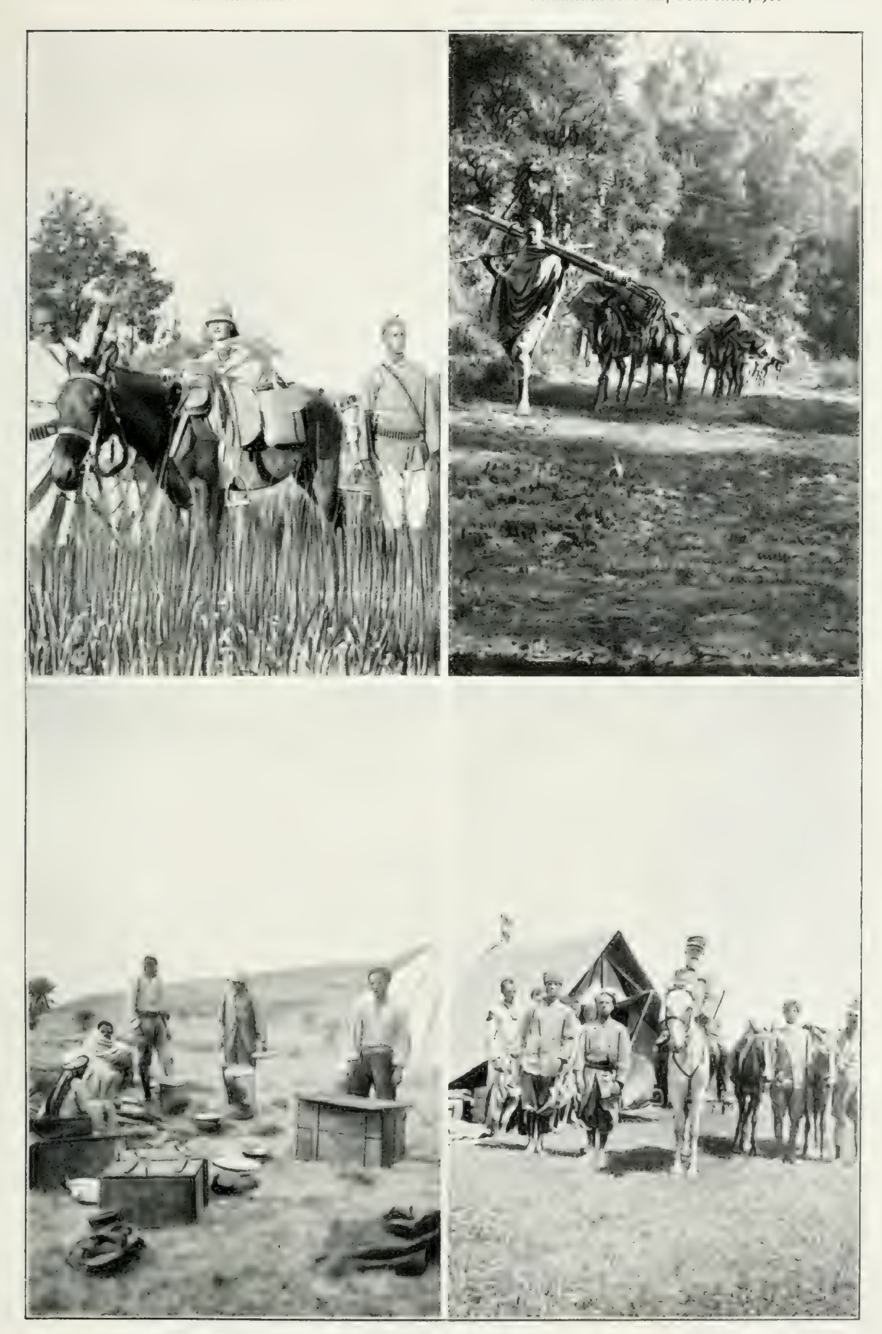
Natürlich verhindert diese Behandlung die Entstehung von Druckgeschwüren nicht immer. Wie schon erwähnt, sah ich zuweilen Geschwüre von mehr als Handtellergröße, Geschwüre, aus denen die zersetzten, vereiterten Muskeln heraushingen. Diese Tiere gehen an Entkräftung zu Grunde, wenn nicht eine mitleidige Kugel sie erlöst.

Zweifellos fällt Jahr für Jahr ein hoher Prozentsatz von Maultieren auf diese Weise in Abessinien; es vergeht kein Marschtag, ohne daß man auf Maultierkadaver stößt, angenagt von Hyänen und Schakalen. Der Verlust an Nationalvermögen muß ganz enorm sein, denn neben den Rinderherden macht der Bestand an Maultieren den wertvollsten Besitz des Abessiniers aus. Des Nagadi — abessinischer Kaufmann — ganzes Vermögen repräsentieren seine Maultiere in überwiegend größerer Zahl als Pferde und Kamele. Während für ein Pferd im Durchschnitt 14—20 Maria Theresiataler — 1 Taler = 1,90 bis 2 Mk. — gezahlt werden, gilt ein gutes Reitmaultier 60—90, ein Packtier 35—40 Taler.

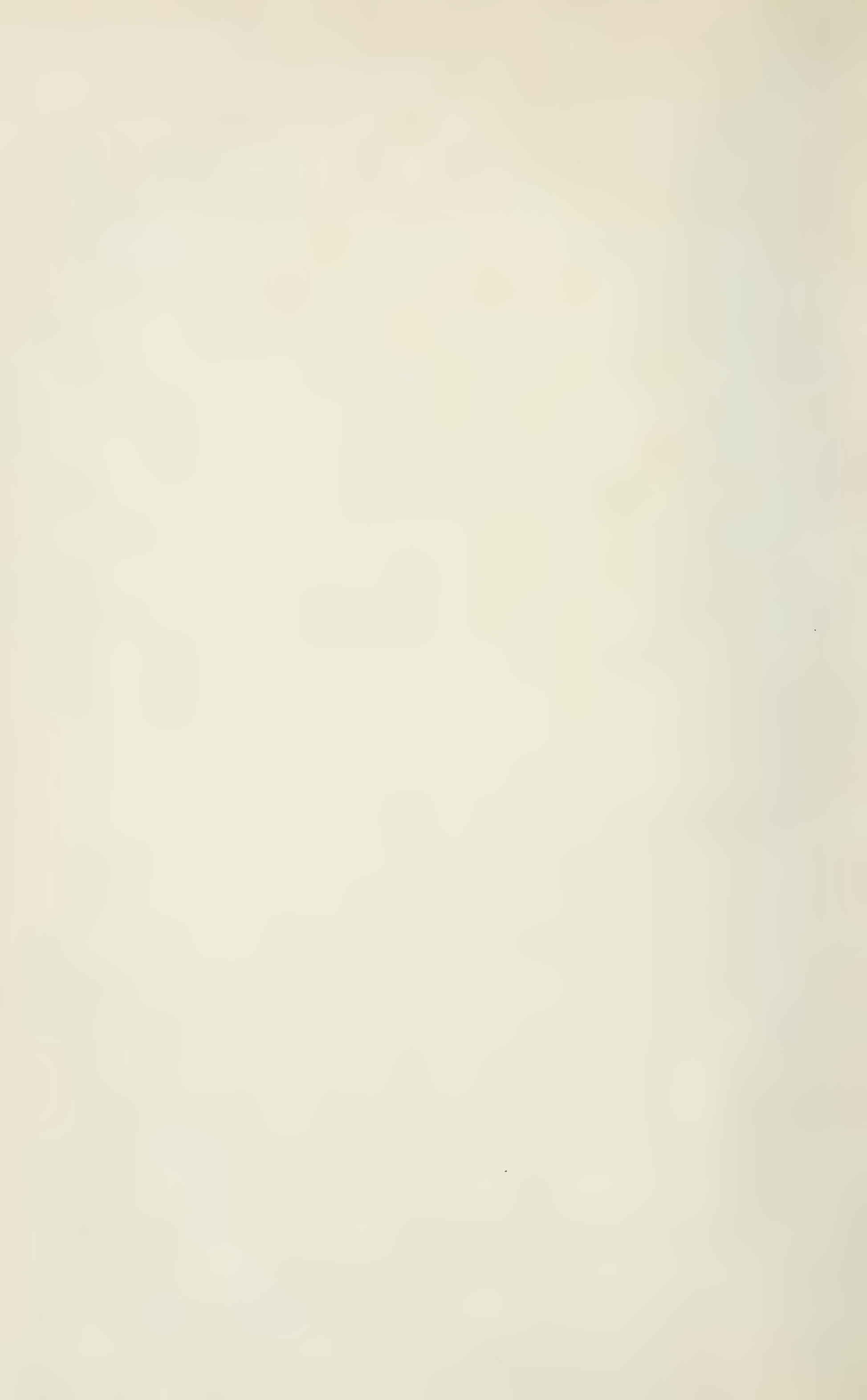
Auch der Esel — man kauft ihn für 5 Taler — wird als Lasttier benützt, auf ihm zu reiten gilt nicht für vornehm. Er ist das Karawanentier des Armen, seine Tragfähigkeit nur gering, seine Marschleistung beschränkt. Man begegnet häufig langen Zügen von Lasteseln, bepackt mit Ziegenfellen, Kaffee und dem wenigen Hausgerät, welches der nomadisierende Nagadi mit sich schleppt. Versuche, welche wir mit Eseln gemacht hatten, haben wir bald wieder aufgegeben. Für eine Karawane, welche im Gebirge schnell und sicher vorwärts kommen will, bleibt das Maultier — der Bökkolo — das einzig brauchbare Beförderungsmittel. Seine Ernährung stößt kaum jemals auf Schwierigkeiten,

Tafel II.

Reitmaultier. | Packmaultiere auf dem Marsche.



Lagerküche. | Zeltschaft des Herrn Kommerzienrat Bosch.



denn es ist sehr genügsam. Abgesattelt, wälzt es sich, beginnt sofort zu weiden und nimmt mit allem fürlieb. Für unsere Reitmaultiere hatten wir selbst in den elendesten Distrikten einmal am Tage etwas Gerste, Mais oder Erbsen, für die Lasttiere nicht immer. Den Durst erträgt der Bökkolo den ganzen Tag und ist in der Qualität des Wassers nicht wählerisch. Unverdrossen trägt er bei Tag und Nacht, bei Hitze und Kälte seine lebendige oder tote Last, im Schritt, Trab und Galopp. Wir haben oft bewundert, mit welch unglaublicher Sicherheit die Tiere in den Bergen, auf Abhängen, an den Rändern der Schluchten über Geröll und glatte Steinplatten hinwegklettern, ohne kaum je zu stolpern. Selbst in dunkler Nacht kann man sich unbedingt auf sein Maultier verlassen.

Auch über das abessinische Pferd einige Worte. Es erinnert in seinem Bau lebhaft an das arabische: kleiner, schöner Kopf, kluges Auge, kleine Ohren, schöner, hoher Aufsatz, kurzer Rücken, vier schlanke Beine mit stahlharten Sehnen und ebensolche Hufe. Schimmel und Braune überwiegen. Schritt und Galopp, die einzigen Gangarten, welche die Abessinier reiten, sind im Sattel dieser Tiere ein Genuß.

Wie das Maultier klettert auch das Pferd mit fabelhafter Gewandtheit und springt ebenso gut. Dabei zeichnet es sich durch Temperament, Klugheit und Gelehrigkeit aus.

Erst kurz vor unserem Einzug in Addis Ababa kamen wir in den Besitz von Pferden, welche so gut wie roh waren. In unglaublich kurzer Zeit hatten sich Reiter und Roß aneinander gewöhnt, und gehorsam folgte das Tier den gegebenen Hilfen. Graf Eulenburg, als alter Kavallerist, ließ es sich angelegen sein, die Gardes du Corps auf ihren Pferden einzuexerzieren mit dem Erfolge, daß diese Tiere unter ihren Reitern gingen, als wären sie in einer Schwadron ausgebildet. Graf Eulenburg konnte dem Kaiser Menelik eine Reihe von Evolutionen vormachen, ja eine gut geschlossene Attacke reiten.

Wir haben an unseren Pferden viel Freude gehabt. Sie wurden zutraulich wie gute Kameraden und liefen auf Märschen, wenn wir

die Maultiere benützten, ohne Zaum und Zügel wie Hunde hinter uns her.

Allerliebst war das Freundschaftsverhältnis, welches sich zwischen einem meiner Pferde, einem sogenannten Porzellanschimmel, und einem meiner Maultiere, einem reizenden dunkelbraunen Tier, das immer vergnügt war und allerlei Kapriolen trieb, angebahnt hatte. Beide waren im Lager und auf dem Marsche unzertrennlich voneinander. Ritt ich das Maultier, so trabte der Schimmel dicht hinter mir, ritt ich den Schimmel, so war „Ulk“ — auf diesen Namen hatte ich das Maultier getauft — bald an meiner Seite, bald vor mir, graste, schlug mit allen vieren zugleich in der Luft herum und kam laut wiehernd zu seinem Freunde. Auf der Jagd machte mir „Ulk“ oft die dümmsten Streiche und verdarb mir das Jagdvergnügen, lediglich aus Anhänglichkeit an den Schimmel. So galoppierte ich an einem Morgen, die geladene Flinte in der Rechten, über eine weite, wundervolle Steppe hinter einem Fuchs her, der oft ob der ungewohnten Erscheinung verholte. Ich kam ganz flott auf, in langem Sprung ging es dröhnend über den harten Boden. Meine Diener hatten auf „Ulk“ nicht acht; es dauerte nicht lange, da galoppiert etwas hinter mir her, hallend, wie wenn Eisen auf Eisen schlägt. Da war mein „Ulk“ auch schon heran und schlug vor Freude hinten und vorne aus. Mit der Fuchshetze war es zu Ende.

Interessant war zu beobachten, wie sich unsere Pferde und Maultiere zu Gemeinschaften zusammengefunden hatten. Gleichwie die Herren und Diener Zeltschaften unter sich bildeten, so sonderten sich auch die Tiere. Sobald ein Lager aufgeschlagen war, begaben sich Pferd und Bökkolo auf die Weide, immer in Trupps so, wie sie zu ihren Herren gehörten. Gemeinschaftlich zogen sie zur Tränke und Abends zu den Zelten. Zwischen zwei in den Boden geschlagenen Pflöcken wurde ein Lederriemen gespannt, an welchem die Tiere angehalftert wurden. Das war notwendig, um das Umherirren Nachts, wo Hyänen unser Lager umkreisten, zu verhindern. Auf Zelthäuten wurde Mais

oder Gerste aufgeschüttet, das Schroten ging die halbe Nacht. Wehe dem fremden Tier, das sich futtergierig in diese geschlossene Gesellschaft hineindrängte, unbarmherzig wurde es hinausgebissen und geschlagen.

Ich will hier gleich auf die abessinische Zäumung und das Sattelzeug eingehen.

Der Abessinier kennt keine Trense, sondern nur die Kandare und zwar eine sehr scharfe.

Die ganze Kandare besteht aus *einem* festen Stück. Die Kandarenstangen sind ziemlich lang, in ihrem Mittelstück bajonettförmig abgeknickt, ihre Enden halbkreisförmig nach hinten gebogen und durch ein eisernes Querstück fest miteinander verbunden. Auf die Laden drückt je ein fingerbreiter eiserner Arm, an welchen sich ein hufeisenförmiges, vorne offenes Eisenstück ansetzt. Es hält die Zunge nieder. Sein hinteres, abgerundetes Ende trägt eine Öse mit eingeschmiedetem ovalen Eisenring, welcher bei eingelegter Kandare den Unterkiefer von außen umschließt. Dieser Eisenring vertritt also die bei uns gebräuchliche Kinnkette. Es ist klar, daß bei jedem Zuge am Zügel die Zunge und die Kinnlade zwischen dem im Maule liegenden hufeisenförmigen Eisenstück und dem außen umlaufenden Eisenring wie in einem Schraubstock zusammengepreßt wird. Jedes Tier gibt dieser Kandare nach und stellt sich scharf zusammen. Der Kandarenzügel ist an seinem Ende zu *einem* Riemen zusammengedreht und so kurz, daß er dem Tiere auf dem Halse liegt. Das vereinigte Ende faßt der Abessinier in die linke Faust, indem er den kleinen Finger durch eine Öse schiebt. Führt er den Schild, wie meist, wenn er zu Pferde ist, so übernimmt nur der kleine Finger die Zügelleitung, während die Faust den Schildgurt umspannt. Im allgemeinen reitet der Abessinier mit dieser Kandare sehr roh, so daß den Tieren das Maul stets blutig gerissen ist.

Der abessinische Sattel ist ein Mittelding zwischen unserem alten Kavalleriebocksattel und dem Turniersattel des Mittelalters. Der Vorderzwiesel besteht gleich wie bei dem Packsattel aus einer Holzgabel, welche aber sorgfältig herausgearbeitet ist und in einem Knauf

endigt. Der Knauf ist mit rotem Leder überzogen, auch wohl mit Silber beschlagen. Die Satteltrachten sind aus glattem Holz. Der Hinterzwiesel ähnelt durchaus dem alten Turniersattel und hat die Form einer Stuhllehne. Als Unterlegedecke dient Filz oder ein Ziegenfell, als Überlegedecke meist roter Baumwollstoff oder Plüsch. Im großen und ganzen ist der Sitz eng und bedingt einen steilen Reitsitz. Die Bügel, aus Eisen oder Silber, sind schmal und klein. Der Abessinier tritt nicht mit dem ganzen Fuß hinein, sondern nur mit der großen Zehe seines nackten Fußes. Vorder- und Hinterzeug fehlen natürlich nicht, sind sie doch in den Bergen notwendig, um die Sattellage zu halten. Das gesamte Riemenzeug ist sehr hübsch aus buntem Leder, rot, gelb und grün gearbeitet. Der Kaiser Menelik benutzte einen Sattel und Zaumzeug über und über in geschmackvollster Weise mit goldenen Buckeln, Blättchen und Ketten besetzt. Eine gleiche, sehr reiche Pferdeausrüstung erhielt Seine Majestät unser Kaiser als Geschenk.

Ich übergehe die mancherlei Schwierigkeiten, welche sich unserem Abmarsche entgegensetzten, Faulheit und Widersetzlichkeit der Treiber, Beladen der Tiere mit den ungewohnten Lasten, welche erst richtig verteilt werden mußten, kurz eine Menge von Scherereien, von denen man sich bei modernen Betriebsmitteln keinen Begriff machen kann. Erwähnen will ich hier nur noch die vorzüglichen ägyptischen Packsättel, welche wir der liebenswürdigen Aufmerksamkeit des Barons von Oppenheim in Kairo verdankten. Diese Sättel haben uns hervorragende Dienste geleistet; man kann sie dem Afrikareisenden nur empfehlen.

Auf früh acht Uhr des 12. Januar 1905 war unser Abmarsch aus Dire Daua festgesetzt, Mittags zwölf Uhr konnte wenigstens die Vorhut, bestehend aus dem Konsul Schüler und mir nebst den Packtieren mit den Zelten und der Küche aufbrechen. Unser Lager sollte am See Haramaya aufgeschlagen werden. Man darf nun aber nicht glauben, daß sich die Karawane geschlossen in Bewegung setzte, sondern die

Treiber traten, je nachdem sie mit dem Beladen eines oder mehrerer Tiere fertig geworden, den Marsch an. Beim Abreiten war ich zunächst mit meinen beiden Dienern allein, ich wußte nicht, wie viele vor mir, wie viele hinter mir waren. Scharf vorwärts reitend, überholte ich im Laufe der Nachmittagsstunden bald hier, bald da einige Packtiere. Dann kam Konsul Schüler heran, welcher nach mir Dire Daua verlassen hatte. Am Ende des Marsches glaubten wir uns an der Spitze unseres Zuges zu befinden. Aber als wir am See von Haramaya eintrafen, waren doch schon einige der Leute da, welche ortskundig die nächsten Wege gewählt hatten. Nach und nach fand sich der Rest heran, so daß das Lager bei Einbruch der Dunkelheit fertig war. Der Minister Doktor Rosen mit den übrigen Herren der Gesandtschaft und den letzten Packtieren — man war um fünf Uhr von Dire Daua aufgebrochen — langte gegen elf Uhr Abends an. Wir konnten natürlich nicht mehr daran denken, nachzusehen, ob alles zur Stelle wäre, hatten aber lebhafte Bedenken. Am anderen Morgen konnten wir uns indes hierüber beruhigen, es fehlte kein Tier und kein Stück Gepäck. Diese Erfahrung haben wir dann in all den vielen Wochen unseres Aufenthaltes in Abessinien immer wieder gemacht, dank allerdings der vorzüglich durchgeführten Organisation und dank unserem Wachtmeister Moldenhauer, welcher stets als letzter aus dem Lager aufbrach, auch stets als letzter eintraf und so manchen Tag vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht im Sattel war.

Um mich nicht zu wiederholen, sei hier einmal die Tagesordnung angegeben. In der Morgenfrühe, oft schon vor Sonnenaufgang, wurde Wecken geblasen. Alles machte sich marschfertig, die Zelte wurden abgebrochen, die Maultiere beladen. Unterdessen frühstückten wir: Tee, Kaffee, Kakao, Eier, Yam, Honig, Kakes, kaltes Fleisch, je nachdem, was die Menagekiste bot und der Tribut gebracht hatte. Das Wort „Tribut" muß ich noch erläutern. Auf Befehl Kaiser Meneliks mußte uns die Bevölkerung der Gegend, durch welche wir zogen, täglich Lebensmittel und Futter für die Tiere liefern. Jeden Nachmittag

kamen die Tributleute ins Lager, Männer, Weiber und Kinder. Sie brachten: Eier, Hühner, Milch, Brot, Tetsch und Talla (einheimische alkoholische Getränke) in großen Tonkrügen, oft auch Honig, ferner Gerste und Mais für die Tiere. Auch lebende Ochsen und Ziegen wurden uns nach Bedarf zugeführt. Konsul Schüler war mit der Annahme und Verteilung beauftragt und waltete seines Amtes in Gerechtigkeit. Für unsere Abessinier wurde stets Brot und Tetsch geliefert; damit ist der Mann, welcher nur eine große Mahlzeit und zwar gegen Abend einnimmt, zufrieden. Hin und wieder wurde ihnen ein Ochse überliefert, welchen sie schlachteten, indem sie ihm den Hals durchschnitten. Mit unglaublicher Geschwindigkeit war das Tier abgehäutet und zerteilt. Alles machte sich dann gierig über das rohe, noch zuckende Fleisch her. Was nicht gleich verzehrt werden konnte, wurde in Streifen geschnitten, getrocknet und diente als Nahrung für die nächsten Tage. Unsere Somalidiener — Mohammedaner — erhielten täglich Milch, Brot und hin und wieder eine Ziege, welche sie rituell schlachteten und auf einen Sitz verzehrten. Solche Fleischtage waren für die Leute Festtage, sie nannten das „eine Fantasia machen".

Das stark gepfefferte abessinische Brot war für uns Europäer ungenießbar. In unserem Feldbackofen buk ein Mann der Gardes du Corps, welcher während der Seereise Unterricht beim Schiffsbäcker genommen hatte, ein recht gutes Brot, solange wir Mehl hatten oder mal unterwegs etwas kaufen konnten. Auch verstand er es, eine Art Kreppel — Pfannkuchen — zu backen; solche zum Frühstück zu erhalten, bedeutete für uns einen Festtag.

Nach dem Frühstück wurde sofort aufgebrochen, mußte man doch die herrlichen kühlen Morgenstunden nach Möglichkeit ausnützen. Wir marschierten fünf, sechs, sieben, auch zehn Stunden, je nachdem die Wasserstellen mehr oder weniger weit auseinanderlagen.

Sobald wir im Lager angekommen waren, wurde das zweite Frühstück eingenommen. Für dieses hatte Graf Eulenburg eine sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen: das war „der Frühstücksesel", ein

Schimmelmaultier mit zwei Menagekisten, welche am frühen Morgen gefüllt wurden. Ein Mann von den Gardes du Corps hatte die Leitung dieses Frühstückseſels und seiner kostbaren Last. Da gab es Sardellenleberwurst auf Pumpernickel gestrichen, ein Lieblingsgericht Doktor Flemmings, Cervelatwurst, Sardinen in Öl und in Tomatensoße, hartgekochte Eier, kaltes Fleisch, z. B. Huhn, Rebhuhn, Perlhuhn, Rinderfilet, als Getränk Rotwein und Fachinger Wasser. Danach wurde Kaffee serviert. Unterdessen hatten die Diener die Zelte aufgeschlagen. Jeder beschäftigte sich nach Belieben: Man schlief, man arbeitete, schrieb Tagebuch. Unser Gelehrter, Doktor Flemming, schmökerte in alten amharischen Schriften, unser Professor, Doktor Rosen, botanisierte, unser Schatzmeister Becker rechnete, Graf Eulenburg schnarchte eine Stunde, um sich dann mit umso frischeren Kräften organisatorisch zu beschäftigen, Konsul Schüler pflegte, nachdem er sich sehr umständlich rasiert hatte, in seiner Badewanne die unglaublichsten Evolutionen auszuführen, wobei das Zelt oft unter Wasser stand, Kommerzienrat Bosch arbeitete bei verschlossenem Zelt allein — er wohnte zufällig auch allein —, ich hielt Poliklinik ab oder bummelte mit der Flinte umher. Abends gegen sieben Uhr rief das Signal zum Essen. Man versammelte sich frisch gewaschen, manchmal auch aus Wassermangel ungewaschen, im Meßzelt zum Diner, bereitet von Armanjos und Andreios, dem Sandalenschakal. Über diese beiden glänzenden Repräsentanten der Kochkunst muß ich ein paar Worte sagen. Beide stammten aus Kairo, waren Kopten und durch die liebenswürdige Vermittlung des Barons von Oppenheim für unsere Expedition gewonnen. Beide hatten eigentlich zusammen nur zwei Augen, der eine schielte nämlich so stark, daß man nur einen schmalen Rand der Regenbogenhaut sah, der andere hatte tatsächlich nur ein Auge. Armanjos, der eigentliche Chef, der Schielende, war ein hochgewachsener, kräftiger Bursche; vor unserem Gesandten, Minister Doktor Rosen, welcher in arabischer Sprache mit ihm verkehrte, erstarb er zumeist in Demut. Stets, wenn er gerufen wurde, hatte er ein schlechtes Gewissen —

die Kerle betrogen nämlich und stahlen wie die Raben. Auf alle ihm gemachten Vorwürfe antwortete er mit dem wehleidigsten Gesicht von der Welt, salutierend seine Hand an den Fez erhebend und dann beide Arme über der Brust kreuzend, stereotyp mit dem einen Wort „Hade".

Hatte er seinen Anschnauzer weg, so hörte man ihn bald in seiner improvisierten Küche schimpfen und handgreiflich gegen seinen Küchenjungen werden.

Andreios, von stämmiger, untersetzter Gestalt, der Sandalenschakal — diesen Namen verdankte er seinem merkwürdig schiefen Beinwerk und den an ungeschlachten Füßen sitzenden Schuhen — war eigentlich der bessere von beiden, nicht in Bezug auf Kochkünste, denn diese waren mangelhaft, aber in Bezug auf Ehrlichkeit. Noch höre ich immer sein tiefes, gutturales Organ, stets etwas heiser, stets war er im Kampfe mit Armanjos, selten vertrugen sich beide.

Also diese beiden ehrlichen Seelen waren für unser leibliches Wohl engagiert. Wenn sie sich Mühe gaben, war das Essen gut, zuweilen sogar sehr gut, z. B. wenn wir Gäste hatten und ein Diner gaben. Aber sonst und namentlich dann, wenn Armanjos mal wieder im Zelte hatte antreten müssen, fühlten wir der Köche Rache, dann gab es tagelang immer dasselbe, Reis und wieder Reis und Hühner, immer Hühner bis zur Bewußtlosigkeit. Und schmutzig waren diese beiden kulinarischen Männer, entsetzlich! Man tat gut, nicht in die Küche hineinzusehen.

Nach dem Essen gemütliche Plauderstunde bei der Zigarre. Der Minister Doktor Rosen ließ sich seine persische Wasserpfeife bringen, welche ihm Abdi, sein Somalidiener, mit Eleganz fertig machte. Dieser kleine, bildhübsche Junge war ein Juwel von Diener. Immer vergnügt, immer aufmerksam und besorgt für seinen Herrn, dabei ein schneidiger Reiter. Als ihn der Minister einmal fragte: „Sag mal, wascht Ihr Euch eigentlich?" antwortete er: „Warum sollen wir uns waschen, wir sind ja jung." Dabei sah der Bursche immer sauber aus. Übrigens muß ich den Somali nachsagen, daß sie jede Gelegenheit

benützten, um zu baden, während der Abessinier nur mit Widerstreben ins Wasser geht.

Die Abende in unserem Meßzelt waren körperliche und geistige Erholung zugleich. Da erzählte bald dieser, bald jener von seinen Erlebnissen in fernen Landen. Minister Doktor Rosen plauderte von seinen Reisen in Persien und gewährte uns manchen Einblick in orientalisches Leben, orientalische Dichtungen und Sagen, Doktor Flemming gab Auskunft über Sprache und Schriften Abessiniens, Professor Doktor Rosen ordnete die am Tage gesammelten Pflanzen in seinem Herbarium und bereicherte unsere botanischen Kenntnisse, Graf Eulenburg erzählte heitere Geschichten im Kölner Dialekt. Regelmäßig wurde zuletzt der Plan für den nächsten Marschtag an Hand unserer Karten besprochen. Dann begab man sich zur Ruhe und schlief auf dem Feldbett herrlich bis zum grauenden Morgen, wo das Signal „Wecken" alles auf die Beine brachte. Weiter ging es, weiter von Etappe zu Etappe.

Noch einer wichtigen Persönlichkeit in unserer Karawane muß ich Erwähnung tun, des Dolmetschers Wolda Mariam, eines Abessiniers, welcher seinen Wohnsitz in Kairo hat und schon in Port Said zu uns stieß. Außer amharisch sprach er arabisch, was auch unser Gesandter vollkommen beherrscht, ebenso noch Kommerzienrat Bosch, während es allen übrigen Mitgliedern fremd war. Wir haben deswegen später noch einen zweiten Dolmetscher, einen französisch sprechenden Abessinier engagiert.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu unserem ersten Marschtage zurück. Nachdem wir die Hütten der Eingeborenen in Dire Daua hinter uns gelassen hatten, gelangten wir in ein enges Tal, eingefaßt von Hügeln, welche mit Akazien, Euphorbien und Sykomoren besetzt waren. Der Weg — wenn man eine breite, von Maultieren und Kamelen ausgetretene Sandrinne, welche deutliche Spuren trug, daß sich durch sie zur Regenzeit die Wassermassen hindurchwälzen, so nennen darf — führte in Windungen langsam bergauf. Trotz der glühenden Hitze der

Mittagsstunden war es schön; die mächtigen Sykomoren mit breit ausladenden Ästen, die schlanken Euphorbien, die grotesken Stämme der Akazien und ihre wie ein Schirm ausgebreiteten Kronen fesselten unser Auge. Buntgefiederte Vögel wiegten sich in den Zweigen; Affen sprangen behende von Baum zu Baum, muntere Wiesel glitten pfeilschnell über den Boden dahin.

Wir bogen aus der breiten Wegrinne ab und erklommen auf schmalen Maultierpfaden die Berge, ein mühsames Stück Arbeit, einer hinter dem anderen, ein Tier in die Fußstapfen des anderen tretend. An manchen Stellen war die Passage zwischen den Felsblöcken so eng, daß man die Füße aus den Bügeln nehmen und die Beine vorne auf den Sattel legen mußte. Eine wundervolle Fernsicht öffnete sich vor unseren Augen, eine Gebirgswelt, welche sich kulissenartig über- und hintereinander schob. Hier ragte ein spitzer Kegel wie ein Obelisk auf, dort schob sich eine schmale Wand in die Höhe und ganz in weiter blauer Ferne ein langgestreckter, dunkler Höhenzug. Aus dem Felsengewirr leuchteten einzelne kleine Plateaus im Grün von Akazienbäumen; sie trugen menschliche Ansiedlungen, aus wenigen Hütten bestehend. Durch eine solche Ortschaft führte unser Weg; sie machte mit ihren runden Hütten, der freundlichen Bevölkerung, welche sich im Schatten einer Sykomore versammelt hatte und uns höflich begrüßte, einen recht hübschen Eindruck. Das bißchen Feld auf diesem kleinen Fleck Erde zwischen den grauen Felsen war mit Mais und Gerste bebaut. Es war kümmerlicher, steiniger Boden, welchen eine Pflugschar nicht umwerfen könnte, sie würde an den vielen Steintrümmern zerbrechen. Der Eingeborene „pflügt" diesen Boden mit einem etwa armdicken Pfahl, dessen Spitze unten mit Eisen beschlagen ist. Er wird mit beiden Händen kräftig in die Erde gestoßen, die sich lösende Scholle gehoben und umgeworfen.

Nach mehrstündiger Kletterei auf diesen geradezu halsbrecherischen Pfaden, die den Marsch aber erheblich abkürzten, kamen wir wieder auf die früher verlassene Hauptstraße. Sie ist mit Geschick angelegt

und gut gehalten. Wir wurden bald inne, daß wir uns auf dem großen Verkehrswege befanden. Er verbindet die Küste mit dem Hinterlande und dem Handelszentrum Harrar. Zahlreiche Kamel- und Maultierkarawanen kamen uns entgegen, schwer beladen mit Häuten und Elfenbein.

Wohl eine Stunde lang ritten wir an einer tiefen, sich vielfach windenden Schlucht dahin, zu unserer Rechten gegen Nordwest ein Gebirgspanorama von unvergleichlicher Schönheit.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als wir nach sanftem Abstieg auf eine weite fruchtbare Ebene hinaustraten; im Hintergrunde glänzte die Fläche des Sees von Haramaya. Wir durchritten ein langes Dorf, Andele mit Namen, bestehend aus einzelnen Gehöften, welche von Euphorbienhecken wie von Palisaden umgeben waren. Alles machte einen sehr ordentlichen und sauberen, ja wohlhabenden Eindruck. Inmitten eines jeden Gehöftes erhebt sich eine größere runde Hütte, deren Wände mit Lehm bestrichen sind, während das Dach aus festem Schilfrohr in mächtiger Dicke hergestellt ist, allseitig breit überhängend. Um dieses Wohngebäude gruppieren sich kleinere Hütten von derselben Bauart, als Viehställe und Scheunen dienend. Die Umzäunung des Ganzen, die Euphorbienhecke, ist so dick und hoch, daß Raubtiere nicht hindurchbrechen können.

Rings um die Ortschaft dehnen sich weite Felder und Wiesen, durchzogen von Wassergräben, welche zweifellos künstlich angelegt sind. Ich habe überall auf unserer Reise bestätigt gefunden, daß der abessinische Bauer versteht, sein Land zweckmäßig durch ein System von Kanälen zu bewässern. Letztere nehmen, wo natürliche Wasserläufe nicht vorhanden sind, ihren Anfang von bald hier, bald dort gegrabenen Brunnen, welche fast durchweg nur wenige Fuß tief sind. Bei ihrer Anlegung hat man sich offenbar mit dem oberflächlichsten Grundwasser zufrieden gegeben. Zuweilen sind diese Brunnen wenig mehr als Sammelbecken desjenigen Wassers, welches in vielen kleinen Rinnsalen von den Höhen zu Tal fließt. Sie sind alsdann bis zum Rande

gefüllt. Ein solches Sammelbecken liegt am Ostabhange von Andele mitten in einer saftigen Wiese. Von ihm zweigt ein Hauptkanal von etwa 1 m Tiefe und ½ m Breite ab und ist bis an den Acker herangeführt. Hier gibt er sein Wasser an ein Netz kleinerer Kanäle ab.

Andernorts sieht man Schachtbrunnen, deren Wasserspiegel aber 1 m unter dem Niveau des Bodens liegt. Um aus ihnen das Wasser hinauszuschaffen, springen zwei Männer in den Schacht hinein und werfen das Wasser, vermischt mit Schlamm, mittels großer Flaschenkürbisse auf das Erdreich. Eine solche Bewässerung wird tagelang fortgesetzt, bis rings um den Brunnen einige Morgen Land tatsächlich unter Wasser stehen, denn anfangs nimmt der von der Sonne steinhart getrocknete Boden nichts von Feuchtigkeit auf. Die über und über mit Schlamm bedeckten nackten Männer im Brunnenschacht versüßen sich die Eintönigkeit ihrer Arbeit durch lustigen Gesang. „Ganz wie in China", dachte ich bei mir. Dort sah ich am Kaiserkanal einen auf schmalem Brettersteg stehenden Chinesen, welcher in der Hand eine an Baststricken befestigte mächtige Schale aus Flaschenkürbis in das Wasser schwang und gefüllt seinem Kameraden zuwarf. Dieser stand auf halber Höhe an der Kanalböschung, fing das Gefäß geschickt auf und warf es mit elegantem, sicheren Schwung dem dritten, am oberen Kanalrande stehenden Chinesen zu. Letzterer entleerte es in eine Rinne, welche sich in vielfachen Verzweigungen durch das zu berieselnde Feld zog. Diese Schöpfmethode vollzog sich kontinuierlich, denn, während der untenstehende Chinese mit der rechten Hand den gefüllten Kürbis in die Höhe warf, fing er mit der linken den leeren, ihm von oben zugeworfenen wieder auf, um auch ihn nach erfolgter Füllung sofort weiterzugeben. Geradezu ein Jongleurkunststück, wobei der Mann sich nicht umsah, sondern nur stets die gleichen Bewegungen mit Armen und Händen machte, durch welche die vollen und leeren Kürbisse spielend hindurchglitten. Dabei sangen die Leute im Takt.

In Andele sah ich nur Stoppelfelder, die Ernte war eben eingebracht. Gebaut wird hier Gerste, Hafer, Erbsen, Mais, der Flaschen-

kürbis, Kohl und Berberi (spanischer Pfeffer). Es ist fruchtbarer Boden, welcher hier unter dem Pfluge liegt; guter Weizenboden würde man bei uns sagen.

Der abessinische Pflug ist sehr einfach: In der Mitte eines festen Halsjoches aus Holz, in welchem zwei Ochsen oder Kühe gehen, befindet sich eine etwa armdicke, 3 m lange Deichsel, an deren unterem Ende die schmale Pflugschar mit eiserner Spitze und einem Handgriff befestigt ist. Wenn der Bauer aufs Feld geht, trägt er diesen Pflug auf der Schulter, während er die beiden Tiere mit aufgelegtem Halsjoch vor sich hertreibt. Eine Zügelvorrichtung existiert nicht, die Rinder werden durch Zuruf und eine lange Peitsche an kurzem Stiel geleitet. Der Mann braucht bei seiner Arbeit die Kraft beider Arme und Fäuste; selten geht der Pflug in glatter Furche durch den Boden, es gilt, bald hier bald dort, mehr oder weniger großen Findlingen auszuweichen. Ich habe nur wenige Äcker gesehen, wo der Abessinier sich die Mühe gegeben hatte, die Steine herauszusammeln und auf einen Haufen zu schichten. Das ist auch nur möglich da, wo die Anzahl dieser Steine gering ist, aber da, wo sie nach Tausenden zählen, wo oft Felsstücke von mehreren Zentnern Gewicht tief im Boden liegen, geschieht natürlich nichts. Um die großen Stücke wird geschickt herumgepflügt, wobei die Zugtiere dem Zuruf willig folgen; die kleineren Steine werden untergepflügt.

Auch eine Egge, ähnlich der unserigen, besitzt der abessinische Bauer. Um sie zu belasten, stellt sich der Mann selbst darauf und balanciert sehr gewandt über dem holperigen Boden, dabei singend und unaufhörlich seine Peitsche schwingend, welche ein knatterndes Geräusch gibt, etwa wie eine aus der Ferne herüberschallende Gewehrsalve. „Genau wie in China", dachte ich wieder bei mir. Der chinesische Pflug und die Egge ähneln durchaus denen in Abessinien. Bei der Bestellung verfährt der Chinese aber weit sorgfältiger als der Bauer im abessinischen Hochlande.

Der Acker ist Privateigentum, die Weide gehört der Gemeinde.

Der Viehbestand in Andele war gut, zahlreiche Herden von Rindvieh, Pferden und Ziegen weideten in der Ebene am See von Haramaya. Dieser ist ein etwa fünf Morgen großes Gewässer mit flachen Rändern an drei Seiten, während an der vierten Seite das Gelände sanft ansteigt und eine Grasnarbe trägt. Die flachen Ufer bilden auf 100 m in der Breite einen Morast, in welchem man bis über die Kniee einsinkt. Während der Regenzeit mag das Wasser mächtig anschwellen und den Sumpf überfluten. Jetzt während der Dürre hatte er eine dünne, harte, vielfach von klaffenden Rissen durchzogene Decke. Ahnungslos hatte ich mich derselben anvertraut, um nahe ans Wasser zu gelangen, wo es von Wildenten wimmelte. Plötzlich brach ich durch die harte Kruste durch und saß auch gleich mit beiden Unterschenkeln in einem zähen Morast, aus dem ich mich nur mit Mühe losmachte. Ein Silberreiher, den ich im Fluge über dem Wasser geschossen, fiel klatschend hinein. Ich verzweifelte schon daran, die Beute zu bekommen. Da kam ein kleiner, nackter Bursche aus dem Dorfe gelaufen und stampfte in den Schlamm, bald bis zur Brust einsinkend, hinein. Aber der kleine Kerl haspelte sich geschickt heraus, kroch über die schwappende Fläche hinweg und warf sich ins Wasser, meinen Reiher herausholend.

Nach des Tages Last und Hitze senkte sich eine kühle Nacht, die erste in unserem Zeltlager, über die Hochebene und den See Haramaya. Das Thermometer fiel bis auf 5° C.

Die Karawane blieb drei Tage in diesem Lager, eine Zeit, welche wir benutzten, um einen Ausflug nach Harrar, der Hauptstadt dieser Provinz, zu machen. Ras Makonnen, der Gouverneur, war nicht anwesend, hatte aber Befehl gegeben, uns mit allen Ehren zu empfangen. Nach etwa fünfstündigem Ritt, auf einem von Euphorbien eingefaßten Wege, über eine gut bebaute Ebene, tauchten die Mauern und Türme der Stadt auf. Aus dem ganzen Umkreis hatte sich die Bevölkerung — Männer, Weiber und Kinder — zusammengefunden und lagerte in dichten Scharen an der Straße. Auf großen Trommeln und Signalhörnern wurde ein unglaublicher Lärm vollführt. Der Volkshaufe

wälzte sich mit uns an die Stadt heran, welche von einer starken, aus Feldsteinen aufgeführten Mauer umgeben ist. In diese ist ein hohes, massives Tor, dessen Bekrönung zwei ruhende Löwen bilden, eingelassen. Hier hatte eine Abteilung Militär mit Fahne und Geschützen Aufstellung genommen. Wir wurden mit donnerndem Salut begrüßt und ritten in die Straßen ein, auf welchen Soldaten aller Waffen Spalier bildeten. Unser Absteigequartier war der Palast Ras Makonnens, ein großer, weißgetünchter Steinkomplex mit einem viereckigen Turm, umgeben von geräumigen Höfen. Hier wurden wir von einer Anzahl abessinischer Würdenträger empfangen. Sie geleiteten uns durch ein weites Vestibül — Speiseraum für die Gefolgschaft des Ras — in die oberen Räume. Diese Räume bestehen aus einem Eßsaal, in welchem eine Tafel für uns gedeckt war, dem Audienzraum des Ras und einer Reihe von Schlafzimmern. Die Fußböden waren mit Teppichen belegt, persischen, türkischen und europäischen, alle bunt durcheinander. Neben manchem alten, wertvollen Persianer lag ein geschmackloser, billiger aus Europa. An den weißgetünchten Wänden hingen Bilder des Negus Menelik, der Kaiserin Taitu, des Ras Makonnen. In einer Ecke des Audienzzimmers war ein Marienbild angebracht; sonst fehlte jeder Schmuck. Das Mobiliar war das denkbar einfachste: Tische, roh aus Holz gezimmert, ähnlich wie man sie bei uns in Sommerlokalen sieht, belegt mit bunten Decken, Stühle, teils gepolstert, mit Armlehnen, sogenannte Großvaterstühle, mit Bezügen in grellen Farben, zarte, goldlackierte Stühlchen, denen man sich kaum anvertrauen mochte, zum weitaus größten Teil billige Rohrstühle.

Wir mußten zunächst im Audienzraum niedersitzen, es wurde Champagner gereicht. Man tauschte Höflichkeitsphrasen aus. Dann ging es zum Diner, von einem in Harrar ansässigen Franzosen recht schmackhaft zubereitet. An Getränken wurde Portwein, Chianti, Sekt und Mineralwasser gereicht. Auch machten wir hier mit dem abessinischen Tetsch zum ersten Male Bekanntschaft, einem Gebräu, her-

gestellt aus Honig, Wasser und Gescho, einer Strauchart, welche dem Getränk einen dem Hopfen ähnlichen Geschmack verleiht. Dieser Tetsch schmeckt gar nicht übel, ist aber sehr alkoholreich, so daß Vorsicht geboten ist.

Von der Terrasse des Palastes genießt man einen herrlichen Rundblick auf die Stadt, die leicht gewellte Hochebene und einen diese nach Westen zu abschließenden breiten Höhenzug. Am Fuße des Höhenzuges liegt der Sommerpalast des Ras, leuchtend weiß von der Umgebung abstechend. Den Bau krönt eine mächtige Kuppel.

Die Stadt präsentiert sich als ein Gewirr von schmutzigweißen Steinhäusern, meist im maurischen Stil, und winkligen, engen Gassen mit einem halsbrecherischen Pflaster. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelte es von Menschen, denn abgesehen davon, daß das Schauspiel unseres Einzuges viel Volk angelockt hatte, war auch gerade Markttag. Ein Vergnügen war es nicht, sich bei mehr als 30° Hitze unter diese schmutzige, schwitzende, dicken Staub aufwirbelnde Menschenmasse zu mischen. Etwas Besonderes, Eigenartiges habe ich nicht beobachtet. Es war eben das Bild, welchem man im Orient auf Schritt und Tritt begegnet. Gehandelt wurde mit Felderzeugnissen, bunten Kattunen und Baumwollstoffen, rohen Fellen von sehr unangenehmem Geruch, und billigen europäischen Gebrauchs- und Luxusgegenständen. Die Schneider müssen in Harrar ein gutes Geschäft machen, wenigstens sah ich zahlreiche Läden, in denen an Nähmaschinen fleißig gearbeitet wurde.

Wir mußten im Laufe des Nachmittags den hohen Würdenträgern Gegenbesuche abstatten, welche schablonenhaft stets in derselben Weise verliefen. Man tritt durch ein Tor des maurischen Hauses, welches nach der Straße zu nur die kahlen Mauern aufweist, in einen schmutzigen Hof, steigt eine Treppe hinauf und gelangt in die um diesen Hof gelegenen Wohnräume. Man setzt sich, unterhält sich über Woher, Wohin, über die Reiseaussichten, nimmt Glückwünsche für die Zukunft entgegen und trinkt warmen Sekt.

Eine sehr angenehme Teestunde verlebten wir bei dem Postdirektor, Herrn Michell, und dessen Hausfrau, einer früheren Tierbändigerin, Südfranzösin, welche in ihrem maurischen Hause auf luftiger Veranda den Tisch gedeckt hatte und uns eine Schale selbstbereiteten Tees servierte. Bei Herrn Michell erstanden wir sämtliche abessinischen Briefmarken in und außer Kurs. Nachdem wir dann noch die Menagerie — die Frau beschäftigte sich mit der Dressur von Löwen, Leoparden und Affen — bewundert hatten, wanderten wir durch die Stadt in unser Quartier zurück, vorbei an der alten Moschee, welche jetzt eine christliche Kirche ist. Man sagt, daß Menelik selbst nach der Einnahme von Harrar diese Moschee öffentlich verunreinigt und entweiht habe. Nun ist an die Stelle des Halbmondes das Kreuz getreten, statt des Wasser trinkenden Bekenners des Islam herrscht der geistige Getränke mit Vorliebe vertilgende Abessinier. Sonst kein Unterschied in Lebensführung und Moral.

Am 16. Januar brachen wir unsere Zelte an der glitzernden Wasserfläche von Haramaya ab und marschierten ins Gebirge. Nach stundenlangem Aufstieg zur Höhe von etwa 2000 m dehnte sich wieder eine Ebene vor uns aus. Der Eindruck war trostlos. Gleichwie das Jahr 1904 bei uns in Europa ein trockenes gewesen, so auch in Afrika. Stundenlang nicht ein Tropfen Wasser, der Boden mit dürrem, hartem Grase bewachsen. Nur ausmalen konnte man sich, wie es hier nach der Regenzeit aussehen mußte, der Boden war zweifellos gut. Dann mußte sich aus dem üppigen, saftigen Grün Zelt neben Zelt der nomadisierenden Hirten erheben, dann mußten hier zahlreiche Viehherden grasen.

Unser Lagerplatz sollte Langé sein, eine Wasserstelle auf dieser Hochebene. Als wir dort ankamen, fanden wir zwei schmutzige Wasserlöcher, in welchen zwei nackte Männer standen, um mit Kürbisschalen Wasser in einige Rinnen zu schöpfen. Um diese drängte sich etwa ein halbes Hundert magerer Kühe. Es war ausgeschlossen, hier zu bleiben, wir hätten unsere Tiere nicht tränken können. Also weiter. Über

Steingeröll ging es vorwärts durch einige dürftige Ansiedlungen, deren Bewohner dem Unland etwas Boden zum Bebauen abgerungen hatten. Hier sah ich, wie die Leute ihren spitzen, eisenbeschlagenen Pfahl in die harte, ausgetrocknete Erde stießzen, um sie in großzen Schollen umzuwerfen. So ein Stück Land machte den Eindruck, als sei es erstmalig mit dem Dampfpflug bearbeitet.

Übrigens zeigte die Landschaft streckenweise einen prächtigen Baumbestand von Jahrhunderte alten Zedern und Sykomoren. Aber ich wunderte mich, wie viele dieser Baumriesen abgestorben waren. Was macht der Abessinier, wenn er Holz braucht? Zunächst raubt er dem Baum seine Äste, dann macht er sich an den gewaltigen Stamm heran, indem er die Rinde ringsum, soweit er in die Höhe reichen kann, abschält. Zuletzt legt er an den gestorbenen Riesen, welchen er mit seinen elenden Werkzeugen nicht fällen kann, Feuer an und bringt ihn zum Stürzen. Die Holzasche dient ihm als Düngemittel.

Mittag war lange vorüber, als wir nach jähem Abstieg Orabili passierten, eine Ortschaft, in einer engen Schlucht gelegen, einzelne Hütten wie Schwalbennester an den Berglehnen angeklebt, im Grunde vier elende, halb ausgetrocknete Brunnen. In großzen Tonkrügen schleppten Weiber Wasser daher, bei dessen Besichtigung wir uns wieder sagten, „hier ist unseres Bleibens nicht, wenn wir unsere Tiere nicht verdursten lassen wollen“. Unsere erfahrenen Boys, welche diesen Weg schon oft gemacht hatten, zeigten uns eine Hütte an der östlichen Berglehne, welche etwas stattlicher aussah als die anderen. Dort trafen wir einen französisch sprechenden Mann kaukasischer Abstammung. Darauf deuteten Gesichtsbildung, Haar- und Bartwuchs und die europäische Kleidung. Weiß der Himmel, was diesen Menschen in diese Einöde getrieben hat; woher die Fahrt, wes Nam' und Art, wir haben es nicht erfahren. Aber uns hungrigen Menschen konnte er in seiner rauchgeschwärzten Hütte eins bieten, etwa dreißig frische Eier, welche wir austranken. Dieser Hinterwäldler gab uns die tröstliche Auskunft, daß wir in etwa zwei Stunden an einen guten, wasserreichen Lagerplatz ge-

langen könnten. Wir trieben unsere müden Tiere wieder vorwärts und kamen gegen Sonnenuntergang, im ganzen nach zehnstündigem Marsch, nach Kolubie, einem engen Talkessel, umrahmt von bewaldeten Höhen. Kulissenartig schoben sich die Bergkegel hintereinander, höher und höher ansteigend. Es war ein wundervolles Bild.

Alle Anzeichen sprachen dafür, daß wir einen guten, oft besuchten Platz gefunden hatten. Da standen noch Einfriedigungen von stachligen Akazienzweigen, kleine Hütten aus Reisig und Riedgras. Auch drei Quellen mit leidlich gutem Wasser, unter Steingeröll und Baumwurzeln hervorsickernd, entdeckten wir bald. Augenscheinlich war diese Gegend bewohnt; wir fanden neben der einen Quelle einen Trog aus einem hohlen Baumstamm. Von fernher tönte das Brüllen von Rindern, das Rufen menschlicher Stimmen. Bald war das Lager aufgeschlagen, bevor noch die Sonne zur Rüste ging. Die Mühen des Tages waren vergessen. Das Schweigen einer imposanten Gebirgswelt senkte sich über den Talkessel herab. Gemach verstummte das Leben um uns, die Maultiere waren inmitten des Lagers zusammengetrieben und weideten von dem harten Grase. Von den Höhen gellte hin und wieder der langgezogene, singende Schrei eines Hirten, ihm antwortete ein anderer von jenseits. Als dann Stern auf Stern am schweigenden Himmel heraufzog, als die Berge sich in immer dunklere Schatten hüllten, hätte man glauben können, zu Hause im bayrischen Hochlande zu sein. Aber da reckten sich bald hier, bald dort Flammensäulen in die Luft, einsam, wie fernleuchtende Fanale. Zuweilen stürzte ein solches zusammen, einen Funkenregen ausstreuend. Dann kroch die züngelnde Flamme am Boden weiter. Das waren die Baumriesen, an welche die Menschen Feuer gelegt hatten. Um uns erwachte nächtliches Tierleben, der Schrei der Hyäne, das heisere Bellen des Schakals, oft so nahe, daß die Maultiere unruhig wurden und schnaubend sich enger an die Zelte drängten. Eine herrlich klare, aber kalte Nacht zog herauf, das Thermometer fiel auf 0° C.

Es schläft sich natürlich vorzüglich im luftigen Zelt in der reinen

Gebirgsluft, gegen die Kälte durch warme Kamelhaardecken geschützt. Darum sah der junge Tag auch nur vergnügte Gesichter. Nach den Anstrengungen des vorhergehenden Tages mußten wir unseren Tieren einen Ruhetag gönnen. Da streifte man umher auf den Höhen in fröhlichem Jagdeifer; zu schießen gab es genug, Rebhühner, Fasanen, Tauben.

Die Gegend erwies sich als ziemlich stark bewohnt. Rings um den Talkessel liegen kleine Ansiedlungen inmitten von Schirmakazien, angelehnt an die Bergrücken, welche sie vor den Winden schützen. Ein fleißiges Volk, davon legte der Zustand der Felder, das in Schobern aufgestapelte Korn Zeugnis ab. Es wird hier meist Gerste und Hirse gebaut.

Die Bevölkerung, seßhafte Bauern, gehört dem Stamme der Galla an. Sie sind dunkelfarbiger als die Abessinier von Schoa, hochgewachsene, schöne Gestalten, die Frauen zum Teil hübsch, alle bescheiden und höflich. Männer und Frauen teilen sich gleichmäßig in die Arbeit, so zwar, daß der Mann die schwerere Feldarbeit übernimmt, während die Frau im Hause schafft. Die Hütten machen einen netten, sauberen Eindruck; das Wohnungsgerät ist das denkbar einfachste. Es besteht aus Ziegenfellen, welche als Lager dienen, niedrigen Holzschemeln, Tonkrügen und Flaschenkürbissen. An einer Wand der Hütte befindet sich eine gewöhnliche Feuerstelle, auf welcher eisernes und tönernes Kochgeschirr steht. Zum Mahlen des Kornes dienen glatte Steine.

Die Weiber tragen zierlichen Schmuck aus bunten Perlen um den Hals, auch meistens ein Amulett, um die Fußgelenke silberne und kupferne Spangen. Der Mann führt als Waffe durchweg die Lanze, das Feuergewehr ist diesen, erst vor achtzehn Jahren unterworfenen Völkerschaften verboten.

Der 18. Januar fand uns nach einem genußreichen Marsche durch bewaldetes Hochgebirge im Lager von Schalanko, einer Ebene, auf welcher Ras Makonnen 1887 einen glänzenden, aber sehr blutigen Sieg erfochten hatte. Wir lagerten an einem steil aufsteigenden Höhen-

zug, zu dessen Füßen drei größere Ansiedlungen lagen. Bei unserer Ankunft spielte ein Heer von Affen in den Zweigen einer Riesensykomore, in den Felsen wimmelte es von Murmeltieren. Die Bewaldung war so dicht, daß man sich zur Höhe des Bergrückens nur mühsam, oft auf allen Vieren kriechend, einen Weg bahnen konnte. Belohnt war man, wenn man dort oben stand und hinaussah über eine sich höher und höher türmende Gebirgsszenerie. Die Zelte unter uns und die Ansiedlungen der Eingeborenen mit ihren dunklen Hütten und den emsig beschäftigten Menschen lagen da wie aus einer Spielzeugschachtel herausgenommen.

Am nächsten Morgen hatten wir Schwierigkeiten beim Abmarsch. Unsere Maultiertreiber waren renitent; unter den gutwilligen fanden sich immer einige faule und unzufriedene Leute. Als wir um fünf Uhr aufbrechen wollten, weigerte sich die Mehrzahl. Wir mußten schließlich mit Gewalt vorgehen, nahmen den Burschen die Gewehre ab — ein Abessinier empfindet es als Schande, ohne Gewehr zu marschieren —, banden die Haupträdelsführer und wurden so der Revolte Herr. Es war aber acht Uhr geworden, als wir aufbrachen. Der Marsch war beschwerlich und ging fast nur durch ödes Land. Die Sonne brannte heiß, die Haut im Gesicht löste sich uns in Fetzen ab. Am unangenehmsten waren die Brandwunden an den Lippen, da man sich diese beim Essen und Sprechen immer wieder aufriß.

Unser Lagerplatz in Derhu war prächtig. In 2200 m Höhe. Ein kleines Hochplateau mit Grasnarbe bildete den Abschluß eines Bergpfades, welchen wir in vielen Windungen passiert hatten. Fast unvermittelt tauchte der Platz vor uns auf, nach Süden und Westen sanft abfallend, nach Norden schroff an eine Schlucht reichend, jenseits derselben dehnte sich dichter Urwald aus. Man sah hinein in die dunklen Schatten zwischen den Stämmen alter Bäume, um welche sich ein Gewirr von Lianen schlang, hinauf zu den mächtigen Baumkronen, in deren Zweigen langgeschwänzte Affen ihr Spiel trieben. Das kleine Plateau selbst war reich an inselartig verteilten Baumgruppen. So

lagen unsere Zelte diesmal im Schatten von Laubdächern, das Thermometer zeigte am hohen Mittag nur 27° C. Als dann das Dunkel der Nacht heraufzog und unsere kleinen Lagerfeuer tanzende Lichter über die Baumstämme und die im Abendwinde rauschenden Blätter hinwarfen, während Konsul Schüler seiner meisterhaft gespielten Geige heimatliche Weisen entlockte, war es wie ein schönes Wunder aus „Tausend und eine Nacht".

Mit Bedauern trennten wir uns am nächsten Morgen von diesem Idyll und ritten nach Burka, wo unser Lager an einem Bach mit klarem, fließendem Wasser aufgeschlagen wurde. Auch dieser Stätte wird sich gewiß jeder von uns gerne erinnern. Konnten wir doch hier endlich einmal Wasser trinken. In all den letzten Tagen war unser Getränk lediglich Fachinger Wasser gewesen, selbst zum Zähnebürsten hatten wir es benutzen müssen. Auch die gebrauchte Wäsche wurde hier gewaschen, die afrikanische Sonne trocknete sie im Umsehen. Gute Haushaltwaschseife fehlte natürlich nicht unter unseren Reiserequisiten. Selbst ein Plätteisen zum Bügeln „auf neu", aber ohne Glanz, war vorhanden.

Am 21. Januar Marsch nach Hirna, wo am 22. ein Ruhetag gemacht wurde, denn wir hatten einen langen, beschwerlichen Marsch vor uns.

Am 23. Januar brachen wir schon um halbfünf Uhr auf, bevor noch die Sonne über die Berge geklettert war. Der Morgen war frisch, der Weg gut, es ging flott vorwärts. Aber bald änderte sich die Sache. Wir stiegen einen schmalen Engpaß hinan, bis zu 3000 m Höhe, kein Lüftchen regte sich, die Sonne brannte auf das heiße Gestein, welches selbst wieder wie ein Ofen Hitze ausstrahlte. Gegen Mittag mußten wir eine Pause machen, um den Tieren Rast zu gönnen. Auch bei uns meldete sich Hunger und Durst. So rasteten wir unter einer alten, breitästigen Sykomore, an Schokolade knabbernd und mit Sehnsucht unseren Frühstückesel erwartend. Er blieb lange aus, die Karawane hatte sich weit auseinandergezogen. Sie mochte an diesem Tage

wohl eine Länge von 7 km haben. So saßen wir denn auf den harten Baumwurzeln, das Fernglas vor den Augen, ausspähend nach der Riesengestalt des Gefreiten Hemp und seinem Schimmel mit den beiden Futterkisten. Endlich erschien er, wir stärkten uns für den weiteren Ritt. Er war noch schwierig genug, denn wieder ging es bergauf, bergab durch trostlos kahle Gegenden. Die Tiere ermatteten, langsam und träge schlich alles dahin.

Mir ist dieser Tag aus zwei Gründen noch besonders in Erinnerung geblieben. Zunächst begegneten wir hier zum ersten Male riesigen Heuschreckenschwärmen. Wie Wolken kamen sie uns entgegen, stundenlang, immer neue Schwärme, immer weiter nach Osten sich wälzend, woher wir gekommen. Hieb man mit der Peitsche durch die Luft, so traf man stets einige dieser freßgierigen Vertilger alles Pflanzenlebens. Sie prallten gegen Reiter und Tier und waren bei der herrschenden Hitze und der windstillen Luft eine entsetzliche Plage. An diesem Tage pries ich den in Port Said gekauften Sonnenschirm.

Meine zweite Erinnerung betrifft unseren Hund, einen schönen, schwarzen Spitz, welchen ich in Berlin im Tierasyl gekauft hatte. Das muntere Tier hatte uns schon auf dem Schiff und weiter auf unseren Märschen viel Freude gemacht, auch war es sehr wachsam. Je höher wir ins Gebirge hinaufstiegen, umso schwerer wurde unserem Spitz das Laufen. An dem Tage, von welchem ich erzähle, erlahmte seine Kraft. Mit weit heraushängender Zunge, taumelnd kam er zu mir. Ich hob ihn zu mir auf den Sattel und schleppte ihn so mit ins Lager.

Gegen 4 Uhr Nachmittags kamen wir in Komi, auch Kounhé genannt, alle todmüde an. Der Platz war weit und breit die einzige Lagerstelle und dementsprechend viel benutzt. Ein armseliges Wasserloch befand sich eine halbe Stunde weiter, das Wasser war sehr schlecht. Selbst zum Kochen konnten wir es erst dann gebrauchen, nachdem es geklärt und filtriert war.

Es wird interessieren, hier einige Bemerkungen über Wasserreinigung einzuschalten.

Wir hatten ein einkerziges Berkefeldfilter mitgenommen, allein seine Anwendung ist eine sehr beschränkte. Schmutzwasser kann man damit nicht in klares verwandeln, sondern nur klares Wasser seines Gehaltes an krankheiterregenden Keimen berauben. Sobald man schlammiges Wasser durch das Filter hindurchtreibt, verstopft sich die Kerze in wenigen Minuten. Diese Erfahrung hatte ich schon in China gemacht. Dort wie hier griff ich zu dem bewährten Mittel zurück, sehr schmutziges, schlammiges Wasser zunächst durch Alaun zu klären und dann zu filtrieren. In Harrar hatte ich einige Meter Flanell gekauft, dies doppelt in Form einer Clownmütze zusammengelegt und mit der Nähmaschine durchsteppen lassen. Dies Filter genügte zumeist; wollte ich seine Wirkung noch erhöhen, so stopfte ich eine für diesen Zweck aus meinen Wäschebeständen gestiftete Flanellunterhose in den Trichter hinein. Dann funktionierte die Sache tadellos. Außerdem hatte ich in Harrar noch einen großen eisernen Kochkessel erstanden. Damit ließ sich genügend Nutzwasser schaffen, vorausgesetzt, daß überhaupt etwas da war. Übrigens sind Filzfilter in Form von Clownmützen im Handel zu haben. Ich empfehle sie Reisenden aufs angelegentlichste. Gegenüber der geschilderten Methode der Wasserreinigung sind alle anderen Methoden zu unzuverlässig und zu zeitraubend.

Am 24. Januar trafen wir mit Ras Makonnen, welcher vom Hoflager in Addis Ababa in seine Residenz zurückkehrte, zusammen. Wir warfen uns in festliche Gewänder, die Gardes du Corps und ich in die gestickte Uniform, welche Se. Majestät der Kaiser für diese Reise befohlen hatte nach dem Muster, wie sie von dem hohen Herrn auf seiner Fahrt nach Jerusalem getragen worden war.

Unsere Kavalkade machte einen imposanten Eindruck, voran die Gardes du Corps, geführt vom Wachtmeister Moldenhauer, dahinter unser Gesandter und in seinem Gefolge die übrigen Herren der Gesandtschaft. Unsere Boys trugen unsere Waffen hinter uns her. Ohne das geht

es nun einmal in Abessinien nicht. Man wird nach Zahl und Art des Gefolges und der Waffen geschätzt.

Ein kaum zweistündiger, sehr angenehmer Marsch durch Wald führte uns in das Tal von Boroma, das durchflossen wird von einem klaren Bach, dessen Ränder mit Bananengebüschen besetzt waren. Jenseits dieses Baches gen Südwesten dehnte sich ein großes Lager aus. In der Mitte desselben erhob sich das runde, weiße Zelt des Ras. Seine Gefolgschaft, bestehend aus Soldaten, Sklaven und Sklavinnen, mochte einige hundert Köpfe stark sein. Wie der Ras uns später erzählte, war er mit seinem Vortrab vorausgeeilt, um uns rechtzeitig begrüßen zu können; seine Hauptmacht sollte noch folgen. So reist ein abessinischer Großer. Je höher er im Range steht, umso zahlreicher ist sein Gefolge, für dessen Ernährung die Bevölkerung des Durchzugsgebietes sorgen muß.

Vor dem Zelte des Ras sprangen wir von den Maultieren, er selbst trat uns unter dem Eingang entgegen, einem jeden nach der Vorstellung die Hand reichend.

Ras Makonnen, ein Mann Ende der Vierziger, von fast heller Hautfarbe — jedenfalls sah er nicht dunkler aus als unsere sonnverbrannten Gesichter und Hände — ist eine mittelgroße, sehr elegante Erscheinung mit auffallend schönen, schlanken Händen. Das Haupthaar kurz gehalten, Wangen und Kinn von einem dünnen Vollbart umrahmt, ein kleines Schnurrbärtchen über dem feingeschnittenen Mund, die Stirn hoch und breit, ernste, etwas melancholisch dreinblickende Augen über einer kleinen, geraden Nase, macht er einen durchaus aristokratischen Eindruck. In der Art sich zu bewegen liegt Würde und die Sicherheit eines gekrönten Herrschers und eines Mannes, der ein Stück Geschichte seines Landes gemacht hat. Er gewinnt im ersten Augenblick durch sein liebenswürdiges, verbindliches Wesen. Gekleidet war der Ras in Untergewänder von heller Seide, darüber trug er eine weiße Schamma mit reichgestickter, bunter Borte und einen schwarzseidenen Mantel mit goldener Litze, das Abzeichen seines hohen Ranges.

Um den Hals trug er an einem schwarzen Bande das Bildnis des heiligen Georg mit dem Drachen, sehr zierlich in Gold gearbeitet. Die Füße waren mit dunklen seidenen Strümpfen und Lackschuhen bekleidet. Wir wurden in das Zelt geleitet, dessen Boden mit Teppichen belegt war. An der einen Seite war aus Kissen und Teppichen eine Art Thron hergerichtet, auf welchem sich der Ras niederließ, an seiner Seite der Minister Doktor Rosen. Wir gruppierten uns im Halbkreise. Die Unterhaltung wurde mit Hilfe eines französisch sprechenden Abessiniers geführt. In üblicher Weise wurden Fragen und Antworten über die Reise ausgetauscht. Dann erkundigte sich der Ras, welcher London und Paris besucht hat, nach Deutschland, nach Berlin und vor allem nach dem Kaiser und der kaiserlichen Familie. Er erwies sich im allgemeinen über europäische Verhältnisse gut unterrichtet und meinte, er würde Berlin sehr gern besuchen, wenn der Negus es ihm erlauben würde. Lebhaft interessierte ihn der russisch-japanische Krieg, er fragte, ob wir Depeschen vom Kriegsschauplatze erhalten hätten, wie es um Port Arthur und die russische Flotte stünde. Während der Audienz, an welcher im Hintergrunde des Zeltes auch unsere Gardes du Corps teilnahmen, wurde Tetsch in großen Gläsern für uns, in Fläschchen, ähnlich den Destillierkolben der Chemiker, für die Mannschaften und die Gefolgschaft des Ras gereicht. Bei den gegenseitig ausgebrachten Toasten mußte man dies starke Getränk auf nüchternen Magen trinken.

Feierlich, wie wir gekommen, nahmen wir Abschied und ritten in unser Lager, welches unterdessen auf der anderen Seite des Baches aufgeschlagen war. Am Nachmittage machte Ras Makonnen seinen Gegenbesuch. Er kam auf reichgeschirrtem Schlachtroß mit großem Gefolge. Er saß vor unserem Lager ab und machte die letzten Schritte bis zu unserem Meßzelte zu Fuß. Die Gardes du Corps waren in Parade mit gezogenem Degen neben der an hohem Mast wehenden deutschen Flagge aufgestellt und präsentierten auf das Kommando des Wachtmeisters. Ras Makonnen grüßte leicht mit der Hand. Er trug jetzt auf dem

Kopfe einen weichen, hellgrauen Filzhut und an der rechten Seite ein Krummschwert in blausamtner Scheide, reich mit Goldfiligranarbeit verziert. Mit besonderem Wohlgefallen ruhte sein Blick auf unseren strammen Soldaten und den von ihnen ausgeführten Griffen. Nachdem alle im Zelt Platz genommen, wurde Rotwein, Mineralwasser, Marzipan und Honigkuchen, was den Abessiniern sehr mundete, gereicht. Wir entschuldigten uns, daß wir nichts Besseres vorsetzen könnten, da Teile unserer Karawane — es waren gerade die Tiere mit den Sektkisten — noch zurückgeblieben seien. Sofort sandte der Ras in sein Lager und ließ von seinem Sekt holen.

Die Unterhaltung war bald sehr angeregt. Wir erzählten, daß uns eine Reihe von Lasttieren gefallen, andere infolge von Druckschäden unbrauchbar geworden seien. Bereitwilligst bot der Ras seine Hilfe an und versprach eine Anzahl von Kamelen.

Den Höhepunkt dieser Zusammenkunft bildete die Überreichung des dem Ras von Sr. Majestät dem Kaiser verliehenen Roten Adlerordens I. Klasse. Unter präsentiertem Gewehr wurden die Ordensinsignien nach einer Ansprache unseres Gesandten dem über diese Auszeichnung sichtlich erfreuten Ras angelegt. Er bat dann aber, man möge dieselben vorderhand zurücknehmen, bis Menelik die Erlaubnis zur Annahme erteilt habe. Minister Doktor Rosen erhielt als Geschenk einen prachtvollen Schild mit rotem Plüschbezug und aufgelegter Goldfiligranarbeit, sowie ein reichgeschirrtes, sehr kräftiges Maultier.

Da wir gehört hatten, daß Ras Makonnen leidend sei, so wurde ihm meine ärztliche Hilfe angeboten und dankend angenommen. Für die Konsultation wurde der nächste Morgen bestimmt. Unser Lager wurde von den neugierigen Abessiniern, welche sich für unsere Ausrüstung lebhaft interessierten, fleißig besucht. Am Abend machten wir ihnen das Vergnügen, bunte Leuchtkugeln aus unseren Flinten abzuschießen.

In unserem Zelt fand sich der schon früher erwähnte Somalihäuptling mit der traurigen Berühmtheit, dreiundzwanzig wehrlose Menschen

an einem Tage geschlachtet zu haben, ein. Professor Doktor Rosen holte sein Grammophon herbei und gab einige Stücke zu Gehör. Kommerzienrat Bosch sang „wie ein Löwe“ — dies die Kritik des Somali — „Strömt herbei ihr Völkerscharen“ in das Instrument hinein. Es war lustig zu beobachten, wie die Abessinier nun bald den Kommerzienrat, bald das Grammophon, aus dem das Lied wieder heraustönte, kopfschüttelnd ansahen. Der Somalihäuptling sang eine Ode, „Abschied vom tollen Mullah“ und einen Dank für die gastliche Aufnahme bei uns in den Trichter hinein, auch dies gab die Walze prompt wieder. Horchend saß der Somali da, seine Augen wurden immer größer, sein breiter Mund mit den starken weißen Zähnen sprudelte über von Ausdrücken der Verwunderung. Immer und immer wieder betrachtete er das Instrument von allen Seiten, „es müsse doch wohl ein kleiner Mensch darin verborgen sein“. Zuletzt meinte er: „Der Europäer kann alles, nur eins nicht, einen toten Menschen wieder lebendig machen.“

Am nächsten Morgen um 8 Uhr hatte ich Audienz beim Ras Makonnen. Mit einem Mann der Gardes du Corps, zwei Dienern mit meinen Gewehren und meiner auf ein Maultier verpackten Apotheke ritt ich vor sein Zelt, an dessen Eingang er mich empfing. Wir blieben allein mit seinem Dolmetscher. Er lag auf seidenen Kissen, ich saß auf einem dieser zerbrechlichen goldlackierten Stühlchen, auf denen man den Gedanken nicht los wird, „wann kommt der Augenblick, wo du mit dem Ding zusammenbrichst“.

Ras Makonnen leidet an den Folgen einer Lanzenstichverletzung des Unterleibs, die er vor achtzehn Jahren in der Schlacht davongetragen. Alljährlich besuchte er dieserhalb die heißen Quellen, an denen Abessinien sehr reich ist. Ich empfahl ihm Massage und führte dieselbe sofort aus. Die Sache leuchtete dem Ras ein. Er ließ einen seiner Hofleute hereinkommen, ich mußte die einzelnen Handgriffe vormachen. Der Mann hatte die Sache schnell begriffen und machte sie geschickt nach. Wegen mannigfacher sonstiger Beschwerden verordnete ich

noch eine Reihe von Medikamenten aus meiner Apotheke. Draußen vor dem Zelt wurde ich weiter von abessinischen Würdenträgern bestürmt, dem einen fehlte dies, dem anderen das. Ich plünderte meinen Vorrat an Arzneien, um all diesen Wünschen gerecht zu werden.

Ras Makonnen schickte mir als Dank eine junge lebende Gazelle, welche ich tagelang in einem Tränkeimer mit mir geführt, mit Milch und eingeweichtem Zwieback gepäppelt habe. Sie ging mir aber am Hawasch trotz aller Sorgfalt ein.

Am Nachmittage brach Ras Makonnen, nachdem er sich nochmals in unserem Lager verabschiedet hatte, gen Osten auf. Er ritt ein Maultier und war im Reiseanzug, auf dem Kopfe einen alten Filzhut, über welchen ein Diener einen aufgespannten schwarzen Schirm hielt. Er war umgeben von seinen Würdenträgern und einer zahllosen Menge von Soldaten. Dann flutete die Lastkarawane vorbei, getrieben von Sklaven und Sklavinnen, ein unabsehbar langer Zug, der wohlgeordnet dahinzog.

Am 26. und 27. Januar zogen wir durch das Gouba-Gebirge, Höhenzüge von 2700—3000 m. Besondere Schwierigkeiten waren nicht zu überwinden. So konnte man das schöne Gebirgspanorama, welches sich um uns entrollte, voll genießen. Der Weg führte zum Teil durch fruchtbare Hochebenen mit saftiger Weide und prachtvollem Bestand alter Sykomoren. Auch Wasser war in ausreichender Menge vorhanden. Die zahlreichen hier weidenden Viehherden waren in vortrefflichem Futterzustande. Ein liebliches Bild bot ein von bewaldeten Bergen umrahmter See, er lag so still und träumend da wie ein Alpsee im bayrischen Hochlande.

Im Lager von Lagahardin — Laga heißt Bach, Fluß — auf einem Plateau, dessen Boden zum Teil unter dem Pfluge lag, zum Teil einen mit gelblich blühenden Mimosen besäten Grasteppich hatte, feierten wir Kaisers Geburtstag. Am Nachmittag vier Uhr versammelten sich die Herren der Gesandtschaft und unsere Mannschaften am Meßzelt. Der Gesandte Doktor Rosen hielt eine kurze, kernige Ansprache, welche in

einem dreifachen Hurra auf unseren allergnädigsten Herrn ausklang. Dann war Preisschießen nach der Scheibe mit dem Karabiner und Abends Diner. Vier abessinische Würdenträger waren als Gäste geladen. Die guten Leute hatten Fasttag, aßen infolgedessen nichts, tranken aber umsomehr Kognak und Champagner, so daß sie bald in stark angeheitertem Zustande waren. Unsere Leute veranstalteten eine Fantasia, wobei der frischgeschlachtete Tributochse total verzehrt wurde. Der Tetsch floß in Strömen.

Am 28. Januar brachen wir um sechs Uhr auf. Es war ein sehr frischer Morgen, die ganze Welt um uns in Wolken gehüllt, in welche wir, höher kletternd, hineinritten. Um uns und unter uns ein Gewoge grauen Dampfes, die Sonne schimmerte nur als matte Scheibe hindurch. Gespenstisch tauchten die Bäume am Wege vor uns auf und unter. Auf Augenblicke verschob sich der Vorhang, man sah hinein in Schluchten und Täler, hinüber auf die Bergkuppen. Dann war alles wieder in Wolken gehüllt. Nach Passieren eines steinigen Passes ging es talwärts; wir saßen von unseren Tieren ab und gingen zu Fuß. Ganz plötzlich riß der Wolkenschleier, vor uns im Sonnenglanze lag die Ebene des Hawasch. Weit traten die Berge zurück, ein fruchtbares Plateau, besetzt mit Schirmakazien, durchflossen von Bächen, nahm uns auf. Nach Norden in weiter Ferne, durchblickend zwischen einzeln aufragenden nackten Bergkegeln, dehnte sich die Wüste.

Je mehr wir uns dem Flusse näherten, umso zahlreicher wurden die Ansiedlungen, die Rinder- und Ziegenherden, die Kamel- und Maultierkarawanen. Unser Abstieg war von 3000 m auf etwa 1200 m erfolgt. Das spürte man an der zunehmenden Hitze.

In Katschinoa an einem kleinen Bach mit klarem Wasser machten wir halt. Es war ein alter und sehr enger Lagerplatz auf staubigem, an die nahe Wüste erinnerndem Sandboden: Wir mußten unsere Zelte eng nebeneinander aufschlagen, für die Tiere fand sich nur dürftige Weide an den Bachrändern. Neben uns lagerte ein Nagadi, welcher nach Harrar zog. Alles suchte das Wasser und den Schatten der

wenigen hier stehenden Bäume auf. Es war eng, heiß und staubig. Fliegen und Mücken bildeten eine große Plage. Auch der Abend und die Nacht brachten keine Kühlung; es lastete wie ein dumpfer Druck auf uns allen, die wir durch die reine Höhenluft verwöhnt waren. Wir schliefen in weit geöffneten Zelten.

Noch bei Dunkelheit wurde am anderen Morgen aufgebrochen, um den zweistündigen Weg durch wüstes Ödland, auf welches die afrikanische Sonne heiß niederbrannte, noch in der Morgenfrische, wenn man einige 30° C. so nennen will, zurückzulegen. Zahlreiche, sich kreuzende Wege führen zum Ufer des Hawasch hinab, sich dort an zwei Stellen vereinigend. Ein Hauptweg endet an einer Furt, der andere talabwärts an einer den Fluß überspannenden eisernen Brücke, gebaut von dem Schweizer Ilg. Den gewöhnlichen Karawanen ist die Brücke verschlossen, für uns war sie auf Befehl Meneliks freigegeben. Der Weg durch die Furt ist ein bedeutender Umweg.

Der Hawasch wälzt seine graugrünen Fluten in vielfachen Windungen durch ein enges Felsenbett. Sein Schicksal ist, weit draußen in der Wüste zu versanden, das leuchtende Meer sieht er nicht. Nicht eher gewahrt man den Fluß, als bis man dicht davor steht, immer wieder schieben sich kahle Bergkegel ohne Baum und Strauch vor den ausschauenden Blick. Ganz plötzlich stehen wir vor der Brücke, welche in Eisenkonstruktion, wohl 50 m über dem Wasser, von Fels zu Fels sich ausspannt. Brausend stürzen die im engen Bett zusammengedrängten Fluten dahin, hier und da an aufragenden Steinen Strudel bildend. Schnaubend drängen unsere Tiere über die schmale Brücke. Vor unseren Augen entrollt sich, da wir auf der Brücke stehen, ein herrliches Bild des Stromes. Talwärts schieben sich senkrechte, schroffe Felsen an das Flußbett heran, wie zürnend stürzen die Wassermassen dahin, nun hier, nun da durch das vorspringende Gestein aus ihrer Bahn gelenkt. Stromaufwärts erweitert sich der Hawasch um das vier- bis fünffache, seine Ufer sind niedriger. Der Wasserstand ist zur Zeit überhaupt nicht hoch, so daß man den steinigen Grund sehen kann.

Wie wild mag der Strom daherbrausen, wenn die Schleusen des Himmels geöffnet sind und die Wassermassen anschwellen machen, fast bis zur Höhe des eisernen Brückenjochs.

Nur ein kleiner Raum am Flußufer gestattet uns, das Meßzelt aufzuschlagen. Unsere Maultiere verschwinden, nachdem sie auf halsbrecherischen Pfaden zum Wasser hinabgeklettert und ihren Durst gelöscht haben, in den Felsmassen, um die dürftigen Gräser abzuweiden. Die Kamele, denen die Natur das Klettern nicht gegeben, bleiben in unserer Nähe und recken die Hälse hinauf zu den wenigen harten Sträuchern, die in dieser Steinwüste Wurzel gefaßt haben.

Die Höhen ringsum, durchschnitten von engen Schluchten, in denen dünne Rinnsale eine elende Vegetation gedeihen lassen, wimmelten von Affen und Gazellen. Auch Fasanen und Rebhühner sah ich hier. Trotz der geradezu infernalischen Hitze — das Thermometer zeigte 49° C. — begab ich mich mit meinem abessinischen Boy Hademaso, einem prächtigen, treuen Burschen mit dem Auge eines Indianers, auf die Jagd, nur bekleidet mit Hose, Hemd und einem breiten Filzhut. Es war unmöglich zu Schuß zu kommen, denn nirgends fand sich auf den kahlen Felsen auch nur eine Spur von Deckung. Um in den engen Schluchten an Fasanen und Hühner heranzukommen, fehlte ein Hund. Ich weiß nicht, wie oft an diesem Morgen, bald hier, bald da ein Huhn oder Fasan aufging, zuweilen ganz in meiner Nähe, aber sicher immer in einer Richtung, in der ich sie nicht vermutete. Pfeilschnell war das Wild wieder hinter Felsen verschwunden, um laufend sich in Sicherheit zu bringen. Ich mußte die Jagd aufgeben und ohne Beute ins Lager zurückkehren.

Unser Mittagessen nahmen wir, nur wenig bekleidet, im weit geöffneten Meßzelt ein. Kein Lüftchen regte sich, es war so heiß geworden, daß uns der Schweiß aus allen Poren drang. Herr Doktor Flemming, welcher seit dem vorhergehenden Tage an einem rosenartigen Ausschlag im Gesicht und an den Händen litt, Herr Becker, sowie ein europäischer Diener und ein Garde du Corps bekamen leichte Anfälle von

Tafel III.

Tigrenerin vor ihrer Hütte. Schirmakazie.



Der »23 Töter«. Typen der Galla.



Hitzschlag. Ich hatte alle Hände voll zu tun. Bald glich unser Zelt einem Lazarett, in welchem die Kranken fast nackt, begossen mit Wasser, nasse Tücher auf Kopf und Herzgegend, lagen. Es wurde beschlossen, daß ich mit diesen Herren bis zur Abendkühle an Ort und Stelle zurückbleiben sollte; Konsul Schüler, mein treuer Zeltgenosse und mir ein stets lieber, aufmerksamer Freund, teilte sich mit mir in die Sorge um die Kameraden. Der Gesandte mit den übrigen Herren und der Karawane brach um zwölf Uhr auf.

In den Nachmittagsstunden wurde es etwas erträglicher. Hin und wieder fuhr ein scharfer, kurzer Windstoß durch das enge Felsental. Er warf uns einmal plötzlich das ganze schwere Meßzelt über den Haufen, uns darunter begrabend. Träge schlichen die Stunden dahin, meine Kranken waren in ruhigen Schlaf verfallen. Konsul Schüler und zwei bei uns zurückgebliebene Gardes du Corps hatten ein erfrischendes Bad in den Fluten des Hawasch genommen, die Sonne neigte sich langsam und verschwand hinter der vor uns aufragenden Felswand. Ich gab das Signal zum Abbauen. Gegen fünf Uhr kletterten wir auf schrägem Grat bergauf und warfen noch einen letzten Blick auf den schon im Dämmer liegenden Hawasch. Noch lange hörten wir das Brausen seiner Fluten tief unter uns, dann nahm uns die endlose Steppe auf. Vor uns dehnte sich eine Ebene im gelben Sandkleide, nur zuweilen fand das umherschweifende Auge einen Ruhepunkt an einzelnen niedrigen und verkrüppelten Akazien. Sie hatten ihre Wurzeln dort in den Boden geschlagen, wo sich zur Regenzeit Rinnsale bilden und in Kaskaden am Rande der Wüste zum Hawasch herabstürzen. Abend war's — glutrot neigte sich die Sonne am Horizont und warf im Scheiden ihre letzten Strahlen über die schier unübersehbare Fläche. Wie Schatten bewegten sich unsere Tiere, kaum vom Boden sich abzeichnend, dahin, wie winzig klein in dieser großartigen Eintönigkeit!

Horch, was war das? Wie das Knarren einer alten, verrosteten Tür, jetzt hier, jetzt dort. „Hademaso, Trappen!" und flugs war

ich aus dem Sattel. Ein gleiches tat Konsul Schüler, dessen Umrisse ich wie im Nebel etwa 500 m hinter mir sah. Das Wild mußte ganz in unserer Nähe sein. Sprungweise ging es über das Gelände, da wieder der knarrende Laut, es konnte nicht fünfzig Schritte weit sein. Das Auge bohrte sich förmlich in den gelben, gleichmäßigen Sand, haftete und forschte an jedem Stein, jeder kleinen Unebenheit, ob sie wohl Leben gewänne. Nichts ließ sich unterscheiden. „Knarr—rr," ging es wieder, und wieder setzte man sich in leisen, hastigen Schritt. Da, jetzt ganz dicht vor mir, in der wasserlosen Rinne von Steingeröll ein huschender Schatten, ganz wie die Farbe des Bodens. Die Flinte an die Wange und Feuer geben war eins. „Knarr—rr," höre ich es wieder. Ich springe auf die verdorrten Baumwurzeln zu, an denen ich das huschende Tier gesehen. Da lagen ein paar Federn. „Knarr—rr," höhnte es jetzt aus weiter Ferne. Ich kehre zu meinem Reittier zurück. Ich habe das Gewehr entladen und will aufsitzen. Da huscht etwas kaum dreißig Schritt an mir vorbei, ein Schakal, nicht weit hinter ihm ein zweiter. Das hungrige Pärchen ist auf seinem Abendspaziergang. Sie traben gemächlich dahin, jede kleine Bodenerhebung als Deckung benützend, hin und wieder verholend, um sich nach unserer kleinen Gruppe umzusehen. Ich mache nur eine Bewegung, da setzt sich das Pärchen in langen Sprung und verschwindet im Dämmer. Von fernher höre ich den Knall eines Schusses — auch Konsul Schüler ist auf Jagd. Am Abend erzählte er mir, daß er sich vergeblich an ein Rudel Rehe herangebirscht.

Das Leben der Steppe ist erwacht, lautlos springt ein Hase über den Weg, Steppenhühner locken, stehen vor mir auf und streichen dicht am Boden hin. Ich reiße die Flinte an die Schulter und schieße. „Ulk" dreht sich wie ein Kreisel unter mir, steht verdutzt da und schüttelt die langen Ohren. Von fernher tönt der Schrei hungriger Hyänen. Die Sonne ist unter dem Horizont verschwunden, rötlicher Schein am Himmel kündet noch ihre Bahn. Dann setzt fast unvermittelt das Dunkel der Nacht ein. Es ist ganz still geworden. Ich

reite allein mit meinem Diener durch die weite Wüste. Am Himmel erglänzt Stern auf Stern, in überwältigender Schöne funkeln Myriaden von Welten über dem in Nacht gehüllten Gefilde. Ich sehe nichts mehr von Weg und Steg, aber mit unbeirrbarer Sicherheit schreitet mein Abessinier, Gabra Mariam, das heißt Knecht der Maria, vor dem Kopf meines „Ulk" dahin. Wie wir wandern, ob auf einem Wege, ob weglos, entzieht sich meiner Beurteilung. Zuweilen geht es bergab, zuweilen durch Felsen, das fühle ich. Mein Maultier klettert und tastet von Felsplatte zu Felsplatte, ich stoße mit den Füßen an Gestein. Plötzlich sehe ich mich inmitten einer Rinderherde, ich höre von der Seite meinen Namen rufen. „Mohammed," so hieß mein Somaliboy, „bist du es?" — „Jawohl," klang es zurück. Der Bursche saß da und hatte auf mich gewartet, die von Ras Makonnen geschenkte Gazelle im Arm.

Zu meiner Rechten taucht ein Lagerfeuer auf, ich dachte, es sei das unsrige. Nach Landessitte schreit Gabra Mariam hinüber, und Antwort kommt. Wie schön diese hohen singenden Töne klangen. Gabra Mariam verständigte mich, es seien Hirten mit ihren Herden. Zweimal, dreimal wiederholte sich dasselbe. Ich dachte schon daran, bei diesen Hirten unterzukriechen und meinen Wolfshunger mit frischer Milch zu stillen. Da plötzlich blitzte am Horizont ein kleines, buntes Licht auf, für Sekunden nur, aber genug, um mich zu orientieren. Das konnte nur eine von unseren Leuchtkugelpatronen sein. Also vorwärts. Vor mir tauchten die Umrisse zweier Reiter auf, Doktor Flemming und Becker. Wieder stiegen am Himmel einige bunte Kugeln auf, gefolgt von einem matten Knall. Wir waren ganz in der Nähe unseres Lagers. „Ulk" kletterte gerade um einen Felsvorsprung herum, da fuhr ihm ein Feuerstrahl entgegen, blaue und rote Sternchen tanzten über uns, und vor uns stand Graf Eulenburg. Dank ihm für seinen Wegweiserdienst. Nach zehn Minuten waren wir im Lager.

Die Nacht war stockfinster, die Sterne am Himmel verschwunden; dunkle Wolken waren heraufgezogen. Kalte Küche, Schwarzbrot aus

Potsdam, das man sorgfältig in Blechdosen verlötet hatte, wurde heißhungrig verzehrt. Unsere Zelte waren nicht aufgeschlagen, nur die Feldbetten standen da; es war eine Temperatur wie in einem Treibhaus in unserem Lager von Fantale. Wohlgemut legten wir uns schlafen, um mitten in der Nacht durch einen tüchtigen Regen geweckt zu werden. Wie der Wind waren wir aus den Betten, um Waffen und Stiefel unter denselben vor Nässe zu schützen. Dann legte man sich wieder. Ich wickelte mich in meine Decke und spannte meinen Sonnenschirm auf, um nicht fortdauernd die Regentropfen im Gesicht zu spüren. Nach wenigen Minuten war ich wieder in Schlaf, der bis zum Morgen anhielt. Beim Erwachen alles grau in grau und immer noch der feine Regen. Ich lag wie in einem Prießnitzschen Umschlag.

Nach Genuß von einer Tasse Tee ging es lustig weiter, eingehüllt in den langen, wasserdichten Umhang. Gegen neun Uhr klärte sich das Wetter auf, die trostlose Steppe, doch mit einem lebhaften Karawanenleben, lag hinter uns. Ein frischer Morgenwind wehte uns entgegen. Der Weg führte wieder ins Gebirge. Wir überschritten einen Paß, der an Steilheit und Schroffheit das möglichste bot. Für unsere Tiere war's eine mühsame Kletterei. Wir befanden uns noch im Quellgebiet des Hawasch, in einer echt afrikanischen Landschaft mit vielen Schluchten, ausgetrockneten Rinnsalen und einem Bestand knorriger Akazien und Aloestauden. Wir durchritten die Furt eines breiten Flußlaufes, in welchem abgenagte Maultiergerippe lagen, und errichteten unsere Zelte hart am Ufer auf einem alten Karawanenplatze. Dicht an denselben stieß ein Urwald, stromaufwärts dem gewundenen Flußlauf folgend und gegen Südwesten die Höhen hinaufkletternd. Ich machte hier am nächsten Morgen in aller Frühe einen Spaziergang und war überrascht von dem reichen Tierleben: Affen, Gazellen, Hühner, auf dem Wasser Scharen von Reihern und Wildenten. Auch den Eindrücken von großen Raubtiertatzen begegnete ich im tiefen Dickicht, fand die Lager in mannshohem Schilf unter wildem Geranke von Lianen

und Stachelakazien. Der Fluß selbst soll Krokodile beherbergen. Unsere Leute erzählten, die Gegend sei auch reich an Löwen. Das ist glaubwürdig, es ist das passende Gelände für großes Raubzeug, das in den Schluchten und Felsenhöhlen seinen Unterschlupf und unter dem zahlreich zur Tränke wandernden Wild seine Beute findet. In der Nacht hatten wir Besuch von solch einer Bestie, vielleicht einem Panther. Wie die schweren, im Sande abgedrückten Tatzen bewiesen, war das Tier bis an das Zelt des Grafen Eulenburg geschlichen, hatte dieses umkreist und war wieder im Urwald verschwunden.

Am 31. Januar brachen wir gegen Mittag auf. Unser Weg führte zunächst noch am Flusse hin, bog dann nach Osten ab und ging durch eine sandige, steinige Gegend, die nur sehr dürftig besiedelt war. Wir kamen an zwei alten mohammedanischen Friedhöfen vorbei, verfallen und vernachlässigt. Prachtvoll war die Fernsicht auf den langen Gebirgszug, welcher Abessinien von Norden nach Süden durchschneidet.

Lager in Schoba, 1500 m über dem Meere. Die nächsten Tage boten nichts besonders Interessantes. Der Marsch ging durch sandige Gegend, bewachsen mit niedrigen Dornakazien und Kapernsträuchen, deren Blüten prachtvoll dufteten. Das Land ist dünn bevölkert, der Boden armselig. Schuld hieran trägt die Wasserarmut dieses Distrikts. So mußten wir am 1. Februar stundenlang suchen, bis wir endlich in der Nähe einer elenden Hüttensiedlung, nahe einer uralten Sykomore, ein von Gebüsch umwachsenes, schmutziges Wasserloch fanden. Der Ort heißt Minabella. Soll der Name etwas Schönes bedeuten, so straft die Wirklichkeit ihn Lügen. Möglich aber, daß es hier nach der Regenzeit anders aussieht. Nach Norden steigt ein vielgezackter Gebirgszug auf, von der Ebene, auf welcher wir lagerten, durch eine vielleicht 200 m tiefe, wildzerklüftete Schlucht getrennt. Am Rande derselben stehend, konnte man mit dem Fernglase tief unten im Grunde einige Wasserlachen und ein schmales Rinnsal erkennen. Für einen

blanken Maria Theresia-Taler — die überall in Abessinien gangbare Münze — kletterten einige Eingeborene in die Schlucht hinein und holten frisches Wasser herauf; sie brauchten dazu mehr als drei Stunden. In der Regenzeit ist diese wilde Schlucht von Wassermassen bis zu beträchtlicher Höhe gefüllt; deutliche Spuren am Gestein beweisen das. Dann mag der Anblick dieser tosenden Hochflut großartig sein.

Unser Marsch am 2. Februar führte uns in eine schöne, dicht bevölkerte Gegend. Auch die Wege waren in gutem Zustande, so daß man tüchtig vorwärts kam. Wir passierten zahlreiche größere Ortschaften mit Ackerbau und Viehzucht treibender Bevölkerung. Der Boden war zweifellos sehr ertragsreich, guter schwerer Weizenboden, tadellos gehalten, gut gedüngt und gepflügt. Die Ernte war erst vor kurzem eingebracht, das Korn stand in großen Schobern [1].

Die Dörfer, durchweg an den landschaftlich schönsten Stellen gelegen, machten einen sehr wohlhabenden Eindruck. Zahlreich waren die Rinder- und Ziegenherden, die Rinder ein kräftiger, großer Schlag, schwer hinwandelnd, breitstirnig, mit gewaltigen Hörnern. Ich habe ähnliches Vieh in unseren holsteinischen Marschen gesehen. Aus der Unterhaltung mit den Eingeborenen erfuhr ich, daß man durch Kreuzung der Rassen sehr darauf bedacht ist, die Zucht auf der Höhe zu halten. Es findet ein reger Austausch von Stieren und Kühen, oft aus weitentlegenen Distrikten statt. Leider hat dies seinen großen Nachteil, da es der Verbreitung der Rinderpest Vorschub leistet. Abessinien hat in den letzten Jahren durch diese Krankheit mehr als ein Drittel seines Rindviehbestandes eingebüßt, wie mir Kaiser Menelik selbst klagte. Doch davon später.

Auch die Aufzucht eines kräftigen Pferdes wird hier betrieben. Bei der Feldbestellung wird es nicht verwendet, niemals sah ich in Abessinien ein Pferd vor einem Pflug. Es ist lediglich Reittier.

---

[1] Im Anhange gebe ich gesammelt eine Übersicht über die in Abessinien gebauten Feldfrüchte, über Saat- und Erntezeiten.

In einem so regenarmen Jahre, wie es 1904 allerorts und auch in Afrika war, hält es natürlich doppelt schwer, die Herden zu erhalten. In der Nähe mancher Ortschaften waren die Wasserlöcher fast versiegt oder konnten doch lange nicht ausreichend Wasser für das Vieh liefern. Es mußte oft stundenweit bis zum nächsten größeren Wasserlauf getrieben werden. Das Vieh hat sich aber diesen Verhältnissen angepaßt, soweit, daß es nur jeden zweiten Tag getränkt wird. Die Milchmenge beim Rindvieh wird naturgemäß dadurch stark herabgedrückt, aber dafür müssen die Ziegen Ersatz bieten. Ziegenmilch bekommt man in Abessinien überall. Der Bauer konserviert die Milch dadurch, daß er sie in den Rauch hängt und Holzkohle hineinstreut. Sie verliert allerdings von ihrem frischen Geschmack, doch ist der Rauchgeschmack nicht gerade unangenehm. Auch geronnene Milch, sogenannte Dickmilch, erhält man häufig und in guter Qualität. Die Bereitung von Käse ist unbekannt.

Bienenzucht ist in ganz Abessinien, wo irgend angängig, sehr verbreitet; kein Wunder, da die afrikanische Sonne eine Reihe wunderbar duftender Blüten hervorbringt: Akazien, Mimosen, Gardenien, von denen wir ganze Wälder sahen, die Blüten der Kapernsträuche, die vielen Kleearten und Wicken. In dem Distrikt, welchen wir bis zur Hauptstadt durchzogen, wird die Bienenzucht ähnlich wie bei uns betrieben. Die Schwärme werden in kegelförmigen, aus Lehm gebauten Häusern gehalten. Der Honig wird in Scheiben ausgeschnitten und so auf den Markt gebracht oder er wird „ausgelassen", das heißt gekocht, wobei sich das Wachs von dem Honig scheidet. Das Wachs bildet, in große Kuchen gepreßt, einen wichtigen Handelsartikel. Der Honig, von dunkelbrauner Farbe und aromatischem Geruch, ist sehr wohlschmeckend und war für unser erstes Frühstück ein begehrter Leckerbissen.

In den Gegenden am blauen Nil und in Nordabessinien lernte ich eine andere Art der Honiggewinnung kennen, wovon später die Rede sein soll.

Am Fuße des Gebirgspasses von Baltschi schlugen wir am 2. Februar unser Lager auf, hart am Rande eines jener Gebirgsbäche, welche in der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser führen, in der Regenzeit aber zu mächtigen Strömen anschwellen. Ein für Afrika charakteristisches Flußbett lag vor uns: eingeengt in einer Felsenrinne, welche nur an bestimmten Stellen Zutritt gestattet, eine Mulde von mehr als 50 m Breite, ein Durcheinander von Felsblöcken und Felsplatten, abgeschliffen durch die Wassermassen der Hochflut. Jetzt floß ein träger Bach dahin, bald hier, bald da einen Tümpel bildend, zu welchem das Vieh massenweise zur Tränke drängte. 100 m weiter stürzte das Wasser in rauschendem Gischt steil in eine tiefe Schlucht hinab, unzugänglich selbst für den Fuß der klettergewandten Ziegen. Gegen Südosten lag die Ebene, welche wir durchquert hatten, vor uns stieg stolz und steil ein Felsenmassiv in die Höhe, welches wir noch überwinden sollten, der Paß von Baltschi.

Zunächst freuten wir uns unseres herrlichen Lagerplatzes, in welchen ein kräftiger Luftzug aus dem nordostwärts gelegenen Bergdefilee hineinwehte. Er milderte die Hitze, ja wurde zeitweise unangenehm fühlbar. Auf der einen Seite fror man, auf der anderen Seite schmorte man in der Sonne. Wiederholt setzten kurze, heftige Windstöße ein, zweimal stürzte unser Zelt zusammen, die schwere Firststange brach.

Wir machten im Lager von Godaburka einen Ruhetag, der Jagd auf Perlhühner, Trappen, auf Rehe und Schakale und zudem dem Studium gewidmet. Doktor Flemming, unser gelehrter Bibliothekar aus Bonn, der Gesandtschaft vom Kultusministerium beigegeben, vertiefte sich in amharische Schriften und machte lohnende Geschäfte mit den Priestern der umliegenden Ortschaften. Haufenweise boten sie Gebetbücher und Abschriften des Alten Testaments gegen Barzahlung in Maria Theresia-Talern an.

Am 4. Februar erkletterten wir den Paß von Baltschi, das vor uns liegende, schroffe Felsmassiv, welches durch eine Schlucht in zwei Teile zerschnitten ist. Anfangs folgt der Saumpfad dieser Schlucht,

dann windet er sich an dem westlichen Kegel hinauf, schmal und steinig, zuweilen hohe Stufen bildend. Gerade diese letzteren zu überwinden, ist für die Maultiere nicht leicht. Sie müssen, sich aufrichtend, mit den Vorderhufen festen Fuß auf der höheren Stufe fassen und alsdann mit einem Ruck die Hinterhand folgen lassen. Der Platz ist oft so schmal, daß Vorder- und Hinterfüße dicht beieinander stehen. In dieser Stellung muß das Tier häufig noch eine Wendung machen, im ganzen ein halsbrecherisches Manöver. Die Situation ist nicht gerade angenehm, denn zu unserer Rechten gähnt die abgrundtiefe Schlucht. Allein man kann sich auf die Geschicklichkeit und Kraft der Tiere verlassen. Sie sind sich der Gefahr eines unsicheren Trittes bewußt; je gefährlicher die Situation, umso sorgsamer und ruhiger wird das Tier. Übrigens ist das Hinaufklettern viel ungefährlicher als das Hinunterklettern, wobei der Huf doch mal ausgleiten kann. Eine einzige ungeschickte Bewegung des Reiters, ein Vornüberfallen des Oberkörpers muß unfehlbar eine Katastrophe herbeiführen. Sollte ich den Paß von Baltschi noch einmal abwärts passieren müssen, ich würde es vorziehen, dies auf meinen eigenen zwei Beinen zu tun.

Die armen Packtiere mit den teils schweren, teils recht ungefügen Lasten waren übel dran. Sie strauchelten, und ihre Kraft drohte gerade an den schwierigen Stufen zu erlahmen. Dann griffen aber die Treiber kräftig zu und halfen der Hinterhand nach. Ohne Unfall gelangten wir auf die Höhe von Baltschi, ein Aufstieg von 1500 m auf 2200 m. Vor unseren Blicken dehnte sich eine weite wellenförmige Ebene aus, im Nordwesten durch einen Höhenzug abgeschlossen, an dessen Rande Addis Ababa, die Haupt- und Residenzstadt, liegt. Bis dahin hatte es aber noch gute Weile.

An diesem Tage lagerten wir in Schaukora an einem klaren Bach mit gutem Trinkwasser. Wir erhielten die ersten Briefe und Zeitungen aus der Heimat, sieben Wochen nach unserer Abreise. Ein Amerikaner, welcher später als wir von der Küste aufgebrochen war, überholte uns hier. Er war in Eilmärschen durch das Land gerast.

Zeit ist Geld. In Addis Ababa wollte er Umschau nach Absatzgebieten für amerikanische Waren halten. Ebenso schnell wie er gekommen, dachte er wieder nach Amerika zurückzureisen. Wir luden ihn zum Frühstück und Mittagessen ein, er redete viel und großspurig, nahm den Mund sehr voll, sich und seine praktische Umsicht rühmend. Am anderen Tage raste er mit seiner kleinen Karawane weiter. Genau so geschäftsmäßig eilig erfolgte seine Rückreise. Wir trafen ihn auf dieser, bevor wir Addis Ababa überhaupt erreicht hatten.

Am 5. Februar, auf dem Marsche nach Schafedensa, begegneten wir einem Österreicher mit seiner Frau, sie zu Pferde, im Arm einen kleinen Affen, er zu Maultier, das ganze Gepäck auf drei weitere Tiere verladen. Er hatte Menelik in Addis Ababa eine Münze eingerichtet, zum Prägen von Geld war es aber nicht gekommen. Infolge von Uneinigkeiten mit Gott weiß wem und zerfallen mit sich und der ganzen Welt hatte er der Hauptstadt den Rücken gekehrt und eilte zur Küste. Wir luden beide zur Begleitung in unser Lager und zur Teilnahme an unserem Frühstück ein, was mit Dank angenommen wurde. Ich sehe die kleine, junge Frau noch vor mir, mit welchem Appetit sie lang entbehrte Genüsse, wie unseren westfälischen Pumpernickel mit Sardellenleberwurst, verzehrte.

Am 6. Februar kam uns ein Deutscher, Herr Holtz, welcher sich in Addis Ababa aufhält und vom Kaiser Menelik eine Goldkonzession erhalten hat, entgegen, um uns feierlich zu begrüßen. Wir ritten in das Lager von Akaki, einem ständigen Karawanenplatz an einem starken Wasserlauf. Herr Holtz hatte hier schon sein Zelt zu gastlichem Empfange aufgeschlagen. Bald reihten sich auch unsere Zelte im Schutze eines langen Felsenrückens an.

In Akaki haben wir fünf Tage gelegen. Wir mußten auf die Kamelkarawanen warten, um in den Besitz unserer Paradeuniformen für den Einzug in Addis Ababa zu kommen. Der Aufenthalt war sehr angenehm, man richtete sich häuslich ein. Schön war die Umgebung auch, entdeckte ich doch hier am Wasserlauf einen eingefriedeten,

zwar etwas vernachlässigten Garten mit Kohlsträuchern und Maisstauden, einigen Palmen und Bambus.

Durchs Telephon erhielten wir die Gewißheit, daß wenigstens ein Teil der Kamelkarawane dicht hinter uns sei. Da uns, wie überhaupt auf der ganzen Reise, das Glück hold war, waren es gerade die Kamele, welche unsere Uniformkisten trugen.

Ich will hier nachholen, daß die Hauptstadt Addis Ababa durch Telephon mit der Küste verbunden ist. Die Leitung ist im großen und ganzen auf dem Wege, welchen wir gekommen waren, angelegt. An einzelnen Orten befinden sich Telephonstationen; sie wurden natürlich von uns regelmäßig dazu benützt, um einerseits Nachrichten nach Addis Ababa, anderseits solche in die Heimat gelangen zu lassen.

Im Lager von Akaki trafen die von Herrn Holtz für uns gekauften Pferde ein. Jeder wählte, das Sattelzeug wurde verpaßt, und Reiter und Roß gewöhnten sich aneinander.

Leider traf hier Herrn Becker ein Mißgeschick. Er war auf dem Pferde des Herrn Holtz zur Telephonstation geritten. Auf dem Heimritt, angesichts unseres Lagers, ging das Pferd mit ihm durch. Herr Becker warf sich aus dem Sattel des galoppierenden Pferdes und fiel platt auf den Rücken. Er zog sich hierdurch eine leichte Gehirnerschütterung und eine schwere Quetschung des Beckens und der Wirbelsäule zu und lag unter großen Schmerzen einige Tage fest. Ich mußte ihn am 10. Februar auf einer Trage nach Addis Ababa transportieren. Er fand gastliche Aufnahme im Hause des Herrn Holtz. Sein Unfall war im großen und ganzen glücklich abgelaufen. Wenn er auch den Einzug nicht mitmachen konnte, so hatten wir doch die Freude, ihn bei der Audienz im kaiserlichen Palaste wieder unter uns zu sehen.

Im Lager von Akaki machte Herr Ilg, Minister des Kaisers Menelik, unserem Gesandten seine Aufwartung, das feierliche Zeremoniell für den Einzug wurde festgelegt.

Am 10. Februar verlegten wir unser Lager nach Schola, eine

Stunde von der Stadt entfernt. Hier wurden die letzten Vorbereitungen getroffen.

Damit fand der erste Abschnitt der Reise sein Ende. Einunddreißig Tage waren wir unterwegs gewesen und hatten ein fröhliches Lagerleben geführt. Wenn ich den dreitägigen Ausflug nach Harrar abrechne, so bleiben zwanzig Marsch- und acht Ruhetage. Im großen und ganzen sind wir ohne Hast gereist. Einzelne Ruhetage waren notwendig, zumal wenn wir große Marschleistungen hinter uns hatten. Andere waren durch die besonderen Verhältnisse bedingt, Begegnung mit Ras Makonnen, Warten auf die Kamele. Im allgemeinen darf man annehmen, daß eine gut organisierte, nicht zu große Karawane mit tüchtigen, gesunden Tieren von Dire Daua aus die Hauptstadt Abessiniens in vierzehn Tagen erreichen kann.



Addis Ababa und der Hof des Negus.

Addis Ababa — zu Deutsch „Neue Blume" — ist die fünfzehnte der von Menelik bewohnten Residenzen und die einzige, welche Anspruch hat, Stadt genannt zu werden, auch die einzige, welche ihren Gründer überdauern wird. Dreizehn frühere sind versunken und vergessen, auch ihre Namen kündet die Mär nicht. Das darf nicht wundernehmen; alle diese Residenzen waren genau genommen Hütten- und Zeltsiedlungen, entstanden zu einer Zeit, wo der Negus noch im Kampfe mit einzelnen Unterkönigen lag. Es waren Kriegslager, bei deren Anlage lediglich militärische Rücksichten obwalteten, die Einwohner waren des Königs von Schoa wehrfähige Gefolgschaften mit dem Troß von Weibern, Kindern, Sklaven und Sklavinnen. Erst als der Widerstand der einzelnen Ras gebrochen war und der Bürgerkrieg sein Ende gefunden hatte, konnte an die Gründung einer Hauptstadt, eines Mittelpunktes der höchsten Gewalt, herangetreten werden.

So entstand zunächst die Hauptstadt Entotto, auf dem Berge gleichen Namens, in unmittelbarer Nähe von Addis Ababa gelegen. Rücksichten auf seine Gesundheit — Entotto hat ein windiges, rauhes Klima — zwangen den Herrscher, diesen Platz wieder aufzugeben. Zwei Kirchen sind dort oben stehen geblieben, und alljährlich zum Marienfeste begibt sich das Kaiserpaar hinauf auf den Berg, um dort eine Andacht zu verrichten.

Menelik wählte für seine Hauptstadt das liebliche Tal von Addis Ababa. Nach Nordosten, Norden und Westen ist es von Bergen umrahmt, nach Süden und Südosten dehnt sich die weite Hochebene, welcher ich im vorigen Kapitel schon Erwähnung tat. Herr Staatsrat Ilg erzählte, daß der Platz, auf dem jetzt Addis Ababa liegt, noch vor zwanzig Jahren ein Labyrinth dichter Wälder und wild zerrissener

Schluchten war. Die Wälder sind verschwunden, die Schluchten sind geblieben.

Wenn man von Osten her sich der Stadt nähert, so gewahrt man auf einem alles überragenden Hügel den Kaiserpalast, das Gibi. Es bildet den Mittelpunkt der Stadt. Um ihn herum hat sich Addis Ababa entwickelt, regellos und weitläufig, so daß der bebaute Flächenraum in keinem Verhältnis zur Zahl der Einwohner steht. Volkszählungen gibt es in Abessinien nicht, es ist daher schwer zu bestimmen, wieviel Einwohner die Hauptstadt hat. Der eine schätzt sie auf 50000, der andere auf 80000 oder noch weit höher. Recht mag jeder haben, denn die Bevölkerung strömt ewig zu und ab. Nimmt beispielsweise ein Ras längeren Aufenthalt, so steigt die Zahl beträchtlich, denn sein Gefolge zählt nach Tausenden.

Nicht allzu fern vom Kaiserpalaste fällt ein Wohnhaus auf, ein viereckiges, turmartiges Gebäude, der Sitz des ersten Justizbeamten, des Affa Negus, das heißt Mund des Negus. Im übrigen hat man von der Stadt den Eindruck einer großen abessinischen Ansiedlung mit den charakteristischen runden Hütten aus Lehm und den darüber gestülpten topfkuchenartigen Rohrdächern. Nur wenige Gebäude fallen aus dem Rahmen dieses uns vertrauten Bildes heraus.

Addis Ababa ist eine durchaus unfertige Stadt. Was bis heute erreicht wurde, ist lediglich das Werk eines Mannes, des Kaisers selbst. Er hat Straßen angelegt, Schluchten überbrückt oder eingeebnet, er baut seinen Palast aus. Selbst unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig, verlangt er dies auch von seinem Volke. Gerade hier hat er ein schweres und saures Stück Arbeit vor sich, denn der Abessinier ist ein geborener Faulenzer. Die Bedürfnisse des Volkes sind so gering, der Lebensunterhalt verursacht so wenig Kosten, daß man sich nicht anzustrengen braucht. Am bequemsten ist es, nach alter, patriarchalischer Weise zu leben. Man ist Gefolgsmann irgend eines Großen, ißt dessen Brot, lungert den Tag über im Hofe herum, begleitet den Herrn, wenn er ausreitet, und wandert Abends in die

einfache Hütte oder das Zelt, welches neben dem Palast des Großen aufgeschlagen ist. Es ist ein Beweis der Energie Meneliks, daß er, wenigstens in seiner Hauptstadt, diesem bequemen Schlendrian mit Erfolg entgegengetreten ist. Mit gutem Beispiel ist er vorangegangen und hat dem Volk gezeigt, daß er sich nicht für zu gut hält, auch gewöhnliche Arbeit zu verrichten. So erzählt man, daß er selbst Steine herangeschleppt hat zum Bau seines Palastes, daß er dadurch seine Begleiter gezwungen hat, dasselbe zu tun. Seine Soldaten müssen beim Häuser- und Wegebau arbeiten; nur wer tätig ist und die ihm zugewiesene Tagesleistung vollendet hat, bekommt zu essen und zu trinken. Die Ras und andere Große sind diesem Beispiele gefolgt.

Wenn ich mich recht erinnere, ist Addis Ababa seit 1897 Residenz. In dem außerordentlich schwierigen Gelände ist in diesem Zeitraum viel geleistet. Viel bleibt noch zu tun übrig, bis sich die Hauptstadt soweit entwickelt hat, daß man am Tage zu Fuß vorwärts kommen kann und bei Nachtzeit nicht alle Augenblicke in Gefahr schwebt, Arme und Beine zu brechen, in eine Schlucht zu stürzen und zur Regenzeit darin elendiglich zu ertrinken.

Am leichtesten orientiert man sich über die Anlage der Stadt von dem dieselbe beherrschenden, das Gibi tragenden Hügel aus. Man genießt von hier aus einen geradezu herrlichen Rundblick über das ganze bebaute Gelände, über die Höhen ringsum und über die weite, nach Osten und Süden sich dehnende Hochebene.

Vom Gibi nach Norden, auf den Berg Entotto zu, führt eine fast gerade, zum Teil noch unfertige Straße, neben der das eiserne Rohr für die Wasserleitung des Palastes liegt. Das Wasser stammt vom Berge Entotto, passiert eine Kläranlage (Kiesfilter) und durchläuft in einem armdicken Rohr die etwa 3 km lange Strecke bis zum Gibi. Der chaussierte Weg führt vom Kaiserpalast zunächst an der Kirche vorbei und kreuzt dann eine die Stadt von Osten nach Westen durchschneidende Straße. Das anstoßende Gelände ist wenig bebaut, nur hier und da stehen abessinische Hütten. Zum weitaus größten Teil

bedeckt alte Grasnarbe den Boden, auf dem Maultiere und Esel weiden. Am Ende der Stadt liegt links der Straße der Palast des Ras Makonnen, rechts derjenige des Ras Mikael. Dann folgen noch einzelne Ansiedlungen von dorfartigem Charakter, zuletzt windet sich die Straße zum Gipfel des Berges Entotto hinauf.

Schauen wir von unserem erhöhten Standpunkte nach Osten, so begegnen wir wieder einer großen Verkehrsader, an der noch gebaut wird. Sie läuft vom Gibi herab durch einen ziemlich dicht bebauten Stadtteil zum Hause des Detjes Abbate, nachdem eine trennende, an dieser Stelle eingeebnete Schlucht überwunden ist. Letztere vertieft sich nach Norden zu ganz erheblich und bildet ein Hindernis, welches selbst am Tage nur schwer zu passieren ist. Zwischen dieser Schlucht und dem das Tal nach Osten zu abschließenden Höhenzuge erheben sich die russische Gesandtschaft und das russische Lazarett. Nach Norden schließt sich hieran die englische Gesandtschaft, dann die französische, am nächsten dem Berge Entotto.

Schauen wir vom Gibi nach Süden, so erblicken wir ein sanft abfallendes Gelände, welches in die weite Ebene übergeht. Nächst dem Palast stehen Hütten in regellosem Durcheinander, weiterhin einzelne Gehöfte und kleine Dörfer. Der Boden ist zum kleinsten Teil unter dem Pfluge, zum größten Teil Viehweide.

Unser Blick schweift weiter nach Nordwesten und Westen. Hier hat sich die Stadt am meisten entwickelt. Hier liegt zunächst das Haus des Abuna, des Bischofs von Abessinien, umgeben von hohen Eukalyptusbäumen, das Haus des Ministers Ilg, das Gesandtschaftsgebäude Italiens, die Paläste des Ras Tasama und Ras Wolda Georgis. Hier liegt ferner der große Marktplatz, umgeben von Markthallen und den Kaufhäusern der Inder, Griechen und Armenier, ein großer Reitplatz, auf dem die Pferde beim Verkauf vorgeführt werden. Eine tiefe, wasserführende Schlucht trennt diesen westlichen Stadtteil von dem östlichen. Eine gut angelegte, breite Chaussee führt vom Gibi über den Markt, auf einer Brücke über die Schlucht, vorbei an der italienischen Gesandtschaft nach

Westen zu der Sommerresidenz Meneliks, Genet. Heute, wo ich dies schreibe, wird diese Straße wohl fertig sein. Für sie war das Lastautomobil bestimmt, welches wir dem Kaiser als Geschenk überbringen sollten. Ob es schon in Addis Ababa angekommen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Wir mußten es seinerzeit in Dire Daua zurücklassen, weil es trotz allen Zuredens sich weigerte, zu funktionieren. Es sollte den Wüstenweg zur Hauptstadt nehmen, teils durch eigene Kraft, teils durch Ochsen gezogen. Ob man dies Fahrzeug je an seinen Bestimmungsort wird bringen können, ist mir zweifelhaft. Ich weiß nicht, wie es die Gebirgspässe überwinden soll, selbst nicht mit Vorspann von Hunderten von Ochsen.

Ich hoffe, dem Leser eine einigermaßen verständliche Übersicht über die Anlage von Addis Ababa gegeben zu haben. Ich habe viele Städte im Auslande besucht, größere als diese, aber in keiner ist es mir so schwer geworden, mich zu orientieren. Auch den übrigen Herren ist es nicht besser gegangen. Wie oft haben wir uns total verirrt. Daran trägt die Unregelmäßigkeit und Einförmigkeit der Anlage schuld.

Der Bewohner der Hauptstadt unterscheidet sich von dem Abessinier auf dem Lande in nichts. Er ist nicht reinlicher, nicht schmutziger, er stellt an das Leben keine höheren Ansprüche als der Bauer und Hirte. Eine Ausnahme machen neben der kaiserlichen Familie die Ras und einige Große, welche europäische Kultur auf Reisen kennen gelernt haben und hier am Platze mit den Annehmlichkeiten dieser Kultur in Berührung gekommen sind, sei es durch die fremden Gesandtschaften, sei es durch den lebhaften Handel mit europäischen Waren. Nach der schlechten Seite hin hat Addis Ababa eines mit modernen Großstädten gemein: die Ansammlung arbeitsscheuen Verbrechergesindels. Diebstahl und Raub gehören nicht zu den Seltenheiten. Mit den zahlreichen Karawanen kommt viel Volk in die Stadt, welches Geld verdient hat. Möglichst schnell und gründlich wird es hier wieder an den Mann gebracht, in Bordellen und in geistigen Getränken. Hat man alles verpraßt, so zieht man mit einem Nagadi wieder auf die Landstraße.

Für den Abessinier ist Addis Ababa, erreicht nach mühseligem Karawanenmarsch, das Eldorado, dem Europäer bietet es nichts, kaum eine einigermaßen menschenwürdige Herberge. Wer es besucht, der bleibe in seinem Zelte, koche selbst und ernähre sich von mitgebrachten Konserven.

Wie ein Phantast auf die Idee kommen konnte, über kurz oder lang die Stadt mit einer elektrischen Trambahn versehen zu wollen, bleibt mir unverständlich. Nicht in Jahrzehnten wird ein solches Unternehmen ausführbar sein; nie aber wird ein Bedürfnis für ein solches Beförderungsmittel vorhanden sein. Ich frage, wer soll fahren? Der Abessinier? Er hat es nicht eilig und hat kein Geld. Die wenigen Fremden? Sie haben es erst recht nicht eilig; ihnen könnte dies Verkehrsmittel nur eine Annehmlichkeit zur Regenzeit bieten, wenn man sich gegenseitig Besuche machen will.

Polizei gibt es in Addis Ababa nicht, ebensowenig polizeiliche Verordnungen über Hausbau, Hygiene u. s. w. Abfallstoffe wandern vor die Hütten, Kadaver von Kamelen, Maultieren, Eseln und Hunden bleiben liegen, wo diese Tiere geendet. Hyänen und Geier, Hunde und die kleinen Grauesel, welche Exkremente als besonderes Genußmittel betrachten, sorgen für Straßenreinigung.

Abgesehen von der kaiserlichen Wasserleitung, den Brunnen in den Gesandtschaften und auf den Gehöften der Großen, ist die Wasserversorgung die elendeste, welche man sich denken kann. Man entnimmt das Wasser den Tümpeln am Grunde der Schluchten oder den an einzelnen Stellen hervorsickernden Quellen. Diese sind aber weder gefaßt, noch sonst vor Verunreinigung geschützt. Gewöhnlich liegen sogar die Kadaver von Tieren an diesen Wasserläufen, das kranke Vieh schleppt sich mit seinen letzten Kräften zu dem labenden Naß und bricht hier verendend zusammen.

Straßenbeleuchtung existiert in Addis Ababa natürlich auch nicht. Das Leben erlischt mit Sonnenuntergang. Wer dann noch etwas auf der Straße zu suchen hat, tastet sich im Dunkeln dahin; der Europäer,

von einem Besuch zurückkehrend, läßt sich von seinem Boy eine Laterne vorantragen. Menschenleer und öde, wie ausgestorben liegt die Stadt da, in einem Gehöft schlagen wachsame Hunde zuweilen an, eine Hyäne schleicht scheu von ihrem Aas fort, knurrend, in den Augensternen ein phosphoreszierendes Licht. Die Nacht ist keines Menschen Freund, in dieser Stadt schon gar nicht; man kann froh sein, mit heilen Knochen unter das gastliche Dach zu kommen.

Der Einzug der deutschen Gesandtschaft erfolgte am 12. Februar, einem Sonntage. In aller Frühe waren wir schon auf den Beinen. Die Paradeuniformen wurden angezogen, die Mannschaften vom Regiment der Gardes du Corps im schwarzen Küraß und Adlerhelm machten einen brillanten Eindruck. Um 7 Uhr erschien Se. Exzellenz Minister Ilg in goldgestickter Diplomatenuniform auf reichgeschirrtem Maultier, ein gleiches als Geschenk des Negus für den Gesandten überbringend.

Um acht Uhr stiegen wir zu Pferde, voran die Gardes du Corps, dann die Herren der Gesandtschaft, zum Schluß unsere Diener in neuer Kakiuniform mit bunten Schärpen und Kopftüchern.

Noch weit vor der Stadt erwarteten uns die Ras Tasama und Wolda Georgis, beide in Kriegsschmuck, um die Stirn ein Diadem aus Goldfiligranarbeit, besetzt mit Edelsteinen, darunter eine bis auf die Schultern herabwallende Löwenmähne. Die Mäntel waren aus bunter Seide und dunkelrotem Samt gefertigt, überreich mit Goldlitzen bestickt. An der rechten Hüfte glänzte der abessinische Krummsäbel in samtner Scheide, belegt mit schwergoldner Filigranarbeit. Die Ras hatten ein großes Gefolge von Soldaten, gleichfalls in prächtige Gewänder gekleidet, bewaffnet mit Speer, Schild, Säbel und Gewehren, bei sich. Es war ein buntes, wunderschönes Bild. Infanterie, die Hauptwaffe der Abessinier, überwog. Die Kavallerie war durchweg vorzüglich beritten. Es war ein Genuß, die Leute ihre feurigen Pferde tummeln zu sehen. Da ging es durch Schluchten, über Gräben und Wälle in kurzem, elegantem Galopp. Unüberwindliche Hindernisse

kennt das abessinische Roß nicht; was nicht im Sprunge genommen werden kann, wird kletternd überwunden.

Bei den beiden Ras angekommen, saßen wir ab; es erfolgte die gegenseitige Vorstellung. Dann ging es weiter. Zu beiden Seiten der Straße begleiteten uns die abessinischen Soldaten als wanderndes Spalier, viele Kilometer weit. Truppenteile, welche wir passiert hatten, schlossen sich uns an. Einen ganz hervorragenden Eindruck machte die Leibgarde des Kaisers, ausgesuchte Mannschaften, behangen mit Pelzen in den verschiedensten Farben. Vor uns marschierten Musiker, hin und wieder auf langen Trompeten blasend; dazwischen dröhnte der Klang großer Pauken.

Von Süden her ritten wir auf den Hügel hinauf, welcher das Gibi trägt. Nach Passieren eines Tores gelangten wir auf eine breite Terrasse, sprangen von den Pferden und ließen uns durch unsere Diener den dicken Staub von den Uniformen abbürsten. Vor uns lag die mächtige Empfangshalle, welche Tausende von Menschen faßt. Sie dient allwöchentlich zweimal den großen Gastmählern, Gibr genannt, welche der Negus nach uralter Sitte seinen Untertanen gibt.

Die Vorhänge wurden zurückgeschlagen, wir traten ein. Der weite Raum, dessen Boden mit Teppichen belegt war, präsentierte sich in einem gegen das grelle Sonnenlicht draußen scharf abstechenden mystischen Halbdunkel. An den Wänden standen abessinische Krieger in ihrer malerischen Tracht. Im Hintergrunde des Saales erhob sich der Thron unter einem roten Baldachin mit goldenen Fransen und der Kaiserkrone in der Mitte. Darunter saß auf rotseidenem, goldgesticktem Kissen der Herrscher. Das alles sah man vom Eingang aus nur in Umrissen; Einzelheiten ließen sich in dem Dämmerlicht auf die große Entfernung hin noch nicht unterscheiden.

Nach Landessitte machten wir drei Verbeugungen, die erste am Eingang, die zweite in der Mitte des Saales, die letzte vor den Stufen des Thrones. Minister Ilg stellte dem Herrscher die Herren der Ge-

sandtschaft der Reihe nach vor, Menelik reichte jedem die Hand, von welcher der Handschuh vorher abgezogen war.

Erst jetzt konnte man Einzelheiten unterscheiden. Menelik saß auf seinem Thronkissen nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen. Er war in vollem Kriegsornat: auf dem goldgestickten Obergewande aus rotem Samt glänzte eine Reihe von Ordenssternen. Auf dem Haupte trug der Herrscher eine goldene Krone, verziert mit unzähligen kostbaren Edelsteinen, in der Mitte prangte das christliche Kreuz. Darunter wallte eine mächtige Löwenmähne. Im rechten Ohrläppchen trägt Menelik einen Ring mit einem großen funkelnden Brillanten, einen gleichen am linken kleinen Finger. Neben ihm lag sein Krummschwert, Griff und Scheide in reicher Goldarbeit, über und über besät mit blitzenden Edelsteinen.

Kaiser Menelik ist sechzig Jahre alt, die breitschultrige Gestalt ist mittelgroß; seine Hautfarbe ist ziemlich dunkel, ein Erbteil seiner Mutter, welche eine Galla war. Den unverkennbaren Stempel dieses Volksstammes trägt auch das Antlitz: eine breite hohe Stirn, stark entwickelte Backenknochen, eine etwas platte kleine Nase, volles rundes Kinn. Ein kurz gehaltener, krauser, schwarzer Vollbart umrahmt dies Gesicht bis zu den Mundwinkeln, während die Oberlippe ein gleichfalls noch schwarzer Schnurrbart umsäumt. Die Augen sind von tiefstem Dunkelbraun, es liegt in ihnen unendlich viel abgeklärte Ruhe. Im ganzen ein Antlitz von Bedeutung, ein Gesicht, das einen jeden beim ersten Blick für sich einnimmt. Die wenigen Pockennarben darin wirken nicht entstellend. Menelik ist nicht das, was man einen schönen Mann nennt, aber ein interessanter Mann, den zu studieren sich lohnt.

Es ist nicht leicht, die Eigenart dieses zweifellos bedeutenden Herrschers dem Verständnis nahe zu bringen.

Auf Menelik als Mensch paßt das Wort: „Homo sum, nihil humani a me alienum puto.“ Jahrzehntelange Stürme sind über den damals jugendlichen König von Schoa hingebraust, eine Sturm- und Drang-

periode, in welcher eine leidenschaftliche Seele in Haß und Liebe sich ausgetobt hat. Wie ein Kriegsgott hat er in Schlachten gewütet, hart und furchtlos, die Schneide seines Schwertes und die Spitze seiner Lanze haben Blut getrunken, der von ihm gemischte Giftbecher hat manchen Feind in die ewigen Jagdgründe befördert. Zahlreiche Liebesromane haben um die Persönlichkeit dieses Herrschers schon zu seinen Lebzeiten einen reichen Kranz von Legenden gewunden. In diesen Beziehungen zu Frauen seines Volkes, zu seinen Kindern tritt uns der Mensch Menelik als eine durchaus sympathische Gestalt entgegen. Hier entfaltet der Mann ein Zartgefühl, eine Innigkeit des Herzens in Freud und Leid — die Schale des letzteren hat er mehr gekostet als den Becher der Freude —, eine Liebe für sein eigen Fleisch und Blut, welche wohl danach angetan sind, uns Menelik menschlich nahe zu bringen. Aus dieser Sturm- und Drangperiode ist der gereifte Mann herausgewachsen, der, weil ihm selbst nichts Menschliches fremd geblieben ist, in der Seele der Menschen liest wie in einem aufgeschlagenen Buche, liest mit jener abgeklärten Ruhe, zu welcher ein durch und durch vornehmer Charakter sich aus den Stürmen des Lebens hindurchgerungen hat.

Noch ein anderes Wort will ich auf diesen Herrscher anwenden: „Ich bin der erste Diener meines Staates." Ich lasse es dahingestellt, wie viel persönlicher Ehrgeiz den jugendlichen, ungestümen König von Schoa auf den Plan gerufen hat. Weit schwerer fällt die Idee in die Wagschale, in deren Dienst sich Menelik von Anfang an gestellt hatte, die Idee der staatlichen Einigung. Sie ist die Richtschnur für sein ganzes Handeln gewesen, der Endzweck seiner Taten. Nur eiserne Energie konnte zu dem vorgesteckten Ziele führen, rücksichtsloses Draufgehen den Erfolg an die grün-gelb-rote Fahne bannen. „Der Löwe von Juda hat gesiegt." Mit berechtigtem Stolz sieht der Herrscher Menelik auf sein Werk zurück. Nach erreichtem Ziel wird aus dem blutigen Schlachtenkönig der Negus Negesti, nur bestrebt, die dem eigenen Volke geschlagenen Wunden zu heilen, der Patriarch auf dem

uralten Throne der Königin von Saba. Der siegreiche Löwe von Juda ist der Vater seiner Untertanen geworden; väterliche Fürsorge waltet über arm und reich, hoch und niedrig, groß und klein. Sein Volk beugt sich willig der Überlegenheit dieses Geistes, sein Volk betet ihn an. Nicht Furcht ist es, welche die Unterkönige sich beugen läßt vor dem Throne in Addis Ababa, sondern die Überzeugung von dem Wert Meneliks, die Achtung vor seiner Tätigkeit. Er ist ihnen allen ein leuchtendes Beispiel gewissenhafter Arbeit im großen wie im kleinen. Was Abessinien heute an Ansehen bei den Nationen gewonnen hat, verdankt es lediglich diesem Herrscher. Er, der niemals die Kultur des Abendlandes aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, besitzt doch eine weitgehende Kenntnis in nationalökonomischen Dingen. Seine Arbeit zielt dahin, seinem Lande und seinem Volke die Segnungen einer höheren Kultur zu bringen. Ich will hier nur erinnern an seine Tätigkeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Forsten, an sein Wildschongesetz, an die Handelsverträge, welche er mit den Kulturstaaten abgeschlossen hat.

Es ist nur natürlich, daß dieser König der Könige von seinem eigenen Wert durchdrungen, daß er überzeugt ist von der Richtigkeit der Wege, welche er in der Regierung seines Landes geht, daß er dabei nicht unempfänglich ist für die ihm seitens fremder Herrscher erwiesenen Ehren und Auszeichnungen.

Soll ich mein Urteil über diesen Mann auf dem Throne Abessiniens kurz zusammenfassen, so ist es das: Menelik ist die Inkarnation eines patriarchalischen Fürsten, vor dessen Weisheit, Gerechtigkeit und Güte sich die Ras und das abessinische Volk ehrfurchtsvoll und überzeugt beugen.

Es würde an dem Charakterbilde dieses Herrschers etwas fehlen, wenn ich seinen religiösen Standpunkt nicht noch mit wenigen Worten streifen wollte. Menelik ist ein frommer Mann, sein Christentum ist ihm kein leerer Schall, sondern eine tiefempfundene Herzenssache. Gerade hier habe ich in die Seele des Menschen Menelik manchen

Blick getan. Seine Worte: „Was hat der große Gott in seiner unendlichen Güte alles für die Menschen getan," oder ein ander Mal, als er mich zu einer schwer erkrankten Prinzessin sandte: „Der liebe Gott wird dir schon das Richtige zeigen, denn er hat dich ja hierher gesandt zum Besten meines Volkes," klingen so einfach, so überzeugt aus diesem Munde, daß ein Zweifel an dem Gottesglauben und Gottvertrauen dieses Mannes Sünde wäre.

Noch einer Episode möchte ich hier Erwähnung tun zum Beweise, wie ruhig und hoheitsvoll dieser Herrscher denkt.

Ein Europäer, dem Menelik in Addis Ababa stets nur Gutes hatte zu teil werden lassen, hatte eines Tages einen Abessinier roh behandelt. Die Klage kam vor den Thron. Der Negus ließ den Europäer kommen und fragte ihn: „Warum hast du mir, der ich dich wie mein eigen Kind behandelt habe, das getan?" Der Europäer erwiderte ihm: „Wäre der Mann ein Weißer gewesen, so hätte ich ihm eine Ohrfeige gegeben; da er nur ein Abessinier war, so habe ich ihn mit dem Fuße vor den Bauch getreten." Menelik entließ ihn mit den Worten: „Geh, du bist mir viel zu klein."

Vor diesem Herrscher standen wir also am 12. Februar. Nach der Vorstellung überreichte der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben. Die Gardes du Corps präsentierten, vor der Halle erdröhnte ein Kanonensalut. Menelik nahm das Schreiben, verneigte sich leicht und legte es neben sich auf die Kissen.

Die Kapsel, in welcher dieses Schreiben ruht, ist ein Kunstwerk, so daß einige Worte darüber gerechtfertigt sind. Sie liegt in einer Kassette aus Leder in Altgold, verziert mit Arabesken. Auf dem Deckel sind der deutsche Reichsadler und der abessinische schreitende Löwe mit der Kreuzfahne geprägt. Im Innern ruht auf weißseidenem Polster eine Kapsel in Form eines Feldmarschallstabes. Das Mittelstück ist mit blauem Samt überzogen und abwechselnd mit goldenen Adlern und Kaiserkronen besetzt. Die beiden Enden sind aus massivem Silber mit einem Kranz von goldenen Eichenblättern ge-

arbeitet; das obere Ende trägt eine Kaiserkrone, das untere an seidener schwarz-weiß-roter Schnur eine silberne Kapsel mit dem kaiserlichen Siegel.

Nach der Übergabe dieses Prunkstückes wurden uns Sessel zu beiden Seiten des Thrones angewiesen. Der Negus erkundigte sich zunächst nach unserem Kaiser und der kaiserlichen Familie, fragte dann, wie uns die Reise bekommen sei und wie es uns in seinem Lande gefalle. Mit der erteilten Auskunft war er sichtlich zufrieden, nickte mit dem Kopfe und wiederholte häufig das Wort: „Ischi," das heißt es ist gut, es stimmt, oder „malesia," das heißt es ist sehr gut. Mit dem Wunsche, es möge uns auch weiterhin gut gefallen, wurden wir entlassen. Wieder reichte der Negus jedem freundlich die Hand. Mit den drei vorgeschriebenen Verbeugungen verließen wir die Halle. Unsere Gardes du Corps marschierten dröhnend und klirrend durch den Saal; auf ihnen hatte das Auge des Negus mit Wohlgefallen geruht.

Nachdem wir unsere Pferde bestiegen, ritten wir in die uns angewiesenen Quartiere, die Paläste des Ras Makonnen und Ras Mikael. Wir wurden auch auf diesem Wege von abessinischem Militär begleitet, die Tubenbläser und Pauker sprangen taktmäßig vor uns her.

Im Palaste Ras Makonnens war für uns eine Tafel, besetzt mit vorzüglichen kalten Speisen aus der Küche eines französischen Hotelwirtes in der Stadt, gedeckt. Die Ras und Minister Ilg empfahlen sich, sie mußten zum Kaiser zurück, wo im Empfangssaal großes Gibr stattfand. Wir ließen es uns gut schmecken, hungrig waren wir alle, denn die Uhr zeigte die zwölfte Mittagsstunde. Danach suchte jeder sein Quartier auf.

Man darf sich unter den Palästen der Ras bei Leibe keine großartigen Bauten vorstellen, es sind abessinische Häuser oder Hütten, nur in vergrößertem Maßstabe. Sie haben runde oder länglich ovale Form und ein allseitig weit vorspringendes Dach, große, breite Türen und kleine Fenster, welche durch Holzläden geschlossen werden. Glasscheiben sind nicht vorhanden. Die Gebäude sind von mehreren weiten Höfen

und Gartenanlagen umgeben. Gegen die Außenwelt ist das ganze Anwesen durch einen hohen Palisadenzaun abgeschlossen.

Wenn ich hier eine Beschreibung des Palastes Ras Makonnens gebe, so paßt sie auf alle Paläste der abessinischen Großen. Nachdem man zwei weite Höfe passiert hat, gelangt man zu dem größeren Gebäude. Es enthält zwei Säle, der vordere wurde unseren Gardes du Corps zugewiesen, der hintere diente uns als gemeinsamer Speisesaal. Die Türen, gewöhnlich drei, führen auf verschiedene Höfe, welche voneinander immer durch palisadenartige Zäune getrennt sind. Bei unserem Speisesaal führte beispielsweise die nach Süden gelegene Tür auf einen Hof, welcher mit dem ersten und zweiten Hofe und mit einem fünften, auf welchem Stallgebäude standen, in Verbindung war. Eine Tür auf der Nordseite gewährte Zutritt zu einem kleinen Hofe, wo ein Küchenzelt aufgeschlagen war und wo nun während der nächsten Wochen Armanjos und Andreios ihres Amtes walteten. Durch eine dritte Tür gelangt man aus dem Speisesaal in einen Garten und zu dem zweiten Gebäude, welches gewöhnlich das eigentliche Familienwohnhaus ist. Im Palast Ras Makonnens besteht es aus einem Erdgeschoß und einem Obergeschoß mit zwei sehr hübschen Zimmern und einer um das ganze Gebäude herumlaufenden Veranda. Hier nahm der Gesandte Doktor Rosen mit seinem Bruder Quartier. Die Ausstattung dieser Räume war sehr gemütlich, sie bestand aus Bettstellen, Chaiselongue, Schreibtisch, großem Arbeitstisch und mehreren Stühlen. Auf dem Fußboden lagen Teppiche, gute und schlechte, an den Wänden hingen einige Bilder. Unser Eßzimmer wies außer einer langen Tafel und gewöhnlichen Rohr- oder Gartenstühlen noch einige bequeme Sessel auf. In der Wand befanden sich zwei Schränke, der eine diente uns als Weinkeller, der andere zur Aufbewahrung von Konserven. Ein Eßservice, Gläser, Messer, Gabeln, Löffel mußten wir in der Stadt kaufen. Auf der Tafel prangten neben mehreren einfachen Petroleumlampen unsere Kandelaber mit Windlichtern.

Unser zweites Quartier, der Palast Ras Mikael, etwa zehn Minuten

von dem des Ras Makonnen entfernt, ist genau so angelegt, nur in allen Dimensionen größer. Hier fanden die übrigen Herren der Gesandtschaft Unterkunft. Unsere Ausstattung bestand in arabischen Betten, eisernen Waschtischen und Gartenstühlen. Tische und Stühle aus unseren Zelten vervollständigten diese etwas primitive Einrichtung, so daß es ganz gemütlich wurde. Unsere Boys richteten sich unter dem vorspringenden Dache häuslich ein. Pferde und Maultiere fanden auf den weiten Höfen Weide, zweimal am Tage wurde ihnen auf Zelthäuten Gerste geschüttet. Zum Schutz gegen die Kälte in den Nächten erbauten wir für die Tiere einen kleinen Schuppen.

Als Klosetts hatte man für uns Gruben à la turca eingerichtet. Das Klosett des Ras, ein eigenes, rundes Gebäude, etwa so groß wie eine Zirkusmanege, blieb uns fest verschlossen, ich habe es nicht einmal besichtigen dürfen.

Am Abend unseres Einzugstages waren wir alle mitsamt unseren Tieren und unserem Gepäck unter Dach und Fach. Fünf Wochen haben wir in diesen Quartieren gehaust und uns wohl und heimisch gefühlt. Der Aufenthalt in Addis Ababa ist uns gut bekommen, trotzdem keine geringen Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit gestellt wurden. Nicht wenig trug hierzu das um diese Jahreszeit schöne Klima bei. Die Stadt liegt etwa 2200 m über dem Meere; am Tage wehen stets frische Winde, die Hitze mildernd, die Abende sind windstill und häufig recht kühl, die Nächte erfrischend.

Früh am 13. Februar begaben wir uns zu Pferde, eskortiert von den Gardes du Corps, auf die Besuchstour, zunächst zu den fremden Gesandtschaften. Sie bewohnen sämtlich Häuser in abessinischer Bauart, das Innere ist durchweg mit Komfort ausgestattet. Über die Wände sind Teppiche oder Seidenstoff gespannt, die Fußböden sind mit geschmackvollen Teppichen belegt; leichte, gefällige und bequeme Möbel geben den Räumen ein wohnliches und gemütliches Gepräge. Nur ein Übelstand läßt sich auch in diesen Häusern, wie in allen abessinischen, nicht ganz beseitigen: die Dächer sind nicht ganz dicht gegenüber den

tropischen Regengüssen. Der französische Gesandte hatte sich deshalb in seinem Schlafzimmer sein wasserdichtes Zelt aufschlagen lassen.

Man hat uns überall sehr freundlich aufgenommen. Von den Franzosen ging es zu den Engländern, dann zu den Russen, wo der Empfang ein überaus herzlicher war. Die russische Gesandtschaft liegt am Fuße des nach Nordosten aufsteigenden Höhenzuges und ist, wenn man von der Stadt kommt, nur zu erreichen, nachdem man in die schon erwähnte Schlucht hinab- und auf der anderen Seite hinaufgeklettert ist. Hier steht am Wege ein einfaches Denkmal, ein Sockel mit einem steinernen Kreuz; hier hat ein Mitglied der Gesandtschaft durch Sturz in die Schlucht seinen Tod gefunden. Ein sauberer Kiesweg führt durch hübsche Gartenanlagen bergan zum Gesandtschaftshause, von dessen blumengeschmückter Veranda man einen prachtvollen Rundblick genießt. Ein bärtiger Kosak nahm unsere Karten in Empfang und öffnete uns die Tür. In seinem Arbeitszimmer empfing uns General Lischin, eine echt russische Soldatenfigur, untersetzt, breitschultrig, Haar und Bart schon stark ergraut, aber das ehrliche, klare Auge noch jugendlich leuchtend. Wir wurden in einen Salon geleitet, dessen Wände mit dunkelblauer Seide bespannt, dessen Möbel mit Samt von derselben Farbe überzogen waren; das Ganze machte einen außerordentlich harmonischen Eindruck, ganz wie der Hausherr selbst. Der Willkomm war überaus herzlich, wie man ihn alten, lange erwarteten Freunden zu teil werden läßt. Der General kannte Deutschland aus langjährigem Aufenthalt. In den allerwärmsten Ausdrücken brachte er einen Trinkspruch auf unseren Kaiser aus, wir taten ihm in einem sehr guten und sehr kühlen Sekt freudig Bescheid. Der Besuch dauerte sehr lange, der alte Herr wollte uns gar nicht wieder fortlassen.

Es war später Mittag, als wir zu unserem Quartier zurückkehrten, um uns für die weitere Besuchstour beim Gesandten Italiens und beim Minister Ilg zu stärken. Letzterer hat sich ein Heim, unweit des Gibi, auf einem Hügel mit schöner Aussicht erbaut. Auch dies Haus

ist in abessinischer Bauart aufgeführt. Sehr hübsch sind die um das Haus laufenden Veranden und ein Blumengarten. Das Ganze trägt den Stempel schweizerischer Gemütlichkeit, ein Eindruck, welcher noch durch die Freundlichkeit des Hausherrn und seiner Gemahlin, durch die Munterkeit pausbäckiger Kinder erhöht wird, auch der Klang deutscher Sprache, der Schwyzer Dialekt mag hierzu viel beitragen.

Zu all diesen Besuchsanstrengungen hatte ich, obwohl kaum 48 Stunden in der Stadt, noch eine ausgedehnte ärztliche Praxis zu erledigen. So erinnere ich mich noch einer Augenoperation an einem französischen Kaufmann. Am späten Abend machte ich eine Anzahl von Besuchen bei Kranken, welche an Influenza litten. Diese Krankheit trat damals in Addis Ababa epidemisch auf. Auf welche Weise sie dahin verschleppt war, habe ich nicht herausbringen können. Gleich wie bei uns in den Achtzigerjahren trat sie schwer auf und forderte, namentlich unter den alten Leuten, viele Opfer. Sie ergriff auch einige Herren unserer Gesandtschaft, aber nur in ganz leichter Form, während die eingeborene Bevölkerung stets schwere Krankheitserscheinungen aufwies. Wochenlang habe ich mit dieser Influenzaepidemie zu tun gehabt, leise und langsam klang sie ab mit immer leichteren Fällen. Ich gedenke dieser Zeit angestrengter, ersprießlicher Tätigkeit unter dem mir fremden Volke mit besonderer Genugtuung, ich gedenke auch gerne meines ständigen Begleiters Kantiba Ghebru. Kantiba ist ein Titel, etwa wie Bürgermeister. Dieser Kantiba Ghebru war früher Gouverneur in Gondar, hatte sich aber in diesem Amte das Mißfallen des Negus zugezogen, so daß er abberufen wurde. Er hatte in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ein Seminar in Stuttgart besucht und beherrschte die deutsche Sprache in Wort und Schrift so vollkommen, daß man ihm den Ausländer nicht anmerken konnte. Kantiba Ghebru, dessen Frau ich an Influenza und einer schweren Lungenentzündung behandelt hatte, war mein Begleiter auf meinen ärztlichen Besuchstouren und machte den Dolmetscher, immer bereit und unermüdlich. Natürlich spielte hierbei sein eigenes Interesse mit, denn es

lag ihm alles daran, beim Negus wieder zu Ansehen und in eine einflußreiche Stellung zu kommen. Neben den Dolmetscherdiensten, welche mir Kantiba Ghebru tat, verdanke ich ihm mancherlei Einblick in abessinisches Leben und abessinische Geschichte, Einblicke, wie sie sonst kein Reisender zu tun in der Lage ist. Ich werde davon auf späteren Blättern erzählen können.

Am 15. Februar waren wir schon bei Sonnenaufgang auf den Beinen. Um 7 Uhr stiegen wir zu Pferde, um Besuche bei den abessinischen Würdenträgern zu machen. Zunächst kam der Ras Wolda Georgis, Herrscher von Kaffa, an die Reihe. Seine Provinz ist eine der reichsten und gesegnetsten im Reiche. Hier gibt es noch Urwälder, von Europäern nie betreten, hier noch große Elefantenherden. Hier wird auch der beste Mokkakaffee gebaut oder er wächst wild. Ackerbau und Viehzucht stehen auf der Höhe. Kurz, es ist vielleicht das beste und schönste Stück Land in Abessinien. Wir haben bedauert, daß uns keine Zeit blieb, eine Reise dahin zu unternehmen.

Ras Wolda Georgis, dessen Palast am Westausgange von Addis Ababa liegt, empfing uns mit großen Ehren. Auf seinem Hofe bildeten Hunderte von Kriegern im Schmucke kostbarer Waffen Spalier. Das Haus ist genau wie alle anderen gebaut und enthält zwei große Säle, der vordere für den Ras, der hintere für seine Frau bestimmt.

Neben diesem altabessinischen Hause erhob sich ein Neubau mit zwei Stockwerken, in Stein aufgeführt und mit einem Wellblechdach bedeckt. Im Rohbau war es fertig, an der Inneneinrichtung wurde noch gearbeitet. Europäische Kultur beginnt ihren Einzug auch in dieses Hochland inmitten Afrikas zu halten, Zeuge davon war dieser Palast; auch ein verwöhnter Kulturmensch würde sich darin wohl fühlen.

Der Ras, eine kleine, untersetzte, etwas zum Embonpoint neigende Persönlichkeit, mit dichtem wolligem Haupthaar und dünnem Vollbart ist ein prächtiger, jovialer Herr, dem Gutherzigkeit aus den allezeit lustigen Augen sieht. Er hat eine Schwester der Kaiserin zur Frau und gehört zu den intimen Räten des Negus. Auch sagt man ihm

nach, daß er seine Provinz vorzüglich verwaltet, Ackerbau und Viehzucht fördert und daß er selbst ein tüchtiger Geschäftsmann ist.

Wir wurden mit mancherlei Süßigkeiten und Sekt — Morgens um acht Uhr — bewirtet, zuletzt gab es vorzüglichen Mokka.

Wir ritten weiter zum Ras Tasama, gleichfalls ein Schwager der Kaiserin und ein durchaus königstreuer Mann. Er ist durch und durch Soldat, eine stattliche Erscheinung mit breiten Schultern und einem scharf markierten Gesicht, aus dem viel Energie spricht. Unser Gespräch drehte sich fast nur um militärische Dinge. Nicht müde wurde der Ras des Lobes über die kräftigen Erscheinungen unserer Gardes du Corps.

Unser dritter Besuch galt dem Affa Negus, dem obersten Richter. Beim Betreten seines weitläufigen Grundstücks mußten wir uns den Weg durch große Menschenmassen bahnen, welche aus der Stadt und von weither zu Gericht geladen oder freiwillig gekommen waren, um ihre Zwistigkeiten vorzutragen.

Der Affa Negus ist ein schon ältlicher, etwas beleibter Herr, welcher an diesem Tage heftig an Influenza litt. Auch die Gicht plagt ihn sehr, denn er ist ein Schlemmer und liebt namentlich geistige Getränke. Sein Gangwerk ist daher schon ein bißchen stark ramponiert. Bei einer anderen Gelegenheit sah ich ihn früh Morgens im Kaiserpalast. Er kam, weiß der Himmel, von welchem Gelage, ließ sich von seinem Maultier heben und durch zwei Diener die Treppe zum Vorzimmer des Negus hinaufführen. Er war zweifellos angeheitert, setzte sich mit viel Umständlichkeit und Stöhnen in einen Sessel und konsultierte mich wegen seiner Gicht. Ich hielt ihm eine Standrede über sein Schlemmerleben, dem er sein Leiden zu verdanken habe. Er nahm das mit Humor auf, meinte, ich könne froh sein, seiner Gerichtsbarkeit nicht zu unterstehen, sonst würde mich diese Rede wohl ein Ohr oder einen oder den anderen Finger kosten. Meine Ratschläge hielt er für ganz gut, aber befolgen könne er sie nicht, dazu sei er schon zu alt und außerdem schmecke es ihm viel zu gut. Ich hielt ihm entgegen, daß

er als oberster Richter doch dem Volke mit gutem Beispiel vorangehen müsse — es waren gerade die vierzigtägigen Fasten —, er aber lachte mich aus und entwickelte in seiner Tetsch- oder Sektlaune ganz haarsträubende Ansichten. „Na," sagte ich, „wenn der Kaiser das hört." Darauf schnitt er eine unendlich komische Grimasse und hielt sich mit der einen, mir mit der anderen Hand den Mund zu. Also zu diesem ehrenwerten Gourmand kamen wir; es ging ihm an dem Morgen wirklich miserabel, aber Sekt mußten wir doch mit ihm trinken.

Nach unserem Weggang hat er weiter gewurstelt in seinem Handwerk, Pardon in seinem Richteramt und vielleicht noch ein paar Hände oder Füße abhacken lassen. So bestraft man nämlich in Abessinien die Diebe. Wer einmal gehörig stiehlt, verliert eine Hand. Übersteht er diese Exekution — es kümmert sich niemand um den Verstümmelten, und wenn er sich nicht verblutet, so verdankt er dies lediglich dem zur Operation benützten Instrumente — also übersteht er das und wird rückfällig, so verliert er das nächste Mal die andere Hand oder einen Fuß oder man hängt ihn an einem Ast auf. Infolge dieser exemplarischen Bestrafung sind Diebstähle in Abessinien nicht häufig.

Bei der Rückkehr in unser Quartier genossen wir das Schauspiel eines Somalikriegertanzes. Dieser geht mit einem ungeheuren Aufwand von Körperkräften und Stimmmitteln in Szene. Eine Anzahl von Leuten bilden die Korona der mit den nackten Fußsohlen taktmäßig aufschlagenden und in die Hände klatschenden Sänger. Zwei Männer im Kriegsschmuck spielen die Hauptrollen, der eine die des Verfolgers, der andere die des Verfolgten. Die Sache endigt damit, daß der Sieger entweder unter wilden Grimassen dem vor ihm liegenden Besiegten die Kehle durchschneidet, oder der Überwundene stürzt zähneklappernd vor dem Sieger in die Kniee und bettelt um sein Leben. Die wilden Tanzbewegungen auf kleinem Raum sind gar nicht übel und zeugen von kolossaler Ausdauer und Geschicklichkeit.

Wir hatten die Freude, daß an diesem Tage der Rest unserer Karawane mit den Geschenken für den Negus eintraf. Ich für mein

Tafel IV.

Lager im Tschertschergebirge.

Kaisers Geburtstag in Lagahardin. Gruppe mit Gardes du Corps.



Begrüßung der Gesandtschaft durch abessinische Würdenträger.

Einzug in Addis Ababa.



Teil fand bei der Rückkehr auf meinen Hof einen schönen, jungen Schimmelwallach vor, ein Geschenk Kantiba Ghebrus für die Heilung seiner Gattin. Es war ein prächtiges Tier mit wundervoll elastischen Bewegungen. Ich habe mich über dies Geschenk umsomehr gefreut, als es mich an meine erste Patientin in Addis Ababa erinnerte.

Im Hause Kantiba Ghebrus habe ich den ersten Einblick in abessinisches Familienleben getan. Ich will hier die Eindrücke, die ich im allgemeinen empfing, wiedergeben.

Die Frau hat es im großen und ganzen nicht schlecht im Hause ihres Eheherrn, selbst wenn sie die Liebe desselben mit einigen anderen ihres Geschlechtes teilen muß. Das Sakrament der Ehe kennt der Abessinier wohl, aber er unterwirft sich demselben nur in seltenen Fällen. Er kauft sich seine Frau oder seine Frauen, irgend ein Zeremoniell findet nicht statt. Wird er ihrer überdrüssig, so schickt er sie zu ihren Verwandten zurück, ist aber genötigt, etwaiges Heiratsgut wieder herauszugeben. Auch für den Unterhalt der Frau muß er unter Umständen weiterhin sorgen.

Sind mehrere gleichberechtigte Frauen vorhanden, so wohnen sie getrennt, jede hat ihren eigenen Tokul (Haus) und ihre eigene Dienerschaft. Infolgedessen kann es nie zu Streitigkeiten und häuslichen Szenen kommen.

Ich lernte einen Silberschmied kennen, welcher zahlreiche Frauen sein eigen nannte. Er war etwa fünfzig Jahre alt und ein Lebemann. Sehr begütert, gehörte ihm ein ganzer Stadtteil in Addis Ababa. Auf seinem Grund und Boden hatte er eine Reihe ängstlich voneinander getrennter Tokuls erbaut, in deren jedem eine Frau mit ihren Kindern und dem Gesinde wohnte. Wenn ihn die Lust anwandelte und er mal wieder ein junges, hübsches Mädel fand, so nahm er sie zu den schon vorhandenen zur Frau und baute ihr auch einen Tokul. Er war in gewisser Hinsicht ein vortrefflicher Mensch und Ehemann, denn er behielt auch seine ersten, schon alt gewordenen Frauen bei sich. Übrigens wußte dieses Muster eines fidelen Lebe-

mannes nicht, wieviel Kinder er hatte; ich weiß nicht, ob dies an seinen rechnerischen Kenntnissen lag. Doch muß ich ihm nachsagen, daß er ein sorgsamer Vater war, der sein großes Hauswesen in guter Ordnung hatte und wie ein Patriarch herrschte.

Wenn ein Abessinier, sei es aus Liebe, sei es aus Rücksicht auf seinen mageren Geldbeutel, nur eine Frau hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß er eine durch die Kirche geweihte Ehe führt. Diese Zeremonie würde ihn nämlich für das ganze Leben festlegen, er kann die ihm angetraute Frau nicht mehr fortschicken. Und diese selbst braucht sich keine anderen Gattinnen gefallen zu lassen. Man ist also mit der kirchlichen Trauung sehr vorsichtig, man kann ja nie wissen —!

Aber trotz dieser lockeren ehelichen Bande und trotz der Polygamie hat es die Frau im Hause nicht schlecht, meistens sogar sehr gut. Der Mann sorgt für sie, er beschenkt sie mit Schmuck und kostbaren Gewändern, er sieht es gerne, wenn sie sich schön macht, er läßt sie auch an seinem Leben und an seiner Arbeit, wenn davon überhaupt die Rede sein kann, sagen wir also lieber an den Ehren, die ihm seine Stellung bei Hofe oder bei einem Großen einbringt, teilnehmen. Die Frau führt kein abgeschlossenes Dasein wie in einem orientalischen Harem, sie kann sich sogar ziemlich frei bewegen.

In der Geschichte Abessiniens haben Frauen häufig eine große Rolle gespielt. Ich habe das Vergnügen gehabt, einige dieser Damen, welche die Kämpfe um den Thron mitgemacht, welche bei den inneren Wirren vor der Vereinigung des Reiches unter das Zepter Meneliks eine hochbedeutsame und sehr tätige Rolle gespielt haben, kennen zu lernen, Frauen, welche in Schlachten mitgekämpft haben, Frauen, welche die treibenden Kräfte politischer Ränke und Morde gewesen sind, Frauen voll Ehrgeiz und von großer Begabung.

Das junge Mädchen ist mit vierzehn bis fünfzehn Jahren voll entwickelt und heiratsfähig. Was Schönheit und Anmut betrifft, so dürften die Gallamädchen alle anderen in den Schatten stellen. Es sind zumeist hochgewachsene, schlanke Gestalten von wundervoll ebenmäßigem Bau

der feinen Glieder; vornehmlich zeichnen sie sich durch kleine, schmale Hände und Füße, sowie durch natürliche Grazie in ihren Bewegungen aus. Über solch einem jungen Wesen liegt viel Anmut und feines Empfinden für Schicklichkeit ausgegossen. Dazu kommt, daß diese Damen ohne Ausnahme — ich spreche hier natürlich nur von der gutsituierten Gesellschaftsklasse — sich schik zu kleiden verstehen. Allerdings gehört dazu nicht sehr viel: ein langes, bis auf die Knöchel reichendes Untergewand aus im Hause gewebtem Baumwollstoff, darüber ein baumwollenes oder seidenes Obergewand mit langen, in zahlreiche kleine Fältchen gelegten Ärmeln, den Hals freilassend, um welchen sich eine silberne Kette oder eine Kette aus Glasperlen oder ein schwarzes Band mit einem daranhängenden Amulett schlingt. Um die Taille wird eine viele Meter lange weiße Schärpe gewickelt. Den Hauptreiz der Kleidung bildet die Schamma, ein langes, breites Stück sehr fein gewebter Baumwolle, in welche der Körper malerisch gehüllt wird. Diese Schammas, welche lediglich im Hause gewebt werden, sind oft außerordentlich wertvoll durch die eingelegten Säume aus Baumwolle oder Seide. Ich habe in meinem Besitze eine Schamma, das Geschenk einer Prinzessin, die eine fast $^{1}/_{2}$ m breite und viele Meter lange, eingewebte bunte Seidenkante aufweist, welche von ganz wunderbarer Schönheit ist. Ein solches Stück kostet zweihundert Mark und mehr. In der Art, diese Schamma um Kopf, Hals, Schultern und Hüften zu werfen, beruht die ganze Kunst, sich zu kleiden und zu kokettieren. Das ganze Spiel weiblicher Verführungskünste, zu denen die Europäerin ein Heer von Schneidern, Hutmachern u. s. w. aufbietet, leistet die Abessinierin mit ihrer Schamma. Nach orientalischer Sitte verhüllt sie vor Fremden vielfach ihr Gesicht damit, aber wie sie das macht, wie sie bald ganz sich dem zudringlichen Auge entzieht, bald Kinn und Mund, bald die Stirn, Augen und Nase entschleiert, wie sie kokett die dünne, oft wie das feinste Spinngewebe durchsichtige Hülle über Haupt und Schultern herabwallen läßt, darin liegt viel Anmut und neckisches Spiel.

Die abessinische Frau ist im allgemeinen nicht häßlich, nein, sie ist, wenn jung, oft schön. Man sieht sehr regelmäßige, klassische Züge, feine, leicht geschwungene Nasen, wundervolle dunkle Augen mit langen Wimpern und Brauen darüber, gerade wie schwarze Kohlenstriche. Von dem frischen Rot der Lippen sticht die bräunliche Hautfarbe, wie Samt schimmernd, kräftig ab. Dazu kommen tadellose weiße Zähne und niedliche kleine Ohren. Das Haar, wenn es so gelassen wird, wie die Natur es geschaffen, umrahmt Stirn und Nacken in leicht welligem Gelock. Leider bekommt man dies nur selten zu Gesicht, nur dann, wenn eine Frau ein langes Krankenlager oder ein Wochenbett hinter sich hat und in dieser Zeit außer stande war, die übliche kunstvolle Frisur machen zu lassen. Diese letztere besteht darin, daß das Haar in ganz gleiche, ganz regelmäßige Strähne geteilt und mühsam und sehr genau und sehr fest geflochten wird. Es liegt dann dem Kopf auf wie eine Haube aus lauter kleinen Zöpfchen. Solch ein Kunstwerk herzustellen, dauert stundenlang, es bleibt wochenlang unberührt. Für die Sauberkeit ist das ja sicher schon nicht sehr zuträglich, wird aber noch schlimmer durch die Sitte, diese kunstvolle Frisur gehörig mit Butter oder Rizinusöl einzuschmieren. Das sonst schwarze, glänzende Haar bekommt dadurch schon nach etlichen Tagen infolge von Staub und Hitze eine graugrüne Farbe und riecht ganz entsetzlich nach altem, ranzigem Fett. Für unseren Geschmack ist das geradezu abschreckend, für den Abessinier der höchste der Genüsse. Vergleiche China, kann ich hier wieder sagen. Die Chinesin macht's ähnlich und duftet ähnlich. Auch die Japanerinnen schwärmen bekanntlich für kunstvolle Frisuren, welche wochenlang unberührt bleiben und beim Schlafen durch einen unter den Nacken gelegten Block geschützt werden. Aber diese Frisuren mit den bunten Bändern und Blumen sind selbst nach unseren Begriffen geschmackvoll und sie riechen nicht so schrecklich wie die der Schönen im Lande Habesch.

Was ich schon früher über die Freundlichkeit und Höflichkeit der Gallafrauen im Gouvernement Harrar sagte, kann ich für die Frauen

in Schoa wiederholen. Sie sind liebenswürdige, zutrauliche, für jede Aufmerksamkeit dankbare Geschöpfe. Ich habe in Abessinien mit den Frauen, welche sich meiner ärztlichen Kunst anvertrauten, niemals eine üble Erfahrung gemacht. Sie waren folgsame Kranke, ich möchte sagen wie Kinder, denen man nur Gutes erweist und die dieses Gute empfinden. So zähle ich die Stunden, welche ich dort an Krankenbetten verbrachte, zu den angenehmsten Erinnerungen an meine Reise. Reizend war es, wenn diese niedlichen, zierlichen Geschöpfe, welche ich oft von einem Lager auf das andere, aus den dumpfen Tokuls in die frische Luft trug, von ihrer Krankheit genesen waren und wieder Lust am Leben verspürten. Wie wurde ich da so herzlich, so glücklich empfangen. Wenn sie mir auch nur mit wenigen, mir mit der Zeit verständlich gewordenen Worten ihren Dank sagen konnten, wieviel mehr sprachen die seligen Augen, wenn sie meinen Schritt und meine Stimme hörten. Ich habe diese Naturkinder wirklich lieb gewonnen und viele Stunden bei ihnen gesessen, ich habe ihnen etwas zu naschen oder kleines Spielzeug mitgebracht und mit ihnen herumgespielt wie zu Hause mit den eigenen Kindern.

Die Pflichten der Hausfrau sind in den reichen und wohlhabenden Familien eigentlich gleich Null. Küchensorgen und Dienstbotenärger existieren nicht oder treten wenigstens nicht an die Damen heran. Der Hausherr hält neben seinen abessinischen Dienern eine Anzahl von Sklaven und Sklavinnen, welche dem Negerstamme im Südwesten des Reiches, den Schankala, angehören. Es sind robuste, arbeitskräftige Menschen, durchweg auf einer niedrigen Stufe der Intelligenz stehend. Die Schankalas werden in Abessinien im allgemeinen gut behandelt, doch habe ich auch Beispiele unglaublicher Roheit gegenüber dieser dienenden Rasse gesehen. Körperliche Züchtigungen mit Nilpferdpeitschen stehen obenan. So begegnete uns auf unserem Rückmarsch ein abessinischer Großer, welcher zwei seiner Sklaven gefesselt mit sich führte; sie waren durch ein schweres Eisen eng aneinander gekettet. Rücken und Arme zeigten blutrünstige Striemen und tiefe

Löcher, in welchen sich Ungeziefer eingenistet hatte. Man kann sich denken, wie diese armen Menschen, welche als Bekleidung nur ein schmutziges Lendentuch trugen, unter Hitze, Staub und der Fliegenplage litten. Ihre Schuld bestand darin, daß sie versucht hatten, ihrem Peiniger zu entlaufen. Diese beiden Sklaven haben wir damals dem Abessinier abgenommen und in der Colonia Eritrea bei den Italienern untergebracht. Aber, wie gesagt, derartige rohe Behandlung gehört zu den Ausnahmen. Im allgemeinen werden die Sklaven als gute, fleißige Hausgenossen angesehen, die Sklavinnen treten oft in das Verhältnis von Konkubinen zum Hausherrn. Dieser Dienerschaft liegt also die ganze Hausarbeit ob: Die Frauen kochen das Essen, tragen Wasser, mahlen das Getreide, backen Brot, waschen die Kleider, die Männer versorgen das Vieh im Hause und auf der Weide. Das Instandhalten der Wohnung macht keine besondere Mühe. Eine Ausnahme hiervon machen nur der kaiserliche Palast, die Häuser der Ras und einiger weniger sehr hochgestellter Persönlichkeiten. Alle anderen Abessinier, selbst wenn sie sehr reich sind, wohnen in höchst einfachen Tokuls. Ich will den Bau und die Einrichtung schildern.

Wenn ein junges Paar heiratet, so baut es sich eine neue Hütte. Zu diesem Zweck wird ein Kreis auf flachem Erdboden abgemessen. Auf der Peripherie dieses Kreises werden roh behauene, unten etwa armdicke, nach oben sich verjüngende Stangen wie Palisaden dicht nebeneinander in den Boden gesteckt und durch eine Reihe von Querstangen aus dem biegsamen Holz der Akazie verbunden. An einer Seite bleibt eine Öffnung für die Tür, an anderen Stellen des Kreises, etwa in 1 m Höhe vom Erdboden kleinere Öffnungen für Fenster. Die freien Stangenenden werden oben etwas zusammengebogen und auf sie wird das Dach gesetzt. Sein Gerippe besteht gleichfalls aus roh geschnittenen, dünnen Stangen, welche um einen Knopf in der Mitte vereinigt sind, wie ein Schirmgestell. Dieses Gerippe wird mit Schilfrohr und Stroh durchflochten und auf den Rundbau aufgestülpt. Dieser selbst wird innen und außen mit Lehm dick verschmiert, auch

verwendet man Grasboden zur Ausfüllung der Zwischenräume. Der Eingang wird durch eine rohgearbeitete Holztür, die Fensteröffnungen durch ebensolche Läden verschlossen. Der so geschaffene runde, zeltartige Raum wird folgendermaßen eingeteilt: In der Mitte des Kreises wird durch Wände, die wieder aus Stangenholz und Lehm errichtet sind, eine zweite Rundung geschaffen, der eigentliche Wohnraum. Um diesen läuft also nun ein Rundgang, welcher je nach Bedürfnis in zwei bis drei oder mehr Unterabteilungen zerfällt. So schafft man Raum für Küche, Kammer und Stall. Der Wohnraum ist mit einem arabischen Bett, mit Sitzkissen, Lagern aus Ziegenfellen, einigen Holzschemeln, und wenn es hoch kommt, mit einem Tisch möbliert. In der Küche wird aus Feldsteinen eine Herdstelle errichtet. Das Kochgeschirr besteht aus eisernen Töpfen und flachen Pfannen. In der Kammer befindet sich eine Lagerstatt für Diener oder Sklaven und gewöhnlich eine Holztruhe, in welcher die besseren Kleider, Schmuckgegenstände u. s. w. aufbewahrt werden. Eine dritte Abteilung ist häufig Stall für Maultiere, Esel, Ziegen. So sieht die einfachste Wohnstätte aus. Es ist verständlich, daß sie keinen großen Wert besitzt. Der Eigentümer kann seinen Wohnplatz leicht wechseln, wobei er dann das ihm für den nächsten Bau nützliche Holzgerippe mitnimmt. Sehr stabil sind diese Tokuls natürlich auch nicht. So erinnere ich mich eines Tages in Addis Ababa: Wir kamen vom Markt. Plötzlich erhob sich vor uns ein Wirbelwind; man sah, wie der Staub, zu einer Sandhose geformt, sich in die Höhe hob und mit rasender Geschwindigkeit vorwärts getrieben wurde. Der Wirbelwind, dessen Breitenausdehnung höchstens 100 m betragen mochte, erfaßte einen ihm im Wege stehenden Tokul. Im Nu war das Ding vom Boden verschwunden, das Dach wirbelte wie ein aufgespannter Regenschirm durch die Luft, das Schilfgras stob nach allen Seiten auseinander. Das Holzgerippe, das sich wie ein Kreisel um sich selbst drehte, segelte gerade auf uns zu. Einige Galoppsprünge brachten uns aus der Windzone heraus, auch nicht den leisesten Lufthauch verspürten wir.

Das Dachgerippe fiel wenige Schritte hinter uns zur Erde. Schnell, wie er entstanden, war auch der Wirbelwind zu Ende; eine Familie war in wenigen Sekunden obdachlos geworden.

Natürlich sind nicht alle Hütten so leicht gebaut. Wer ein gemütliches Plätzchen erwischt hat und dort sein Leben lang oder doch etliche Jahre zu bleiben gedenkt, baut fester und führt die äußeren Mauern aus Feldsteinen auf. Aber die Bauanlage ist mit kleinen Abweichungen immer dieselbe. Je reicher jemand ist, je größer seine Familie, je größer die Ansprüche, umso größer der Tokul. Es tritt dann auch die Scheidung von Wohnraum, Küche und Stall ein, indem jedes in einem besonderen Hause untergebracht wird.

Luft und Licht haben natürlich in diese Baulichkeiten einen sehr beschränkten Eintritt. Wenn die Türen nicht sperrangelweit aufstehen, sitzt man im Dunkeln. Mich hat das oft zur Verzweiflung gebracht, mußte ich doch häufig in solchen Tokuls chirurgische Operationen vornehmen.

Der Negus hatte mich eines schönen Tages zu einem alten, sehr verdienten General, dem ich wieder auf die Beine helfen sollte, gesandt. Da kam ich in solch einen eben beschriebenen Tokul. Der mittlere Wohnraum erhielt nur Licht durch die Tür, zur rechten Hand gelangte man nach Zurückschlagen einer Bastmatte in die Küche. Hier wirkte mit zwei Sklavinnen eine noch sehr junge und bildhübsche Frau. Links vom Wohnraum lag der Stall, die trennende Wand reichte nicht mal bis zum Dach, hin und wieder erschienen die Maultierköpfe und sahen neugierig zu uns herein. Hier sollte ich also operieren. Ich öffnete die Tür, soweit es ging, und schob das arabische Bett dicht heran. Meine Instrumente breitete ich, nachdem ich sie in der Küche in einem Kessel mit Wasser ausgekocht hatte, auf einem roh gegerbten Leder aus. Nun konnte die Operation vor sich gehen. Sehr hell war es wahrhaftig nicht, zumal noch ein tüchtiger Regenguß draußen niederging. Als ich zu meinem Patienten herantrete — ein Betäubungsmittel hatte er als alter, mit zahlreichen Narben bedeckter Soldat verwei-

gert —, kommen ein paar Männer und spannen eine Schamma vor die Tür: es könnte doch jemand hineinsehen und gar bemerken, daß der alte Herr unter meinen Händen zusammenzucke. Ich wetterte, mußte mich aber wohl oder übel aufs Kapitulieren einlassen und brachte es dahin, daß ein halbes Dutzend Diener mit ausgebreiteten Schammas einen Halbkreis um die Tür bildeten, so daß ich wenigstens Licht behielt.

Nach der Operation setzten wir uns gemütlich zum Plaudern; der General lag auf seinem Bett, Kantiba Ghebru kauerte auf einem Ziegenfell und trank Tetsch, ich saß auf einem Baumstumpf und rauchte. Die junge Frau kam herein, dankte mir überaus herzlich, ließ Kaffee machen, und wir kamen bald in gemütliche Unterhaltung. Da erfuhr ich denn, wie diese sehr ungleiche Ehe zu stande gekommen war. Die Frau stammte aus den ärmsten ländlichen Verhältnissen. Wegen ihrer Schönheit hatte sie der alte Herr — seine erste Frau war lange tot — zur Frau genommen. Sie war dadurch in eine glänzende äußere Lage gekommen und hing an dem alten Mann mit der rührenden Dankbarkeit eines Kindes. Er aber dachte wirklich wie ein Ehrenmann und sagte mir, er habe eingesehen, daß er für die junge Frau zu alt sei, und darum wolle er sie freigeben, damit sie ihr Glück noch finden könne. Dagegen sträubte sich die kleine Frau aber sehr energisch. Ich habe sie noch manchen Tag als aufmerksame Pflegerin ihres Mannes beobachtet. Ob sie schließlich eingewilligt hat und von ihm gegangen ist? Ich weiß es nicht, bezweifle es aber, denn treue Dankbarkeit ist eine Tugend, der ich bei abessinischen Frauen noch oft begegnet bin.

Auch ein Beweis von Anhänglichkeit der Diener und Sklaven wurde mir in diesem Hause. Als ich den alten General wieder hochgebracht hatte, wurde ich von seinem Gesinde geradezu gestürmt. Man küßte mir die Hände, die Stiefel, den Mantel und geleitete mich an die Grenzen des nächsten Gehöftes.

Noch einige Worte über Kinderpflege und -erziehung. Ja, du

lieber Himmel, der gebildete Europäer wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Zunächst, wie kommt das Kind zur Welt!

Eines schönen Nachmittags bin ich wieder auf der ärztlichen Besuchstour mit meinem treuen Kantiba Ghebru. Da kommt ventre à terre ein kaiserlicher Bote angejagt, ich möchte doch schleunigst in das Haus eines hohen Würdenträgers kommen, die Frau sähe ihrer Entbindung entgegen. Ich setze mich, der Wichtigkeit des Ereignisses entsprechend, in langen Galopp und komme an das von einer starken Steinmauer umgebene Gehöft. Es fällt mir schon auf, wie vielen vornehmen, halb verschleierten Damen auf Maultieren, umgeben von großer Dienerschar, ich begegne. Kantiba Ghebru gibt mir die Auskunft, die kämen alle vom oder zum Besuch der Wöchnerin. In der Tür tausche ich noch schnell einige Höflichkeiten mit der Frau des Ras Tasama aus, welche, in eine große Kapuze gehüllt, über sich einen von einem Diener gehaltenen schwarzen Regenschirm, auch aus dem Hause trat. Sie bat mich, nur ja recht schnell zu machen. Ich trete in den ersten Raum. Da brannten auf einem Hausaltar Lichter, und es roch stark nach Weihrauch. Die Luft war zum Ersticken heiß. Der Großvater der jungen Frau empfing mich. Aus einem Nebenraum, nur durch einen Teppichvorhang geschlossen, höre ich vielstimmiges Gemurmel. Beherzt schlage ich den Vorhang zurück und sehe im Halbdunkel zunächst nur einige schwälende Lichter. Erst als mein Auge sich gewöhnt hat, unterscheide ich, daß zu diesen Lichtern eine Anzahl Menschen gehört. Da hocken auf dem Boden Männer und Weiber, in der einen Hand die brennende Kerze, in der anderen ein dickes Gebetbuch. Sie murmeln halblaut Gebete und Psalmen. Dazwischen sitzen Kinder. Ich denke, ich bin in einer Kirche. Da bemerke ich an der hinteren Wand des Raumes eine Frau, im Haar einen Blumenkranz und in den Händen ein Marienbild. Dies war die junge Mutter. Rittlings hinter ihr saß ein Mann, welcher sie festhielt. Mein Begleiter belehrte mich, daß in Abessinien so die Kinder zur Welt kommen. Also in Gegenwart von so und soviel Männern und Weibern, die alle zur Verwandtschaft

gehören, und in Gegenwart von Kindern, die das alles schon von frühester Jugend auf mit ansehen. In dem fensterlosen Raume herrschte eine Luft zum Umfallen, die arme Frau war in Schweiß gebadet. Wohl noch nie ist eine betende Gesellschaft so schnell hinausgeflogen, als diese von mir auf die Strümpfe, Pardon, auf die nackten Beine gebrachte. Die kleine Frau wußte es mir Dank, als ich ihr Ruhe verschafft und die stinkenden Lichter mitsamt ihren Trägern entfernt hatte.

Mit dem jungen Erdenbürger verschwand unversehens eine Dienerin, ich fand ihn in einem anderen Tokul unter Obhut seiner Amme wieder. Was hatte man mit dem Wurm gemacht? Mit trockenen, warmen Tüchern abgerieben, war er in Baumwollstoff eingewickelt. In das kleine Mäulchen hatte man ihm zerlassene ranzige Butter geschmiert. „Das ist so Sitte," hieß es, „in den ersten vierundzwanzig Stunden gibt's nur ranzige Butter, dann gedeiht es." — „Na," sagte ich, „dann will ich für das Gedeihen doch auch etwas tun," drehte das Knäblein um und gab ihm einige Klapse hinten drauf. Es schrie mit kräftiger Stimme.

Was mag dereinst aus diesem Sohne eines abessinischen Großen werden, dessen erste Lebenszeichen in diese Welt des Atmens ein preußischer Sanitätsoffizier geleitet hat?

Wo Reichtum genug ist, nährt eine Amme, sonst die Mutter. Viele Umstände werden mit den Kindern nicht gemacht, sie gedeihen trotzdem. Sobald sie einigermaßen Herr über ihre Gliedmaßen geworden sind, laufen und krabbeln sie nackt, wie Gott sie geschaffen, in den Hütten und auf den Höfen herum. Eine Art Schule existiert, aber da wird nicht viel mehr gelehrt, als das Lesen heiliger Schriften. Schreiben und Rechnen bleiben der Mehrzahl unbekannte Begriffe. Diese Künste erlernen nur diejenigen, welche die Eltern unter die Fuchtel der Gelehrten in den Klöstern und Kirchen bringen.

Das Märchen vom Klapperstorch kennt man in Abessinien nicht. Da kann jeder Dreikäsehoch schon Auskunft über das Werden und

Vergehen, Sein oder Nichtsein geben, eine Aufklärung der Jugend, bedingt durch das enge Zusammenwohnen und durch orientalische Anschauung.

Das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern ist das denkbar beste. Die treue Fürsorge der Mutter leitet Knaben wie Mädchen durch die ersten Jahre der Kindheit. Die Mädchen lernen früh allerlei Handarbeiten, vornehmlich das Weben kunstvoller Stoffe. Die Erziehung des Knaben ist eine soldatische, er lernt reiten, mit Speer und Säbel fechten und bekommt bald eine Flinte in die Hand.

Das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern entspricht durchaus den Geboten des Alten Testaments. Auf diese Weise knüpft sich ein sehr enges Familienband, in welches auch die durch Heirat Aufgenommenen mit ihrem Anhang eingeschlossen sind. Es entstehen Familiensippen, welche unter sich fest zusammenhalten. Daß Glieder dieser Sippen wegen Unwürdigkeit ausgestoßen werden, ist sehr selten. Auch Zwistigkeiten sind nicht häufig. Kommt wirklich mal ein Konflikt zu stande, so ist man bemüht, ihn wieder aus der Welt zu schaffen. Der Familienrat tritt zusammen, man beugt sich seinem Spruch und vor allem der Autorität des Alters, des an der Spitze der Sippe stehenden Urahns. Ein durchaus patriarchalisches Verhältnis, wie im Staate, so hier in der Familie.

Eines Tages führte mich mein Weg zu einem Erbfürsten, welcher im Kriegsdienste in Ehren alt geworden war. Sein Sohn, ein Oberst in der Armee, hatte sich gegen die Autorität des Vaters aufgelehnt, und es war zu vollständigem Bruch gekommen. Die ganze Sippe war tief unglücklich darüber, Vermittler gingen hin und her, und es wurde alles aufgeboten, damit die Versöhnung zu stande käme. Ich habe mich auch daran beteiligt, und wir hatten den dickköpfigen jungen Oberst zuletzt windelweich gemacht. Wen erinnert das nicht an alttestamentarische Geschichten, an den verlorenen und wiedergefundenen Sohn? Man schlachtet in Abessinien auch heute noch einen Hammel und feiert das Fest der Versöhnung in der Sippe.

Alttestamentarisch ist auch die Sitte beim Tode eines Angehörigen. Ein Familienmitglied schreit die Totenklage aus, das Herdfeuer in der Hütte erlischt, die Priester beten, die Klageweiber versammeln sich und heulen stunden- und tagelang. Nach der Waschung wird die Leiche auf ein Brett gelegt oder in eine Matte gewickelt und unter Gesang und Klagen zu Grabe geleitet. War der Verstorbene ein Priester, so hält man über seinen Kopf einen aufgespannten schwarzen Schirm. Nachdem der Leichnam durch die Kirche getragen, wird er auf dem Friedhofe in die Grube gelegt. Die Trauer dauert wie bei den Juden vierzig Tage. Während dieser Zeit wäscht man sich nicht und wechselt auch die Kleider nicht.

Es ist Sitte, an bestimmten Feiertagen und bei der Wiederkehr der Todestage an den Gräbern Andacht zu halten. Je nach Reichtum und Rang der Familie werden über den Gräbern mehr oder weniger große und prächtige Hütten, oft auch Pfahlroste errichtet. In diesen versammelt sich die Familie zu gemeinsamem Gebet.

Abessinische Kirchen sind an schönen, bevorzugten Plätzen erbaut, auf Hügeln oder Bergen, inmitten uralter Haine. Schon von weitem erkennt man die heilige Stätte.

Die abessinische Kirche hat, wie der alte Tempel der Juden, die Gestalt eines runden Zeltes. Die äußeren und inneren Wände bilden ein Fachwerk von Holz und Lehm, das Dach ist von Holz, Schilfrohr und Stroh und überragt die Außenwände so weit, daß eine durch Säulen gestützte Vorhalle entsteht. In das Innere gelangt man durch drei Türen, an der Nord-, West- und Südseite. Seine Mitte wird von dem durch feste Wände oder Vorhänge abgeschlossenen Allerheiligsten eingenommen; hier steht der Hochaltar nach dem Vorbilde der alten Bundeslade. Zu ihm hat nur der Oberpriester Zutritt, im Heiligen versammeln sich die Priester, in der Vorhalle und auf dem Hofe das Volk.

Auf dem Dache der Kirche ist ein einfaches, häufig sehr kunstloses Kreuz angebracht.

In den meisten Kirchen fehlt der Bilderschmuck vollständig, in einigen sind die getünchten, oft recht schmutzigen Wände mit Bildern aus der alttestamentlichen Geschichte, mit Bildern von Heiligen, von der Jungfrau Maria und dem Jesuskinde bemalt. Irgend ein künstlerischer Wert wohnt diesen Malereien nicht inne, sie sind roh und unbeholfen, wie von Kinderhand entworfen und in bunten Farben ausgeführt, zuweilen auch nur skizzenhaft in Umrissen mit Kohle auf den weißen Grund gezeichnet. Rings um die Kirche läuft eine Stein- oder Lehmmauer, welche den Friedhof einschließt.

Ein herrlicher Tag neigt sich seinem Ende zu, mählich versinkt die rotglühende Sonnenscheibe am Horizont, ihre letzten Strahlen tauchen die Baumkronen wie in lichtes Gold, während die Kirche darunter und die Gräber schon im Dämmer liegen. Feierliches Schweigen liegt über der Stätte des Todes. Aber da regt es sich in den über den Gräbern gebauten Hütten, zwischen den Spalten in den Wänden stiehlt sich unsicherer Lichtschimmer hindurch. Dunkle Schatten bewegen sich im Innern, und gedämpftes Murmeln menschlicher Stimmen tönt heraus. Der Abendwind trägt einzelne Laute zugleich mit dem Rauschen der Baumkronen zu uns herüber. Der Mond geht auf und wirft, durch jagende Wolken gedeckt, geisterhaftes Licht über den raunenden Hain. Halten die Lebendigen Zwiesprache mit den Toten? Sind die Toten aufgestanden aus ihren Gräbern? Urewiges Rätsel der Menschheit: woher und wohin? — Zu unseren Füßen raschelt es im dürren Riedgrase: nagende Ratten — aus der Ferne der gellende Schrei lungernder Hyänen. Unser Pferd stampft mit den Hufen und schnaubt in das Gebiß. Wir lassen ihm die Zügel, wiehernd steigt es in die Höhe, seine klirrenden Hufe dröhnen über den harten Boden. In kraftvollem Sprung trägt es seinen Reiter dahin über die Ebene, auf welche der Mond seine wechselnden Lichter wirft. Flimmernd steht das Kreuz des Südens über dem düsteren Totenhain, vor uns tief am Horizont das Sternbild des Großen Bären. Es strahlt auch über heimatlicher Erde und sendet uns einen Gruß über Meere und Länder. Liebkosend klopft

die Hand den Hals des feurigen Renners, wir jagen dahin, kraftvollen Lebens sieghafte Macht. Welt, wie bist du so schön!

„Anfang und Ende, Herr, sie sind dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, sei mein!“

Carpe diem.

Am Nachmittage des 16. Februar veranstalteten die Engländer auf dem weiten Wiesenplan zwischen dem Palast des Ras Mikael und dem russischen Lazarett ein Pferderennen. Auch der Negus erschien hierzu mit großem Gefolge.

Am Ziel, von dem aus man das Geläuf übersehen konnte, war ein großes, offenes Zelt errichtet, unter welchem Menelik, umgeben von seinem Hofstaat, Platz nahm. Er war wieder außerordentlich liebenswürdig und bekundete reges Interesse für die einzelnen Rennen, durchweg Flachrennen.

Der Sport ist von den Engländern eingeführt und erfreut sich bei den Abessiniern großer Beteiligung. Das Programm wies ungefähr zehn Nummern auf, darunter ein Rennen für Europäer, alle übrigen für Abessinier. Man sah zum Teil sehr gutes Pferdematerial. Beim Aufgalopp zum Start bemühten sich die abessinischen Herren, ihre Reitkunst in das beste Licht zu setzen. Die ungeduldigen Pferde, welche den Zauber natürlich kannten, waren kaum zu bändigen. Aber wie der Blitz war der Mann auf seinem steigenden, sich im Kreise drehenden Tiere, scharf wurde die Kandare angezogen und in Lancaden galoppierte einer nach dem anderen am Zelt vorbei. Dann ließ er seinem Tier die Zügel, um in windender Fahrt an den Start zu jagen. Nach kurzer Zeit kam das Feld, um einige Hütten herum, auf die Gerade einbiegend, heran. Die Pferde gaben her, was sie konnten, die Reiter trieben, rissen den Tieren mit den scharfen Kandaren das Maul blutig und hieben mit den Nilpferdpeitschen ein. Sämtliche Zuschauer, Männer, Weiber, Kinder, folgten den Rennen mit Spannung. Brausender Jubel ertönte, wenn der Sieger das Ziel passierte,

Gelächter, wenn der Letzte im Abstand von vielen Pferdelängen verhängten Zügels sein ausgepumptes Pferd weitertrieb. Die Preise bestanden in blanken Maria Theresia-Talern.

Am Abend vereinigte uns ein vorzügliches Diner in den Räumen der russischen Gesandtschaft.

Sonnabends ist Markt in Addis Ababa. Schon in den frühesten Morgenstunden wimmelt es auf allen in die Stadt führenden Wegen von abessinischem Landvolk zu Pferde und zu Maultier. Ganze Karawanen von Kamelen und Eseln, bepackt mit Ziegen- und Schaffellen und mit Bodenerzeugnissen, werden durch die Straßen getrieben. Auf dem Markt selbst herrscht ein Getümmel, durch das man sich nur schwer einen Weg bahnen kann. Aber alles geht doch in einer gewissen Ordnung vor sich. Die Waren werden auf dem Boden ausgebreitet, meist auf Steinhaufen, welche in langen Linien zusammengetragen sind. Die Besitzer oder Verkäufer und Verkäuferinnen hocken davor. Zwischen den einzelnen Verkaufsreihen bleiben Passagen für die Käufer. Hier drängt und schiebt sich groß und klein, arm und reich; es ist ein ewiges Hin- und Herfluten. Aber es geht anders zu, als man es sonst auf orientalischen Märkten zu sehen gewohnt ist. Das fortwährende Schreien und das Anpreisen der Waren fehlt. Man wird nicht von den Händlern überfallen, im Gegenteil, die Leute sitzen ruhig da, man kann sich alles gemütlich betrachten und handeln. Von vielem Feilschen ist nicht die Rede; der Abessinier hat seinen festen Preis und davon geht er selten ab. Lieber nimmt er seinen Kram unverkauft wieder mit nach Hause.

Wenn man einmal den Markt besucht hat, ist es leicht, sich zu orientieren, denn die einzelnen Warengattungen haben ihre bestimmten Verkaufsstellen. In der einen Reihe sitzen die Händler mit Baumwollstoffen, meist amerikanischen Ursprungs, daneben die Händler mit Schammas. Dann folgen Ledersachen, als da sind Sättel, Zaumzeuge. Dann die Waffenschmiede mit Säbeln, Dolchen, Schilden und Speeren. Wieder in einer anderen Reihe bieten die Gold- und Silber-

schmiede ihre Ketten, Kreuze, Ohr- und Fingerringe feil. Große Kostbarkeiten sieht man hier nicht. Massiv goldene Sachen fehlen ganz, zumeist sind die kleinen Sächelchen silbervergoldet. Massive gute Silbersachen sind häufiger, vor allem sehr schöne Verzierungen für Säbelscheiden und breite Armbänder für die Frauen, halt, ich müßte sagen Fußbänder, denn sie werden gewöhnlich um die Knöchel gelegt. Sehr hübsch sind silberne Ketten, Kreuze und Haarpfeile in Filigranarbeit. Die an und für sich nicht große Auswahl zeigt immer dieselben Formen. Man ist eigentlich ein bißchen über diese Armseligkeit enttäuscht, zumal wenn man in den reichen Familien Schmuck von großem Werte und elegantester Arbeit gesehen hat. Es ist das eben alles Hausindustrie. Der Kaiser und die Ras haben ihre eigenen Gold- und Silberschmiede. In der Sommerresidenz des Negus habe ich die Schatzkammer besichtigt. Da häufen sich zu vielen Dutzenden die goldenen und silbernen Ehrenschilde, die Säbelscheiden, Sachen von enormem Werte und prächtiger Arbeit.

Wir bummeln weiter über den Markt. Unser Diener, Wolde Jes, ein Abessinier, hat eine Unmenge von Bekanntschaften, küßt sich bald mit diesem, bald mit jenem. Er führt uns zu den Eisenhändlern. Hier finden wir schön gearbeitete Lanzenspitzen, hier die einfache Pflugschar und den eisenbeschlagenen Pickel für die Feldbestellung, hier die Kandare für Pferd und Maultier, im übrigen europäische Waren: Nägel, Schrauben, Hämmer, Äxte, Sägen, Vorhängeschlösser. Dann kommen wir zu einer Drogenhandlung: auf einem Stück zweifelhaft weißen Baumwollstoffs liegen Gewürze, billige europäische Seifen, Parfüms, Salben. Daneben hat ein Mann seinen Laden mit Schmucksachen aus Glasperlen, Amuletts aus Leder aufgetan. Zuletzt folgt der Gemüsemarkt, drei bis vier Reihen, besetzt mit Gallaweibern, jede mit kompliziert geflochtener, furchtbar riechender Frisur, auf dem Rücken gewöhnlich einen Säugling. Er befindet sich, natürlich nackt, in einem oft hübsch mit Muscheln besetzten Sack aus Leder. An seinem tiefsten Punkt, da wo auch der Säugling den tiefsten Punkt seines kleinen

Körpers hat, befindet sich ein Schlitz. Man kann sich denken warum und wozu.

Es ist schwer, einen solchen Sack käuflich zu erwerben. Die Mütter haben den Aberglauben, ihr Kindchen müsse sterben, wenn sie den Sack veräußern. Auch den eines gestorbenen Säuglings, um den ich einmal handelte, konnte ich nicht bekommen, die Mutter fürchtete, sie bekäme dann kein Kind wieder. Diese Hoffnung zu zerstören, konnte ich begreiflicherweise nicht auf mich nehmen.

Also da saßen die Mütter, alt und jung, häßlich und schön, zu Hunderten vor ihrem Kram, bestehend aus Gerste, Hirse, Mais, Reis, Kohlgemüsen, spanischem Pfeffer u. s. w. Unfern davon waren die Esel, welche diese Lasten aus den Dörfern herangeschleppt hatten, unter der Obhut einiger Jungen zusammengetrieben.

Rings um den vollbesetzten Marktplatz liegen die Kaufläden der Inder, Griechen und Armenier, stehen die Kaufhäuser der größeren Firmen. Weiter schließt sich der Pferdemarkt an, ein großer, freier Platz, auf welchem Hunderte von Pferden vorgeführt werden, natürlich stets in schärfster Gangart.

Der Sonnabendmarkt dauert vom frühen Morgen bis Nachmittags drei bis vier Uhr, dann baut der Händler ab, um noch vor Dunkelheit sein oft weit entferntes Heimatdorf zu erreichen. Für die Reinigung des Platzes sorgen Hunde und Geier so gründlich, daß man Abends schon nichts mehr von den Überbleibseln vorfindet.

Als Zahlung wird am liebsten der Maria Theresia=Taler genommen, die Menelikmünzen, geprägt in Frankreich, hatten sich bei unserer Anwesenheit erst wenig eingebürgert. Neben gemünztem Gelde spielen „die Kartusch", das Geschoß des Grasgewehres im Werte von etwa fünfzehn Pfennigen und die Salzstange im Werte von fünfzehn bis dreißig Pfennigen und mehr, je nach Größe, die Hauptrolle. Abessinische Arbeiten sind im allgemeinen billig: Schilde und Schwerter das Stück für zwei bis fünf Taler, je nach Ausstattung, ein Dutzend Nilpferdpeitschen einen halben Taler, eine Koryza — abessinischer

Sattel — mit Vorder- und Hinterzeug drei bis vier Taler. Dagegen ein gewöhnlicher Lampenzylinder für eine Petroleumlampe einen Taler, ein Vorlegeschloß zwei Taler — Wert zu Hause dreißig bis fünfzig Pfennige. —

Ich machte an diesem Tage noch die Bekanntschaft eines Gerasmatsch, eines abessinischen Großen, welcher vor Jahren eine Gesandtschaft nach Paris begleitet hatte und viel Verständnis für europäische Kultur zeigte. Schon die Einrichtung seines Hauses stach wesentlich von den bekannten abessinischen Tokuls ab. Da gab's gemütliche Wohnräume mit hübschen, bequemen Möbeln, Gardinen an den Fenstern, Bilder an den Wänden. Das Haus, an dessen Wänden sich Lianen hinaufranken, liegt in einem reizend angelegten Garten inmitten eines Gehölzes von Eukalyptusbäumen. Man konnte hier vergessen, daß man in Abessinien war.

Bei diesem Großen sowohl wie bei seiner Frau, welche gerade eines Knäbleins genesen war, fand ich volles Verständnis für meine hygienischen Anordnungen. Am Ende meines Aufenthaltes in Addis Ababa hatte ich noch die Freude, feststellen zu können, daß das Kind prächtig gediehen war. Auch die schwerkranke Mutter hatte sich erholt.

Dieser abessinische General bekleidet übrigens eine ganz hervorragende Stelle. Ihm liegt die ehrenvolle Aufgabe ob, den Kaiser im Kampfe mit seiner eigenen Person zu decken. Zu diesem Zweck trägt er in der Schlacht dieselbe Ausrüstung wie der Negus und reitet ein Pferd von gleicher Farbe. Da Kämpfe unter Abessiniern stets dann zu Ende sind, wenn der Führer gefallen ist — diese Partei unterliegt —, so ist es Sache des Generals, die Augen des Feindes vom Kaiser auf sich selbst abzulenken, sich für seinen Herrn zu opfern. Es gibt in Abessinien keine größere Ehre, als diesen Posten zu erhalten. Für den geliebten Herrscher sterben zu dürfen, mehr kann sich ein treuer Gefolgsmann nicht wünschen.

Es wird interessieren, einiges über das abessinische Heer zu erfahren.

Die Generale der Armee führen die Namen: Bitorari = Frontgeneral, Geras-matsch = Rechtsgeneral, Kanjas-matsch = Linksgeneral, Detjes-matsch = wörtlich: „Vor der Tür"-General, also am besten mit Flügeladjutant oder Kammerherr übersetzt.

Diese Bezeichnungen rühren von der Lagerordnung des abessinischen Heeres her.

In der Mitte des Lagers erhebt sich das Zelt des Negus. Für seine persönliche Sicherheit haftet die Leibgarde mit einem Detjes-matsch an der Spitze. Von dem Zelte des Herrschers aus strahlenförmig nach allen vier Himmelsrichtungen dehnt sich das Lager des Kriegsvolkes aus. So entstehen vier Korps, das Nord-, Ost-, Süd- und Westkorps. Jedes hat seine Front, seine rechte und linke Flanke. Vor der Front steht der Bitorari, rechts der Geras-matsch, links der Kanjas-matsch mit seinen Abteilungen. An die rechte Flanke des Nordkorps schließt die linke Flanke des Ostkorps, an die linke Flanke des Nordkorps die rechte Flanke des Westkorps u. s. w. Die Unterabteilungen haben bei dieser strahlenförmigen, nach der Peripherie des Kreises zu immer größer werdenden Anordnung dieselbe Teilung in Front-, Rechts- und Linksdetachements, fortlaufend mit Namen der Führer oder Nummer bezeichnet. Es ist also außerordentlich leicht, sich in einem solchen Lager zu orientieren, umso leichter, als die Lagergassen streng innegehalten werden.

Minister Ilg, welcher den Negus viele Jahre lang auf seinen Kriegszügen begleitet hat und vielfach als Feldarzt fungierte, erzählte mir, es sei ihm stets, selbst Nachts gelungen, sich allein zurechtzufinden, nachdem man ihm z. B. Ostfront Geras-matsch fünfte Lagergasse bezeichnet hatte.

Kommt es zur Schlacht — die Ordnung bleibt wie oben angegeben — so hat derjenige Bitorari, welcher die Front nach dem Feinde hat, den ersten Ansturm auszuhalten oder offensiv vorzugehen. Der Kanjas-matsch und Geras-matsch bilden die Flügel. Die Truppen der anderen drei Korps bleiben in der Hand des Negus, sie bilden seine

Reserve, welche er bald hierhin, bald dorthin werfen kann. Nehmen wir an, der Angriff kommt von Norden, so greift das Nordkorps zuerst in den Kampf ein. Ihm zunächst auf den Flügeln steht das Ost- und Westkorps zur Verfügung, am längsten zu seiner Entwicklung wird das am weitesten entfernte Südkorps gebrauchen, zumal es eine vollständige Frontänderung vornehmen muß. Es wird die letzte Reserve bilden, sei es zur Verstärkung des Zentrums oder der Flügel.

Infanterie bildet die Hauptwaffe der Abessinier, Kavallerie ist in geringerer Menge vorhanden. Doch sobald es an die Verfolgung des geschlagenen Feindes geht, macht sich auch Infanterie nach Möglichkeit beritten, und zwar auf Maultieren, welche in schwierigem Berggelände natürlich mehr leisten als die Pferde. Artillerie fehlt dem abessinischen Heere. Die paar Kanonen, über welche Menelik verfügt — Geschenke fremder Monarchen — können nicht mitgerechnet werden. In dem Hochlande könnte auch nur das auf Maultieren verladene Gebirgsgeschütz in Betracht kommen. Die bald nach uns in Addis Ababa eingetroffene österreichische Gesandtschaft brachte dem Negus ein Gebirgsgeschütz mit, zugleich dazu die großen kräftigen Maultiere aus Süditalien. Der abessinische kleine Bökkolo ist der Last nicht gewachsen.

In der Verfolgung des geschlagenen Feindes offenbart sich die ganze Ausdauer und Elastizität der Hochlandssöhne, denen keine Höhe zu steil, keine Schlucht zu tief ist. Ich habe die Klettergewandtheit und Schnelligkeit der Abessinier oft bewundert. Ein Maultiertreiber ist im stande, stundenlang mit dem trabenden Tiere gleichen Schritt zu halten. Das Schlachtfeld von Adua könnte erzählen, was der siegreiche Abessinier in der Verfolgung leistet. Auch die Frauen beteiligen sich daran.

Eines Morgens kam eine Tante des Negus zu mir, eine schon bejahrte Frau, eine hagere, sehnige Gestalt. Statt eines Stockes bediente sie sich als Stütze beim Gehen einer Lanze. Sie konsultierte mich wegen eines Knieleidens, welches sie sich im Felde zugezogen hatte. Mit leuchtenden Augen erzählte sie mir von dem nächtlichen Ritt auf der Spur des fliehenden Feindes, der, entschart im weiten Gelände, in

den Schluchten Unterschlupf suchte. An seine Sohlen heftete sich das wilde, erbarmungslose Heer der Verfolger. Ganze Ortschaften gingen in Flammen auf, eine feurige Lohe bezeichnete den Weg, welchen die Kriegsfurie schritt. Diesen nächtlichen Ritt hatte die Dame mitgemacht und war von ihrem stürzenden Pferd gegen ein Felsstück geschleudert. Sie meinte, damals habe sie wenig von dem Sturz gespürt, aber später habe sie lange stillliegen müssen. Ein im Knie fast steifes Bein zeigte sie mir als Resultat.

Wer Abessinien bereist, sieht noch heute die Spuren, welche die langjährigen Kriege hinterlassen haben: verwüstete Dörfer, welche in Trümmern liegen geblieben sind, weil die Bevölkerung dahingemäht war, und Reste starker, steinerner Befestigungen auf Bergkuppen und in engen, von abgrundtiefen Schluchten umsäumten Pässen. Ganze Landstriche sind auf diese Weise entvölkert.

Noch ein Beispiel davon, mit welcher Zähigkeit und Erbitterung die Bruderkriege in Abessinien geführt sind. Ich machte die Bekanntschaft eines uralten Erbfürsten, des Ras Heile-Selassie — zu Deutsch Kraft der Dreieinigkeit —, welcher schon an den Kämpfen unter Kaiser Theodor teilgenommen hatte. Legendenhaft lebt sein Kriegsruhm im Munde des Volkes fort. Trotzdem das Alter die Gestalt dieses Mannes gebeugt hatte, war er immer noch eine imponierende Erscheinung. Er ist ein Hauptgegner des Königs von Schoa gewesen und hat jahrelang mit ihm im Kriege gelegen, ohne jemals durch Waffengewalt besiegt zu sein. Die Hauptrolle in diesem Bruderkampfe hat seine Frau gespielt, jetzt eine würdige Matrone, deren harten, wie aus Stein gemeißelten Zügen man noch die Energie dieser Frauenseele ansah. Alle Söhne und Enkel dieses Paares hatte der Krieg dahingerafft. Sie waren auf dem Schlachtfelde gefallen oder hatten durch Gift geendet. Nur eine neunjährige Urenkelin, ein reizendes Kind, war ihnen geblieben.

Der alte Mann erzählte mir, er habe zuletzt seinen Frieden mit Menelik geschlossen, nachdem er eingesehen, daß es für das Land das

beste sei, unter ein Zepter zu kommen. Aus einem Feind war er zu einem überzeugten Freund des Negus geworden. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er still in Addis Ababa zugebracht. Als ich ihn besuchte, war er zur Reise nach Gondar gerüstet. Die Alten wollten in ihrer engeren Heimat sterben und zur Ruhe gebettet werden. Ich durfte sie noch im Hofe ihres Tokul photographieren.

Es ist bekannt, mit welcher Energie und Rücksichtslosigkeit die Abessinier ihren siegreichen Kampf gegen die Italiener geführt haben. Wenn die Geschichte von verübten Grausamkeiten, von Verstümmelungen Verwundeter erzählt, so beruht dies auf Wahrheit. Wir haben bildliche Darstellungen der Schlacht von Adua, von Abessiniern gemalt, gesehen, die hieran gar keinen Zweifel aufkommen lassen. Zur Ehrenrettung muß man aber den Siegern nachsagen, daß sie, nachdem der Siegesrausch verraucht war, die gefangenen Italiener gut behandelt haben.

Am 19. Februar fand beim Negus große Audienz zur Überreichung der mitgebrachten Geschenke statt. Um acht Uhr versammelten wir uns in Paradeuniform am Palast Ras Makonnens. Detjes Abbate geleitete uns mit großem Gefolge ins Gibi. Wir wurden diesmal in einem turmartigen, viereckigen Gemach, zu welchem eine breite Freitreppe hinaufführte, empfangen. Menelik, angetan mit hellseidenen Gewändern, um den Kopf turbanartig ein weißes Tuch gewunden, saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem kleinen Thron. Im Halbkreis um ihn nahmen wir auf Sesseln Platz. Minister Ilg führte uns ein. Zunächst überreichte unser Gesandter das Großkreuz des roten Adlerordens. Die Insignien wurden dem Kaiser angelegt, wobei er sich erhob. Die Gardes du Corps präsentierten, und die Geschütze auf der Terrasse feuerten Salut.

Dann wurde dem Negus ein Bildnis unseres Kaisers in Lebensgröße in der Paradeuniform des Regiments Gardes du Corps übergeben. In einem schweren, vergoldeten Eichenrahmen war es vor dem Thron in bester Beleuchtung aufgebaut. Auf einen Wink fiel die gelbseidene

Hülle. Menelik sah einen Augenblick tief bewegt zu dem Bilde herüber, sprang dann auf und trat dicht an dasselbe heran mit den Worten: „Nun sehe ich ihn vor mir, als sei er selbst zum Besuch bei mir.“ Der Reihe nach wurden die übrigen Geschenke in gediegenem Gold und Silber übergeben. Voll Interesse ließ Menelik sich Einzelheiten erklären, sichtlich freute es ihn, daß den Sachen der kaiserliche Namenszug mit der Krone darüber aufgeprägt war. Dann folgten Albums mit Ansichten von Berlin und Potsdam und Bilder der Hohenzollernfürsten. Lange behielt der Negus die Porträte Kaiser Wilhelms des Großen und unseres jetzigen Herrn in der Hand und schaute sinnend darauf. Es war ganz still in dem Raum geworden. Was mag in der Seele dieses Herrschers vorgegangen sein? Was mögen ihm diese beiden Bilder in seinen Händen erzählt haben? Nur mühsam riß er sich von der Betrachtung los und legte die beiden Blätter zu oberst, um sie am Schluß nochmals in die Hand zu nehmen.

Nach Beendigung dieser Audienz wurde unsere Bitte erfüllt, auch der Kaiserin Taitu die für sie bestimmten Geschenke überreichen zu dürfen. Menelik ging selbst, seine hohe Gemahlin auf unseren Empfang vorzubereiten. Nach einer Weile wurden wir vom Detjes Abbate durch verschiedene Höfe und Gartenanlagen, in denen in einem Käfig zwei Prachtexemplare von Löwen untergebracht waren, zum Gemach der Kaiserin geleitet. Wir betraten einen viereckigen kleinen Saal, in dessen Hintergrund ein breites arabisches Bett, bedeckt mit einer rotsamtnen Decke, über und über mit Gold bestickt, stand. Davor saß die Kaiserin auf seidenen, dunkelroten Kissen, ihr zu Füßen ein kleiner, weißer Seidenspitz, welcher, sehr schläfrig, von uns keine Notiz nahm. Die Kaiserin trug ein hellseidenes Gewand, die Umrisse ihrer Gestalt waren durch eine kostbare, weiße Schamma, welche auch Kopf und Gesicht bis auf die Augen verdeckte, verhüllt. Zwei sehr kleine, feine und fast weiße Hände hielten die Schamma auf der Brust fest. Die Augen, von dunklem Braun, blickten uns überaus freundlich entgegen.

Unter den überreichten Geschenken machte ein Bild unserer Kaiserin

in silbernem Rahmen sichtlich am meisten Eindruck. Ein goldener Altarkelch wurde für die in Genet im Bau begriffene Kirche bestimmt.

Nach Beendigung der Audienz wurden wir in den großen Saal geführt, in dem wir am 12. Februar empfangen waren. Es fand Gibr statt, und auch wir waren dazu geladen.

Menelik saß auf seinem Thron, umgeben von seinen Großen. Um den ganzen, ziemlich großen Podest waren weiße Vorhänge gezogen, so daß wir zunächst noch keinen Blick in den weiten Raum tun konnten. Wir wurden an eine links vom Thron stehende, für uns gedeckte Tafel geführt. Das Tafeltuch und die Servietten waren mit dem abessinischen Löwen bestickt. Das Porzellan, die Gläser und die schweren silbernen Eßbestecke trugen den Namenszug Meneliks mit der Krone darüber in Gold. Es gab ein Riesendiner von fünfzehn Gängen, zumeist europäisch zubereitet, nur einige Gerichte nach abessinischer Art, z. B. hartgekochte Eier mit einer pikanten Soße. Dazu wurde Rotwein, Tetsch und Champagner — französischer und abessinischer — gereicht. Menelik selbst aß nicht, wohl aber seine Hofleute. Sie saßen mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen, vor sich kleine niedrige Tischchen mit abessinischem Brot und mancherlei stark gepfefferten Soßen. Große, sehr hübsch geflochtene Körbe mit Brot standen zur Reserve daneben. Der Tetsch wurde aus kleinen, enghalsigen Flaschen getrunken. Rohes Rindfleisch wurde von Dienern — jeder trug etwa ein Viertel eines Ochsen auf der Schulter — herumgereicht. Die Herren Abessinier zückten ihre Dolchmesser, wählten und schnitten sich ein Stück ab, nicht zu klein, immerhin etwa im Gewicht von einem halben oder ganzen Pfund. Mit der linken Hand wird das Fleisch in den Mund gesteckt und der Bissen mit dem Messer dicht vor den Zähnen abgeschnitten, um schmatzend verzehrt zu werden. Recht lautes Schmatzen gehört zum guten Ton, man soll nicht bloß sehen, daß es gut schmeckt, man soll es auch hören. Das abessinische Brot besteht aus runden, flachen Fladen, welche wie Servietten lose gerollt vor jedem Gast liegen.

Zur Bereitung dieses Brotes wird ein Teig angerührt, ähnlich wie bei uns zum Backen von Eierkuchen, nur mit dem Unterschied, daß dieser Teig tüchtig gepfeffert ist. Die Sklavin stellt eine große eiserne Pfanne auf das offene Herdfeuer und wischt sie mit einem in Öl getauchten Lappen aus. Dann wird der Teig gleichmäßig über die fettige Fläche gegossen. Nach wenigen Minuten ist die untere Seite leicht bräunlich gebacken. Die Köchin stülpt einen Deckel über die Pfanne und wendet das Brot, damit die andere Seite auch das ihrige abbekommt. Das Brot ist fertig und wird in einen der großen, geflochtenen Körbe gelegt, immer eins über das andere. Die Pfanne wird mit einem Tuch abgerieben, wieder mit dem Öllappen eingefettet, worauf der nächste Brotguß vor sich geht. Eine perfekte Köchin bringt es in einer Stunde auf dreißig bis vierzig Brote. Sie sind von angenehmem Geschmack, abgesehen von dem Pfefferzusatz, an welchen sich eine europäische Zunge nicht gewöhnen kann. Nachdem wir ein Drittel unseres Diners eingenommen hatten, wurden die Herren der deutschen Kolonie zum Essen hereingerufen, ein Weilchen später die Gardes du Corps. So geht alles hübsch nach Rang und Würden, wie es die abessinische Sitte verlangt.

Nachdem unser Diner sein Ende erreicht hatte, wurden die Vorhänge um den Thron zurückgezogen. Nun übersahen wir den weiten Saal. Zunächst fiel in der Mitte ein riesiger brauner Berg auf, wohl 1 m hoch und 4 m lang. Das war alles Brot. Dicht vor dem Thron standen noch eine Reihe kleiner runder Tischchen für abessinische Große, im übrigen im Saal verteilt viele hunderte von Brotkörben und flache Schalen mit Soßen; dazwischen große Badewannen, bis an den Rand mit Tetsch gefüllt. Eine von außen durch den Saal geführte Rohrleitung ermöglichte, den Inhalt immer wieder aufzufrischen. Um die Badewannen waren Tausende von blauemaillierten Bechern, etwa einen Liter haltend, aufgetürmt.

Die große Haupttür und vier Seitentüren wurden geöffnet. In guter Ordnung, ohne Hast, traten die geladenen Gäste ein, erst die

Großen, nach einer Weile die Geringeren, zuletzt die einfachen Leute. Jeder wußte, wohin er gehörte. Da gab es kein Drängen, Stoßen und Schieben. Alles fand seinen Platz und setzte sich still hin. Es war so voll in dem weiten Saal, daß die Diener mit dem rohen Fleisch sich nur mit Mühe hindurchwinden konnten. In unglaublich kurzer Zeit war alles eifrig beim Essen, man hörte nur das laute Schmatzen und die zwanglose Unterhaltung. Uns war natürlich diese Speisung vieler Tausender, wie sie sich hier nach uralter Sitte vollzog, hoch interessant. Wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonntags, finden diese Gastmähler statt.

Der Negus war in bester Laune und fragte einmal über das andere, wie es uns gefalle. Bis Mittags drei Uhr blieben wir, dann wurden wir gnädigst verabschiedet, während die Schmauserei noch lange anhielt. Der Abessinier ißt und trinkt so viel er nur irgend kann, gleich auf Vorrat für ein paar Tage. Welche Unmengen von rohem Fleisch diese Menschen auf einmal hintereinander vertilgen können, habe ich oft bestaunt. Gewöhnlich nimmt der Magen für die nächsten Tage dann nichts Festes an. Mancher Vielfraß leidet an Verdauungsstörungen und weiterhin an Bandwurm. Ich glaube, es gibt keinen Abessinier, der nicht einen Bandwurm hätte. In bestimmten Zeitabschnitten, gewöhnlich alle vier bis sechs Wochen, wird eine Kur mit Kosso durchgemacht. Von den Blättern und Stengeln wird ein Aufguß gemacht und dieser in Quantitäten von einem halben bis einem Liter getrunken. Der Abessinier ist dann mindestens zwei Tage krank, unfähig auszugehen. „Er braucht seine Kur," heißt es, wenn man nach dem Abwesenden fragt. Natürlich brauchte er zu unserer Verzweiflung seine Kur gerade dann, wenn wir seiner am meisten bedurften. Diese Kur ist eben oft nur ein Vorwand, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Am Mittag des 22. Februar waren wir zu einem Frühstück beim Detjes Abbate geladen. Dieser Mann nimmt eine besonders hohe Stellung bei Hofe ein. Er ist der Vertraute der Kaiserin Taitu.

Unter allen Abessiniern, welche ich kennen gelernt habe, ist er die eleganteste Erscheinung. Einige dreißig Jahre alt, groß, schlank, mit regelmäßigen, feinen Gesichtszügen, auf der Oberlippe ein kokett gedrehtes Schnurrbärtchen, die Haare stets tadellos frisiert, ist er der Typus des vornehmen Hofmannes. Seine Kleidung ist stets gewählt. Von wirklicher Schönheit sind seine schmalen Hände und kleinen Füße. Er weiß das augenscheinlich, ich habe ihn nie anders als barfuß gesehen. Seine Stellung bei Hofe scheint eine sehr sichere zu sein. Im Gegensatz zu anderen Hofleuten trägt er ein sehr freies Wesen zur Schau, sowohl in Sprache wie Benehmen. Ich habe sonst nie einen Abessinier aus der nächsten Umgebung des Negus so offen über mancherlei Verhältnisse sprechen und so herzlich lachen hören wie diesen Detjes-matsch Abbate. Er ist nebenbei ein Lebemann. Seine Frau hat er fortgeschickt, weil sie ihm zu langweilig wurde; er hatte dafür allerlei kleine Abenteuer. Seine einzige Tochter lebt bei Verwandten auf dem Lande. Er hat mir dieses Kind einmal vorgestellt, um meinen ärztlichen Rat zu hören. Infolge überstandener schwarzer Pocken ist dies arme Wesen fast erblindet, da Narben gerade inmitten der Hornhäute den Blick trüben. Ich riet, das Kind operieren zu lassen, wenn nicht im russischen Lazarett in Addis Ababa, so in Europa. Das Vermögen dazu hat der Vater, er kann es sich Tausende kosten lassen. Ob er es tun wird, ist eine große Frage, denn auch er ist, obwohl mit europäischer Kultur vielfach in Berührung gekommen, doch wie alle seine Stammesgenossen viel zu indolent.

Es ist unglaublich, wie nachlässig die Abessinier gerade der Bekämpfung der schwarzen Pocken gegenüber handeln. Die Krankheit herrscht jahraus, jahrein epidemisch im Lande. Man kennt die Vorteile der Impfung, man weiß auch, wie einfach die Methode ist, aber man rührt nicht eine Hand. Selbst der Energie Meneliks ist es noch nicht gelungen, hier Wandel zu schaffen.

Wenn ein Europäer ins Land kommt und Lymphe mitbringt, so

nimmt man seine Hilfe in Anspruch, aber damit ist die Sache wieder erledigt.

Ich hatte in Dire Daua kaum abessinischen Boden betreten, da brachte man mir die Kinder schon in Scharen mit der Bitte, sie zu impfen. Ich impfte sie in Menge, einen Tag und alle Tage, bis wir in Addis Ababa ankamen. Hier interessierte sich Staatsrat Ilg, dessen Kinder ich auch impfte, lebhaft für die Sache, und auf sein Betreiben hielt ich dem Negus Vortrag. Er kannte die Methode und bat mich, einen Stamm von Lymphe zu schaffen. Ich impfte darauf einige Kälber, verteilte Impflanzetten und lernte einige Abessinier an. Aber ich bezweifle, daß man der Sache treu geblieben ist und weitergearbeitet hat. Das eben ist dem Abessinier zu unbequem, er will alles auf einem Präsentierbrett gebracht haben, selbst Hand anzulegen ist ihm zu unbequem.

Detjes Abbate, dessen neues steinernes Haus noch nicht fertig war, hatte in seinem Hofe zwei Zelte, eins für den Empfang, eins für das Mahl, aufschlagen lassen. Wir nahmen ein Diner von mehr als einem Dutzend Gängen ein; das war recht anstrengend und dauerte einige Stunden. Uns blieb gerade so viel Zeit, um in eine andere Uniform zu schlüpfen, wieder zu Maultier zu steigen, um ein Diner beim Minister Ilg einzunehmen. Hier war's sehr gemütlich. Ich denke mit den freundlichsten Gefühlen an die unter diesem Dache genossene Gastfreundschaft zurück. Unter anderen schönen Sachen gab es Schweizerkäse und frische Erdbeeren. Letztere gedeihen in Abessinien gut, sie haben dasselbe Aroma wie unsere Walderdbeeren, sind aber doppelt so groß. Die Kultur dieser Frucht ist durch Europäer eingeführt. In den Gärten der fremden Gesandtschaften in Addis Ababa haben wir uns oft an frischen Erdbeeren erfreut, nur Schlagsahne gab's nicht dazu.

Die uns erwiesene Gastfreundschaft mußten wir natürlich erwidern, in unserem Speisesaal gaben wir Mittags ein Frühstück und Abends ein Diner. Das ging viele Tage hintereinander. Es war recht an-

strengend, umsomehr, als eine unerträgliche Hitze über Addis Ababa brütete. Gottlob brachten die Abende Abkühlung. Wiederholt entluden sich heftige Gewitter in und um die Stadt. Sie boten ein Schauspiel von imposanter Schönheit. Blitz folgte auf Blitz, die dunklen Silhouetten der Berge, die Eukalyptushaine auf Sekunden in flimmerndes Licht hüllend. Rasselnd folgten die Donnerschläge, ein vielfaches Echo in den Schluchten weckend. Heulend fegte die Windsbraut daher, so manchen Tokul in Atome zersetzend. Schwere Regenmassen, mit Hagel vermischt, rauschten hernieder, den Boden in einen zähen Morast verwandelnd. Bei solchem Wetter unterwegs zu sein, ist an und für sich schon ungemütlich, mehr noch, da die Nacht in des Wortes verwegenster Bedeutung pechkohlrabenschwarz ist. Man sieht nicht den Pferdekopf vor sich. Immer tastend geht es vorwärts, über die Richtung orientiert man sich beim Flammen der schnell aufeinander folgenden Blitze. Das Pferd oder Maultier klettert und schlittert dahin. Dabei wird es empfindlich kühl, das Thermometer sinkt bis auf 0° C. Man empfindet das natürlich doppelt, wenn man am Tage unter brütender Sonne bei 40° C. gelebt hat. An einem solchen Abend war ich froh, Unterschlupf bei einem Erbfürsten zu finden. Bis auf die Haut durchnäßt, stieg ich vom Pferde und setzte mich, um mich zu trocknen, an das wärmende Feuer.

Der Abessinier hat eine sehr praktische Art der Heizung zur Erwärmung der Räume. An Stelle des Ofens tritt eine mächtige, schwere eiserne Platte, deren Ränder aufgebogen sind. An den vier Ecken dieser Platte sind eiserne Ketten befestigt, damit man sie bald hierhin, bald dorthin tragen oder an einem von gekreuzten Eisenstäben gebildeten Gestell aufhängen kann. Dieser Apparat wird erst in den Saal hineingebracht, nachdem das darauf gestapelte Holz zu tüchtiger Glut entfacht ist. Man hat dann vom Rauch so gut wie gar nicht zu leiden.

Als der Regen nachgelassen hatte und ich wieder hinaustrat, leuchteten am wolkenlosen Himmel Myriaden von Sternen. Hoch über

dem Berge von Entotto standen noch schwere Gewitterwolken, es wetterleuchtete über den Höhen, und leise grollend verklang der Donner. An einzelnen Stellen hatte der Blitz gezündet, funkensprühende Feuersäulen schossen auf, um bald zu versinken. Der leichte Brennstoff war schnell verzehrt. Fröstelnd wickelte ich mich in einen langen abessinischen Burnus mit Kapuze und trabte nach Hause.

Am nächsten Tage kam uns ein heftiges Gewitter schon am Nachmittag über den Hals, ich machte gerade einen Besuch im russischen Lazarett. Es ist sehr schön und weitläufig angelegt und im Pavillonstil erbaut. Natürlich sind die Pavillons runde abessinische Häuser. Aber was man aus ihnen machen kann, das habe ich hier gesehen: luftige Krankenräume, heller Operationssaal, Apotheke. Sehr gemütlich hatten sich die russischen Ärzte — ein Teil ist mit Familie in Addis Ababa — eingerichtet. Man hatte den Eindruck, in einer niedlichen Sommervilla zu sein.

Wir benützten eine Gewitterpause, um uns gemeinsam in die russische Gesandtschaft zu einem Gartenfest zu begeben. Wir hatten das Glück, noch trocken unter Dach zu kommen, doppelt Glück für die hellen Toiletten der Damen. Dann brach das Gewitter wieder los. Mit dem tropischen Regenguß zugleich kam ein Heuschreckenschwarm daher. In der Gesandtschaft waren alle Leute aufgeboten und schossen mit rauchstarkem Pulver unausgesetzt in die Luft. Es galt den Heuschrecken. Der freßgierige Schwarm ließ sich auch wirklich einschüchtern und verschonte den schönen Garten.

Detjes Abbate hatte mich eingeladen, seinen gesamten Haushalt zu besichtigen. So machte ich mich denn eines Morgens dahin auf. Der Haushofmeister führte mich umher.

Unser erster Besuch galt dem Brot- und Backhaus. Da standen im ersten Raume wohl dreißig wenig bekleidete Schankalamädchen und mahlten Korn. Jede hatte einen großen, flachen Stein, in dessen unteres Ende eine Höhlung gehauen war, vor sich. Eine Handvoll Korn wird auf der Fläche ausgebreitet und mit einem anderen, etwa

zweifaustgroßen, runden Stein zerrieben. Das Geschrotene wird in der Höhlung gesammelt, von Sklavinnen herausgenommen und auf feine Siebe gefüllt. Durch Schütteln wird das Mehl von der Kleie getrennt.

Im Nebenraum befand sich das Backhaus. Aus dem Mehl wurde mit Wasser, Salz und Pfeffer ein dünner Teig bereitet. Ein halbes Dutzend Mädchen buk auf offenen Herdfeuern die flachen Brote. Dann wurden gleich die verschiedenen Soßen zusammengerührt: Ingredienzien: gekochte und durchgerührte Erbsen und Linsen, Öl und Pfeffer.

Im kellerartigen Tetschhause führte uns der Küfermeister herum. In der ersten Abteilung standen viele Hunderte von großen Tonkrügen mit ausgegorenem Tetsch von verschiedener Güte und verschiedenem Alter. In der zweiten Abteilung wurde frischer Tetsch aus Honig, Wasser und Gescho angesetzt.

Im Honighaus standen flache Körbe voll Scheibenhonig in langen Reihen, ausgelassener Honig in Flaschenkürbissen und Tonkrügen. Im Getreidespeicher war Weizen, Roggen, Mais, Gerste, Erbsen in großen Haufen aufgeschüttet, die besseren Sorten in Säcken aus rohen Fellen verpackt.

Da es inzwischen Mittag geworden, wurde ich gebeten, an der gemeinsamen Mahlzeit teilzunehmen. In einem mittelgroßen Raum, ausgestattet mit einigen Fellen und Ruhekissen, sowie einer offenen Feuerstelle, empfing mich Detjes Abbate. Ich wurde drei alten Tanten, welche bei ihm wohnen, vorgestellt. Für den Detjes und mich trug man einen kleinen Tisch und Stühle herbei. Wir setzten uns an die ganz manierlich gedeckte Tafel, die Damen kauerten nahe der Feuerung auf dem Boden nieder. Zunächst gab es dicke Milch, die köstlich mundete, dann gekochte Erbsen, so stark gepfeffert, daß ich es nur auf wenige Löffel brachte. Nicht besser ging es mir mit einem eigens für mich zubereiteten Fleischgericht. Vor die Damen wurde ein großer Korb gestellt. Der Haushofmeister wusch sich die Hände und riß die

Tafel V.

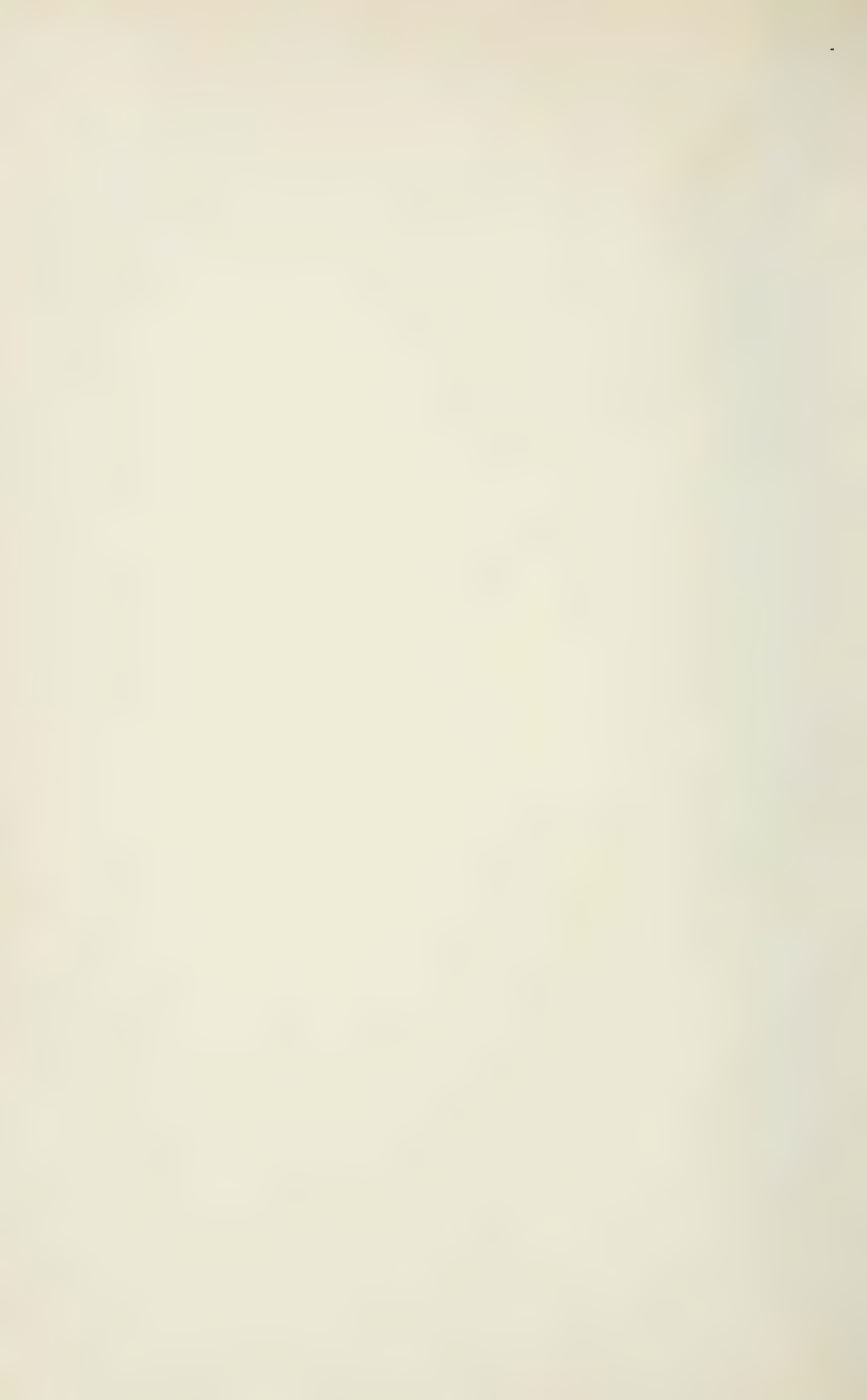


Abessinische Soldaten beim Einzug in Addis Ababa.

Menelik auf seinem Schlachtroß.

Graf Eulenburg und die Gardes du Corps in Parade.

Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses.



flachen Brote in einzelne Fetzen. Jeden tauchte er in eine Soße — es gab mindestens fünf verschiedene — rollte ihn zusammen und legte den so gefertigten Bissen in den leeren Korb. Er machte sein Anrichten so geschickt, daß er auch nicht mit einer Fingerspitze in die Soße geriet. Als er eine erkleckliche Zahl dieser Leckerbissen bereitet hatte, griffen die Damen zu, natürlich mit den Fingern. Ein Bissen nach dem anderen verschwand und wurde unter hörbarem Schmatzen verspeist. Tüchtig sprach man dem Tetsch zu.

Nachdem die Familie gespeist hatte, traten auf einen Wink des Hausherrn die Vornehmsten seines Gefolges ein, ließen sich auf dem Fußboden nieder und erhielten Brot, Soße und Tetsch. Waren sie satt, so folgten die nächsten hungrigen Seelen u. s. w., bis wohl an zweihundert Personen gespeist waren. Draußen in der Vorhalle lagerten Soldaten und erhielten gleichfalls ihr Essen. Ganze Berge von Brot, ungezählte Schalen voll Soße und Dutzende von Tetschkrügen waren im Umsehen verschwunden.

So geht es bei einem abessinischen Großen alle Tage zu. Beim Ras Tasama habe ich diese Abfütterei in noch größerem Maßstabe gesehen; sein Haus und Hof reichte nicht aus für die Menge Volks, welche von seinem Tische speiste. Diener trugen die Brotkörbe und Tetschkrüge in das Zeltlager der Soldaten. Die Hauptleute teilten in ihren Kompanien aus. In ihren Zelten taten sich Mann, Weib und Kinder gütlich, ein Leben wie die Lilien auf dem Felde: sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der Ras ernährt sie.

Am 27. Februar in aller Frühe begab sich die Kaiserin Taitu mit großem Gefolge zur Kirche nach Entotto, um dort wie alljährlich an diesem Tage eine Andacht zu verrichten. Sie saß eingehüllt in eine weite Schamma auf einem Maultier, über ihrem Kopfe wurde ein roter Schirm mit Goldfransen gehalten. Ein wenig später folgte der Kaiser, die Gelegenheit benützend, um im Vorbeireiten bei uns einen Besuch zu machen. Wir waren vorher hiervon verständigt worden und sandten ihm die Gardes du Corps als Eskorte entgegen. Menelik ritt

einen prachtvollen Dunkelschimmel mit langem Schweif; Zaum- und Sattelzeug waren schwer mit Gold verziert. Mit jugendlicher Elastizität sprang der sechzigjährige Herrscher aus dem Sattel, und sich auf seine Lanze stützend, ließ er sich in unseren Empfangssalon geleiten. Nach Einnahme eines kleinen Imbisses begaben wir uns ins Freie. Die Gardes du Corps machten Lanzenübungen zu Fuß vor, dann einige Evolutionen zu Pferde und ritten zuletzt eine schneidige Attacke. Dann folgte der Kaiser seiner Gemahlin auf den Berg Entotto.

Am Abend brach ein Hundewetter los, Sturm, Regen, Donner und Blitz. Es wurde empfindlich kalt. Das Kaiserpaar, welches eigentlich zwei Tage oben in der Kirche bleiben wollte, kehrte ins Gibi zurück.

Menelik hatte sich bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Schnupfen geholt, so daß ich am anderen Morgen schon früh zu ihm gerufen wurde. Mit Formanwatte schaffte ich dem hohen Kranken Linderung und ließ ihn weiterhin das Wasser einer am Fuße des Gibi entspringenden heißen Quelle gebrauchen. Er war ganz glücklich, als ich ihm das letztere empfahl und er die Wohltat der Kur empfand. Er sagte mir: „Ich hatte schon gehört, daß du die Frau des Ras Wolda Georgis in wenigen Tagen mit dem Wasser dieser Quelle geheilt hast. Der liebe Gott in seiner Weisheit und Güte hat uns so viele Kräfte, auch in der Erde geschenkt, mehr als wir verdienen. Ich danke dem lieben Gott, daß er dich hierher in mein Land geschickt hat."

Abessinien ist reich an heißen Quellen. Der beim Gibi hervorsprudelnden Quelle entströmt kochendes Wasser in ganz beträchtlicher Menge. Die Luft ist von Wasserdämpfen, welche einen leicht salzigen Geschmack haben, erfüllt. Ich schreibe ihnen eine ähnlich erfrischende Wirkung zu wie den Dämpfen an den Gradierhäusern unserer Solbäder. Das Wasser ist absolut klar und farblos, perlt im Glase und erinnert im Geschmack lebhaft an Emser Brunnen.

Der Gebrauch, den die Abessinier von dieser Quelle machen, ist ein rein äußerlicher. Man hat dort zwei sehr einfache Badehäuschen er-

richtet — eins für Männlein, eins für Weiblein — und in ihnen große ausgemauerte Bassins. In diese wird das heiße, klare Wasser hineingeleitet und mit kaltem Wasser aus dem nächsten Brunnen vermischt. Dies Brunnenwasser ist nun nichts Besseres, als eine trübe, schokoladenfarbige Flüssigkeit. In den Bassins baden zu gleicher Zeit mehrere Menschen, das Wasser wird nicht allzu oft erneuert.

Der Kaiser war ohne weiteres für meinen Vorschlag zu haben, die Quelle fassen zu lassen, um sie für Trinkkuren und Duschen verwendbar zu machen. Auch wollte er neue Badehäuser mit sauberen Bassins errichten. Er meinte, jeder, welcher das Bad benütze, könne etwas dafür zahlen, damit die Kosten wieder gedeckt seien.

Der Kaiserin war nun schon so viel von dem großen Medizinmann aus Deutschland erzählt worden, daß auch sie mich zu konsultieren wünschte. In der Frühe des 6. März wurde ich zur Audienz ins Gibi befohlen. Von diesem Tage an bis zu unserer Abreise bin ich im Palast aus und ein gegangen; der Kaiser hatte Befehl erteilt, daß mir der Zugang stets, auch ohne Anmeldung, freizugeben sei.

Ich wurde durch Detjes Abbate bei der Kaiserin eingeführt. Sie befand sich in einem kleinen niedrigen Gemach, auf seidenen Kissen sitzend. Zu ihren Füßen lagen zwei kleine langhaarige Seidenspitze. Für mich wurde ein gebrechliches Goldstühlchen hingesetzt, dem ich mich trotz meines leichten Gewichtes nur mit einem Schaudern anvertraute. Außerdem befanden sich im Gemach nur noch der Detjes Abbate und Kantiba Ghebru als Dolmetscher. Ersterer wickelte sich aus seiner Schamma heraus und spannte sie so aus, daß die Kaiserin und ich allein blieben. Dann entschleierte sich die Kaiserin Taitu.

In einer der neueren Reisebeschreibungen über Abessinien sah ich das Bild einer sehr starken Dame in Prachtgewändern mit der Unterschrift „Die Kaiserin Taitu". Ich weiß nicht, wie dieses Bild entstanden ist, jedenfalls hat es mit der Wirklichkeit nichts gemein. Die Kaiserin mag etwa Ende der Vierzigerjahre sein. Sie ist von Mittel-

größe und neigt ein wenig zum Embonpoint, ohne aber geradezu stark zu sein. Sie verfügt sogar über eine ganz hübsche Taille, wenn dieselbe auch nicht so zum Ausdruck gebracht wird wie bei einer korsetttragenden Europäerin. Die Kaiserin trägt kein Korsett, sondern um die Hüften nur die mehrmals umgeschlungene Schärpe. Die Hautfarbe ist ein sehr helles Braun, etwa dem einer Kreolin entsprechend. Der Kopf wird von einem kurzen Gelock schwarzer Haare umrahmt, sie sind durchaus natürlich gehalten, auch nicht eingefettet, noch parfümiert. Die Kaiserin verschmäht die kunstvolle abessinische Frauenfrisur. Zwischen den schwarzen Locken schimmern sehr kleine Ohren hindurch. Das Gesicht ist voll gerundet, die Stirn hoch und gewölbt. Unter den strichförmigen schwarzen Augenbrauen und den mit langen Wimpern besetzten Lidern blicken zwei helle braune Augen sinnend und etwas melancholisch in die Welt hinein. Die Frau hat viel durchgemacht, viel Trübes in ihrem Leben erfahren, ihr größter Schmerz ist, daß sie kinderlos blieb. Zudem hatte man ihr gerade die Kunde gebracht, daß ihre Mutter vor vierzehn Tagen in Gondar gestorben sei. All das goß über dies zweifellos anziehende Gesicht, das gewiß einmal sehr schön gewesen sein mag, etwas Trauriges aus. Vielleicht erhöhte das noch den Eindruck ihrer sich stets gleichbleibenden Liebenswürdigkeit.

Die Kaiserin ist eine fromme Frau, hat viel Gemüt und Herz und Hand auf dem rechten Fleck, wenn es gilt, etwas Gutes zu stiften. Sehr innig ist ihr Verhältnis zu ihren Schwestern und Nichten, jungen, am Hofe lebenden und mit hohen Würdenträgern verheirateten Prinzessinnen.

Das Verhältnis beider Majestäten zueinander ist äußerst herzlich. Im Innern des Palastes fallen die Schranken, welche die Hofetikette sonst zwischen dem Janhoe und der Eteje aufrichtet. Die Kaiserin geht ganz in der Sorge für ihren Gemahl auf; er sucht Erholung und Zerstreuung nach den Regierungsgeschäften in den gemütlichen und stillen Gemächern seiner Frau und ihrer Umgebung.

Die Gatten reden sich mit „Vater“ und „Mutter“ an, tauschen die Neuigkeiten des Tages aus, Ernstes und Heiteres vom Hof und aus der Stadt.

Sehr häufig ist Kindergesellschaft bei der Kaiserin. Aus der engeren und weiteren Verwandtschaft versammeln sich die Kleinen bei der geliebten Eteje, und gerade zu diesen Zusammenkünften kommt der kinderliebe Negus mit Vorliebe. Bei einer solchen Gelegenheit äußerte einst Menelik traurig seiner Gattin gegenüber: „Mutter, warum hat uns der liebe Gott keine Kinder beschert?“ Darauf erwiderte sie, ihn tröstend: „Vater, warum willst du dich darum grämen, wir haben ja vierzehn Millionen Kinder, um deren Wohl und Wehe wir uns sorgen müssen.“ Und er lachte und sagte: „Ja, Mutter, du hast recht.“ Den Eindruck, welchen ich von dieser starken, mutigen Frau bekam, die sich aus ihren mannigfachen schweren Lebensschicksalen ein Herz voll Liebe und Erbarmen und unendlich viel Güte gerettet hat, ist der: Sie ist der gute Genius des Negus und sein treuester Kamerad im Großen wie im Kleinen.

Man sagt der Kaiserin nach, daß sie einen gewaltigen Einfluß auf die Politik ausübe, daß sie und ihre Umgebung ein schweres Gewicht bei allen inneren und äußeren Regierungsgeschäften in die Wagschale werfen. Ich bin dessen gewiß. Der Kaiser ist ein klarer, ruhig überlegender Kopf, der seine Entscheidungen erst trifft, nachdem er diesen und jenen gehört hat, nicht zuletzt seine kluge Frau.

Man sagt der Kaiserin weiter nach, sie sei fremdenfeindlich und von tiefem Mißtrauen gegen die Europäer erfüllt. Das erstere trifft nicht zu. Die Kaiserin verkennt den hohen Wert abendländischer Kultur für das Land nicht und ist gerade diejenige, welche nützlichen Neuerungen auf allen Gebieten das Wort redet. Aber Mißtrauen gegen die Europäer hegt sie. „Warum kommen die Leute zu uns? Nur um uns uneigennützig zu helfen? Das glaube ich nicht, sie alle wollen ihren Vorteil und haben ihre besonderen Ziele.“

Die Frau muß in dieser Hinsicht trübe Erfahrungen gemacht haben,

wenn sie sagen konnte: „Die Fremden halten nicht ihr Wort, im Großen nicht und nicht im Kleinen.“

In dieser Frau mit den klugen Augen und den kleinen zarten Händen und Füßen, in dieser Frau, die nach einem Leben erschütternder Gegensätze zwischen Auf und Ab, Elend und Glanz sich den alleinigen Platz an der Seite Meneliks errungen hat, lebt eine starke patriotische Seele, eine glühende Vaterlandsliebe. Das ist das Band, das sie an den Negus fesselt, das sie mit dem inzwischen verstorbenen Ras Makonnen zusammengehen hieß. Ich bin fest überzeugt, daß diese Frau heute wieder im Feldlager des Kaisers erscheinen und wie einst an den Kämpfen teilnehmen würde, wenn ein fremder Nachbar verlangend seine Hand nach einem Stück abessinischer Erde ausstrecken wollte. Ihre Parole ist und bleibt: Ein freies, unabhängiges Abessinien für ein freies abessinisches Volk. —

Wir hatten zunächst eine längere Unterhaltung über ihre Krankheit, derentwegen sie mich hatte rufen lassen. Ich hatte mir schnell ihr volles Vertrauen erworben, ich fragte, sie antwortete ohne jede Prüderie und meinte: „Dir kann ich alles sagen, du bist wie mein Beichtvater.“ Nach vollendetem Krankenexamen bat ich die Kaiserin, sie untersuchen zu dürfen. Sie bejahte ohne weiteres und begab sich mit der herbeigerufenen Kammerfrau in ein Nebenkabinett, wo sie sich auf ein Ruhelager legte. Detjes Abbate und Kantiba Ghebru schlugen vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen, ersterer stand ganz entgeistert da, die Schamma entfiel seiner Hand, letzterer raunte mir zu, so etwas sei noch nicht dagewesen, die Kaiserin hätte sich noch niemals von einem Europäer anrühren lassen. Das genierte mich nicht, ich untersuchte meine Patientin gründlich, nicht nur dies eine Mal, sondern noch oft in den folgenden Tagen. Ich habe die hohe Frau massiert und dabei ihre schönen Arme und Hände und die kleinen Füße bewundert, tadellos gehaltene Hände und Füße, ohne jeden Makel, nicht ramponiert durch schickes Schuhwerk. Dabei konnte ich auch den einzigen Schmuck, welchen die Kaiserin trägt, an-

schauen: ein von fünf feinen, goldenen Spangen zusammengehaltenes Band, welches um den linken Knöchel gelegt war. An den Spangen und am Schloß glänzten eine Anzahl von Diamanten. Die Kaiserin war mit der von mir eingeleiteten Behandlung sehr zufrieden, fühlte sich schon nach wenigen Tagen erheblich wohler und voll Hoffnung, ganz gesund zu werden. Diese Hoffnung hat sie auch nicht betrogen. Aber eine große Umwälzung gab's im Palast, in der Lebensführung der Kaiserin und ihrer Damen. Mit dem Nichtstun, dem Herumliegen auf seidenen Polstern wurde gebrochen. Statt dessen wurde spazieren gegangen und Leibesübungen gemacht. Sehr amüsant war es, als ich eines Morgens ins Gibi kam, beladen mit einer Anzahl großer und kleiner Gummibälle. Ich zeigte der Kaiserin verschiedene Ballspiele und setzte ihr auseinander, wie gesund die körperliche Bewegung sei. Alles lachte, Detjes Abbate meinte, das könne doch die Kaiserin unmöglich mitmachen, das sei gegen jede Etikette. Ich ließ mich nicht beirren und gemacht wurde die Sache doch. Der ganze Palast war in Aufruhr, dem Kaiser wurde darüber berichtet. Er empfing mich am nächsten Tage, lachte und meinte, es wäre recht, was ich angeordnet, und die Damen amüsierten sich augenscheinlich sehr gut.

Die jungen Prinzessinnen wurden natürlich auch herangezogen, ebenso die beiden Frauen des Ras Tasama und Wolda Georgis, und in den Frauengemächern herrschte bald lustiges Leben.

Eines Morgens, noch vor Sonnenaufgang, wurde ich durch Eilboten ins Gibi gerufen. Eine der jungen Prinzessinnen, Frau des Finanzministers, war, nachdem sie vierzehn Tage vorher einem Prinzen das Leben gegeben hatte, schwer krank geworden. Alles war in Aufregung, die Kaiserin weinte um ihren Liebling, der Kaiser ging in großer Besorgnis umher, alles schlich auf den Zehen. Ich war in der glücklichen Lage, dem Kaiser nach achtundvierzig Stunden melden zu können, daß die Prinzessin außer Gefahr sei. Menelik atmete sichtlich wie von einer Last befreit auf. Damals habe ich einen Blick in die Seele dieses Herrschers tun können. Es ist ja nicht das erste Mal,

daß man das Gemüt dieses Mannes rühmt, aber es dürfte wohl das erste Mal gewesen sein, daß er einem Europäer gegenüber sich so ganz als Mensch zeigte wie an diesem Tage.

Die Kaiserin dankte mir mit Tränen. Meine kleine Prinzessin war geradezu rührend in ihrer Aufmerksamkeit gegen mich. Als ein freundliches Andenken besitze ich von ihr einen prachtvollen, elfenbeingeschnitzten Fliegenwedel.

Ich mußte von nun an täglich zu den jungen Damen kommen, brachte ihnen bald dies, bald das mit: Schokolade, Marzipan und Spielzeug. Große Freude bereitete ich ihnen mit Puppen, die man aus- und anziehen konnte, die die Augen auf- und zumachen und „Papa" und „Mama" sagen. Die jungen Dämchen waren wie die kleinen Kinder.

Wir haben damals im Gibi viel Scherz getrieben. Jeden Morgen mußten die Prinzessinnen aus ihren dumpfen Tokuls hinaus in den Garten, wo wir Freiübungen machten und Tänze einübten. Das war gar nicht so ganz leicht. Was bei uns jeder Dreikäsehoch ohne weiteres vermag, kann eine abessinische Dame gar nicht, z. B. hüpfen auf einem Bein. Um das zu lernen, haben wir Tage gebraucht. Sehr spaßig war, daß die drei Ehemänner jedesmal, wenn ich auf der Bildfläche erschien, auch zur Stelle waren. Kantiba Ghebru vertraute mir an, es sei ihnen nicht recht geheuer, ich könnte doch eines schönen Tages eine oder die andere Prinzessin oder alle drei auf einmal entführen. Sie mußten wohl ihrer Ehegattinnen nicht ganz sicher sein.

Einmal mußte auch hier Abschied genommen werden. Ich hatte für den letzten Tag noch an Spielzeug mitgenommen, was ich auftreiben konnte, außerdem Photographien der Prinzessinnen, welche ich mit meinem Apparat aufgenommen hatte. Die Freude war groß. Als aber der Abschied kam, da wurden die kleinen Damen ganz wehmütig und traurig. Ich ging zum letzten Male zur Kaiserin, sie empfing mich allein und nahm mit Tränen Abschied, mir in herzlichster Art dankend und ihre beiden Hände hinreichend.

Dann ging's zum Kaiser, einmal, zweimal, dreimal. Bald war ihm dies, bald jenes noch eingefallen. Vor allem legte er mir seine Tochter, die Frau des Ras Kucza, ans Herz, ich sollte sie auf unserem Rückmarsche besuchen und ihm schriftlich Mitteilung über das Ergebnis meiner Untersuchung machen. Zum Schluß ließ mir der Kaiser einen Ehrenschild aus Nilpferdhaut, mit Silber beschlagen, und zwei Schwerter überreichen.

Die Abschiedsbesuche waren gemacht, unser Haushalt in den Palästen der Ras Makonnen und Mikael aufgelöst. Am 18. März verließen wir Addis Ababa und traten den Rückmarsch nach Norden an.



Reise durch das nördliche Abessinien. Über den Blauen Nil zum Tanasee und zur alten Kaiserstadt Gondar.

Wir hatten beschlossen, die Rückreise nicht auf demselben Wege, den wir gekommen, zu machen, sondern, um Land und Leute gründlicher kennen zu lernen, nach Norden über den Blauen Nil, den Tanasee, über die alten Kulturstätten Gondar und Axum zur Colonia Eritrea zu marschieren und uns im Hafen von Massaua einzuschiffen. Für diese lange Reise hatten wir etwa zwei Monate berechnet. Um leichter beweglich zu sein, mußte unser Troß nach Möglichkeit eingeschränkt werden. Wir nahmen nur das Notwendigste an Kleidern und Wäsche mit. Alles andere wurde in Kisten verpackt und Herrn Staatsrat Ilg übergeben. Er hatte sich in liebenswürdigster Weise erboten, den Transport dieser Sachen auf Kamelen zur Küste von Djibuti zu besorgen. Wir sollten das Gepäck in Port Said wieder vorfinden, aber erst in vielen Wochen, nachdem wir wieder in Berlin eingetroffen waren, kamen wir in Besitz unserer Sachen. Es ist dies kein Wunder bei den schlechten Transportverhältnissen in Abessinien. Ließ somit die Fixigkeit zu wünschen übrig, so gilt dies nicht für die Richtigkeit.

Eine Hauptlast bildeten die Menagekisten. Wir behielten beim Abmarsch nur so viel Kisten bei uns, wie wir für das erste Drittel unserer Reise brauchten. Die übrigen Menagekisten wurden Nagadis übergeben, welche schon vierzehn Tage vor unserer Abreise aus Addis Ababa abrückten mit der Weisung, uns an bestimmten Etappenorten zu erwarten. Diesmal ging alles glatt von statten.

Die Teilung in Zeltschaften wurde streng durchgeführt: Herr Minister Doktor Rosen mit seinem Bruder, Herr Doktor Flemming und Herr Becker, Herr Konsul Schüler und ich, Herr Kommerzienrat Bosch und Herr Graf Eulenburg, die beiden letzteren jeder für sich, die

Gardes du Corps zusammen, die beiden Köche mit der Küche bildeten je eine Zeltschaft. Außer den Herren bestand sie aus den persönlichen Dienern, den Maultiertreibern, Pferden und Maultieren zum Reiten und Tragen.

Wir haben dieser Einteilung nicht zum mindesten zu verdanken gehabt, daß sich unser Lagerleben wie am Schnürchen abwickelte. Niemals kam Unordnung, niemals eine Verdrießlichkeit vor. Den Befehl über die Maultiertreiber erhielt ein älterer, erfahrener Mann, Schum genannt. In wenigen Tagen hatten sich alle in ihre Aufgaben eingearbeitet, man brauchte sich selbst um diese Angelegenheiten nicht mehr zu kümmern.

Der Kaiser Menelik, welcher sich überhaupt sehr besorgt um uns zeigte, gab einen seiner Hofbeamten, den Pascha Aitschuli, als Begleiter und Landeskundigen mit. Wir haben diesem im Reisen sehr erfahrenen Manne viel zu danken gehabt, nicht zum wenigsten die stets glatt erfolgende Verpflegung unserer Abessinier.

Am 18. März, bald nach Sonnenaufgang, begannen die Reisevorbereitungen. Wir hofften, spätestens am Mittag Addis Ababa verlassen zu können, um noch vor Dunkelwerden in der Sommerresidenz Meneliks, Genet, einzutreffen. Allein wir hatten uns bitter verrechnet. Zunächst erschien eine Anzahl abessinischer Maultiertreiber, die entweder schon lange bei uns oder kurz vorher engagiert waren, überhaupt nicht. Die Leute streikten, sie konnten sich von der Hauptstadt und dem hier geführten Bummelleben nicht trennen. Es mußten neue Treiber engagiert werden, was durchaus nicht leicht war. Auf dem Marsche, bevor wir die Stadt ganz hinter uns hatten, gingen einzelne doch wieder durch. Unseren vollen Bedarf konnten wir erst später im Lande decken.

Noch schlimmer ging's uns mit den Lastmaultieren. Wir hatten noch einige von denen, die uns nach Addis Ababa gebracht hatten, andere waren zugekauft. Als das Beladen losging, streikte auch diese Bande; das bis dahin geführte Faulenzerleben behagte ihnen augen=

scheinlich besser. Es war eine Sisyphusarbeit, den Tieren die Lasten aufzubinden. Einzelne waren ganz rabiat, man mußte sie fesseln, ihnen Tücher über den Kopf werfen, um überhaupt die Sättel auflegen zu können. Hatte man die Lasten glücklich festgebunden und ließ die Tiere los, so rasten sie wie toll durcheinander, gegen Zäune und Bäume, und ruhten nicht eher, als bis sie die Last wieder abgeschüttelt hatten.

Um ein Uhr verließ ich endlich mit meiner Zeltschaft den Hof des Ras Mikael. Nach zweihundert Schritt war die Hälfte meiner Tiere schon wieder ihrer Lasten ledig und tobte auf der Wiese umher. Stundenlang dauerte das Einfangen und Wiederbeladen. Endlich um vier Uhr ritt der Garde du Corps Scherff mit den letzten Lastmaultieren durch die Schlucht über den Marktplatz zur Stadt hinaus. Ich hatte in einem Bäckerladen einige Brote gekauft und diese noch verteilt, denn seit dem frühen Morgen hatten wir nichts genossen. Ich war froh, daß ich Scherff ein ganzes Brot mitgegeben hatte, denn er kam an diesem Tage überhaupt nicht mehr nach Genet.

Um fünf Uhr setzte ich mich mit meinen Dienern Mohammed und Hademaso in Marsch, ich auf meinem Schimmel, die Diener auf Maultieren. Von der Karawane und den übrigen Herren der Gesandtschaft sah ich nichts mehr. Um abzuschneiden, ritten wir querfeldein und kamen erst auf die Hauptstraße da, wo sie ins Gebirge führt. Sie war sehr belebt. Karawanen zogen nach Osten und Westen, Fußgänger wanderten in ihre Dörfer, alle lustig und vergnügt. Es war ein Genuß, in den friedlichen Abend hineinzureiten.

Glutrot sank die Sonnenscheibe am Horizont, über Berg und Tal breitete sich Abenddämmerung. Wir trabten gleichmäßig dahin. Die Hirten trieben ihre Herden an einen die Straße schneidenden Bach. Wir rasteten hier auch kurze Weile, um die Tiere zu tränken. Meine Diener knabberten an dem trockenen Brot, ich rauchte, hungrig und durstig, eine kurze Pfeife. Dann ging's weiter. Kein Stern am Himmel, der Mond jagte durch zerrissenes Gewölk. Es wurde dunkel,

wir fielen in langsamen, tappenden Schritt. Hademaso hatte die Spitze und behauptete, er fände den Weg. Er ritt einen Neitsch-Bökkolo — neitsch heißt weiß — dessen Farbe sich von der Umgebung sichtbar abhob.

Es fing an zu regnen, erst ganz leise, dann in großen Tropfen. Ich nahm meinen Umhang um, die beiden Leute schlüpften in ihre Burnusse. Nur das Klappern der Hufe, das Rauschen des Regens war hörbar, sonst alles totenstill um uns. Sehen konnte man so gut wie gar nichts.

Es kam noch besser. Plötzlich saßen wir drei irrenden Ritter im Wasser, uns erst bewußt, als die Tiere drin plätscherten und die Köpfe senkten, um zu saufen. Links von mir rauschte ein Wasserfall, vor mir sah ich eine dunkle Böschung. Dahin also. Ich ritt voran, saß aber bald bis an den Widerrist im Wasser. Gegen seine sonstige Gewohnheit weigerte sich der Schimmel, weiter zu gehen. Es mußte wohl grundlos vor uns sein. Also wieder zurück. Das Suchen nach einer Furt begann. Ich merkte, wir saßen in einem System vielverzweigter, künstlicher Kanäle, aus denen bei der Dunkelheit herauszufinden schier unmöglich schien. Von Wegrichtung hatte ich bei diesem Suchen schon lange keine Ahnung mehr. Aber nun bewährte sich mein Hademaso. Er glitt von seinem Maultier herunter, verschwand im Dunkeln, tauchte wieder auf und winkte uns weiter. Wir passierten eine seichte Furt. Ich weiß heute noch nicht, wie der Mann das fertig gebracht hat, wie er sich über die Richtung orientiert hatte, denn am Himmel war kein Stern. Aber kurz und gut, wir waren auf dem richtigen Wege.

Mit Hilfe der brennenden Zigarre sah ich nach der Uhr: halb zehn Uhr. Ich fragte Mohammed, wie weit es noch sei. Er verständigte sich mit Hademaso. Beide verstanden ihre Sprachen nicht, Mohammed nicht die amharische, Hademaso nicht die Somalisprache. Die Verständigung ging so vor sich: Mohammed: „Hademaso tinnisch?" Hademaso: „Tinnisch", das heißt ein klein wenig. Soviel verstand ich auch und

mußte über diese kurze, aber genügende Zwiesprache lachen. Dies „Tinnisch“ war nun nicht, wie ich mir einbildete, „en lütt Pip Tobak“, wie man im Lande Mecklenburg sagt, um eine Wegstrecke von einer Viertelstunde zu bezeichnen, sondern noch eine gute Stunde. Wir ritten fürbaß, bis ich unter einem Baum ein kleines Feuer bemerkte. Auf Anruf kam eine deutsche Antwort. Graf Eulenburg hatte hier einen Posten aufgestellt, um uns den Weg zu zeigen.

Um halb elf Uhr kamen wir in Genet an. Die Herren saßen im Hause des Ras Kueza um einen gedeckten Tisch, was auf mich einen sehr wohltuenden Eindruck machte. Ich griff tapfer zu und stillte meinen Hunger. In einer Karaffe funkelte ein klares, helles Getränk und ich goß mir das Wasser in ein großes Glas, nahm auch gleich einen tüchtigen Schluck. Im selben Augenblick sank ich aber entsetzt in mein Feldstühlchen zurück, es knickte vor Schreck unter mir zusammen und wir lagen wie ein Haufen Unglück auf dem Boden. Schallendes Lachen, die Situation und mein Gesicht müssen sehr komisch gewirkt haben. Kein Wunder. Denke dir, du setzest ein volles Glas mit Wasser an und trinkst zu deinem Entsetzen reinen Arak! — Nachdem ich Hunger und Durst gestillt hatte, suchte ich nach meinem Gepäck. Es war noch nichts da. Mit dem Nachtlager sah es also trübe aus. Ich durchwanderte die verschiedenen Häuser des Ras und fand einen ganz annehmbaren Raum, der zwar vollständig leer, aber durch ein in der Mitte brennendes Feuer schön erwärmt war. Mohammed brachte eine tüchtige Schütte Heu, ich legte mir meinen Sattel unter den Kopf, deckte mich mit dem noch nassen Umhang zu und war bald eingeschlafen. Am anderen Morgen beschränkte sich meine Toilette auf Gesicht- und Händewaschen in der Küche.

Genet liegt in einem wunderbar schönen Tal, umrahmt von Hügeln und Bergen mit kräftigem Baumbestand. Neben den Tokuls des Ras Kueza erhebt sich die große Palastanlage des Kaisers, Haus an Haus, Hof an Hof, Garten an Garten.

Die Landschaft ist dicht bevölkert, die Dörfer machen einen sauberen

und wohlhabenden Eindruck. Der Boden ist fruchtbar; Ackerbau und Viehzucht werden fleißig betrieben, letztere überwiegt, kein Wunder, denn hier gibt es viele Morgen große, saftige Weiden, bewässert durch ein weit verzweigtes Kanalsystem. Leider hatte auch hier die „Gulhai" — die Rinderpest — unter dem Viehbestand im letzten Jahre schrecklich aufgeräumt.

An rieselnden Bächen sproßte eine so üppige tropische Vegetation, daß man sich nach Indien oder Batavia versetzt denken konnte. Rauschende Palmen und die Musa mit ihren schlanken, vollsaftigen Blättern bildeten im Verein mit dem Rankenwerk blühender Lianen undurchdringliche Dickichte. Am Wasserrande blühten Vergißmeinnicht, Männertreu, Jasmin und wilde Rosen, in der Farbe wie bei uns, aber im Duft viel schöner und kräftiger. Bienenschwärme flogen ab und zu und brachten ihre süße Last zu den Stöcken, welche fast an jedem Tokul aufgestellt waren. An den Südhängen der Hügel standen Reben, gut gepflegt und sorglich angebunden. Sie trugen reichlich Trauben, jede in ein Gazebeutelchen gehüllt, leider noch nicht reif.

Am Mittag kam mein Gepäck vollzählig und unversehrt an, zugleich eine Post aus der Heimat, für uns immer eine besondere Freude.

Am anderen Tage machten wir einen Ausflug nach Addis Alem, wo Menelik auf ragendem Berg eine Kirche bauen läßt. Der Morgen war herrlich, frischer Tau hing an den Gräsern, von den Bergen wehte ein leiser Windhauch herüber, die Sonne ging strahlend am wolkenlosen Himmel auf. Der Weg war vorzüglich und führte anfangs durch einige Ortschaften und Weideland. Wir machten einen fröhlichen Frühgalopp. Menelik läßt hier eine Chaussee bauen, welche bis Addis Ababa geplant ist. Heute wird sie wohl fertig sein.

Je mehr wir uns Addis Alem näherten, umso schöner wurde die Landschaft. An Stelle der Wiesen traten Wälder, dazwischen Ackerland, auf dem fleißig gepflügt wurde. Die Ortschaft besteht nur aus wenigen Hütten am Fuße des Berges. Der Anstieg ist steil, aber der Weg gut angelegt.

Die Spitze des Berges ist eingeebnet. Inmitten des so geschaffenen Plateaus erhebt sich die steinerne Kirche. Die Baukosten müssen recht beträchtlich sein, denn das Material muß weither aus Steinbrüchen auf dem Rücken von Kamelen und Maultieren herangeschleppt werden. Wagen gibt es in Abessinien nicht, nicht das primitivste Gefährt, nicht eine Schubkarre, kurz nichts, was mit einem Rade beweglich ist.

Als Baumeister der Kirche fungiert ein Ungar, den ich weiß nicht welche Welle hierher und in den Dienst Meneliks verschlagen hat. Er ist ein geschickter Mann, welcher mit den einfachsten Hilfsmitteln Bemerkenswertes geleistet hat. Wenn die Kirche einen festen Baustil auch nicht aufweist — es ist ein großer viereckiger Kasten mit drei Türen und der üblichen Einteilung in Vorhalle, Heiliges und Allerheiligstes — so muß man doch gestehen, daß dieser Bau hoch oben auf dem Bergrücken durch seine Massigkeit imponierend wirkt. Eigenartig ist das Kreuz auf dem Dache, es besteht aus in Kreuzesform aneinander gereihten Straußeneiern.

Am Hochaltar wurde noch gearbeitet. Er wird ganz aus Holz hergestellt. In einem Schuppen hat der Baumeister seine Werkstatt aufgeschlagen und seine Maschinen aufgestellt: eine Kreissäge und eine Bohrmaschine, beide für Handbetrieb, oder vielmehr erstere für Fußbetrieb; in dem großen Rade müssen einige Leute treten. Holzschnitzerei scheint das Spezialfach des ungarischen Herrn zu sein. Was er aus dem harten, spröden Material herausgearbeitet hatte, war wirklich schön.

In der Kirche selbst war noch nicht viel zu sehen. Gottesdienst wurde aber, trotzdem noch Baugerüste standen, abgehalten. Im Heiligen hatten sich eine Anzahl Priester versammelt, die auf ihren Gebetskrücken lehnten und Psalmen sangen. Sie klapperten mit ihren Gebetsrasseln, tanzten und verneigten sich gegeneinander. In den Pausen unterhielten sie sich.

Von der weiten Vorhalle aus genießt man nach allen vier Windrichtungen einen herrlichen Blick über Felder, Wiesen und Wälder. Im Hintergrunde ist das Panorama durch Gebirgszüge abgeschlossen.

In der Umgebung der Kirche liegen kaiserliche Paläste mit großen Prunkräumen und kleinen Privatgemächern, welche von Veranden umgeben sind. Es ist paradiesisch schön hier. Man kann verstehen, daß der Herrscher sich dies abgelegene Plätzchen zum Ausruhen ausgesucht hat.

Bei unserer Rückkehr ins Lager fanden wir Kantiba Ghebru vor. Auf Befehl des Kaisers begleitete er uns, um mir bei der Frau des Ras Kucza als Dolmetscher zu dienen. Er war mit zwei Reitmaultieren gekommen, ein Lasttier trug sein leichtes Zelt aus „Abudjedid" (amerikanischer Baumwollstoff). Ein Diener trug die Waffen des Herrn, zwei Sklavinnen sorgten für seine Küche.

Nach einer wenig angenehmen Nacht — es hatten sich so viele Flöhe bei mir angesiedelt, daß ich fast verzweifelt war — brachen wir am 21. März gen Norden auf. Das Beladen der Maultiere ging schon ganz gut von statten. Nach einer Stunde war alles in Marsch.

Wir durchquerten in den nächsten Tagen die Galländer Metscha und Kutai, wohl die schönsten Gegenden dieses an Naturschönheiten schon so reichen Hochlandes. Menelik hatte nicht zu viel versprochen, als er diese Provinzen gelobt und gemeint hatte, mit ihren Wäldern würden sie uns am meisten an unsere deutsche Heimat erinnern. Er hatte recht. Eine Hochgebirgswelt, wie wir sie bei uns in Bayern und im Riesengebirge kennen, alles nur viel massiger. Mächtige Sykomoren, schlanke Zedern, weit ausladende Schirmakazien wechseln mit einem oft undurchdringlichen Gestrüpp von niedrigen Dornakazien mit ihren nach Vanille duftenden Blüten. Saftige Almen werden von gutbestellten Feldern abgelöst. Die Landbevölkerung wohnt zerstreut in Hütten, die wie Schwalbennester an die Berglehnen angeklebt sind. Größere Ortschaften sind selten, sie liegen oft viele Tagemärsche voneinander entfernt.

Am 22. März brachen wir früh, bald nach fünf Uhr, aus unserem lieblich an plätscherndem Bache gelegenen Lager von Hanou auf. Der Mond stand noch am Himmel, die Luft war frisch, die Welt um uns

in dichten, wogenden Nebel gehüllt. Lustig ging es im Sattel in den tauigen Morgen hinein. Siegreich stieg die Sonne herauf, verscheuchte den Nebel und gewährte uns den Blick auf eine prachtvolle Gebirgswelt. Unsere Straße wand sich dahin, hier einen Bach überschreitend, dort zwischen zwei Bergkegeln sich durchwindend oder über die Spitze eines Hügels kletternd. Wild und Raubzeug, Adler und Habichte in Unmengen. Nach fünfstündigem Marsche gelangten wir in einen Talkessel. In seiner Mitte lag ein etwa zehn Morgen großer Teich mit sumpfigen Rändern, fast ganz mit Schilf bewachsen. Nur an wenigen Stellen schimmerte der Wasserspiegel durch, und hier wimmelte es von Hunderten und abermals Hunderten von Wildgänsen und Enten. Als ich mich an ein Wasserloch herangebirscht hatte, ging das Wild wie eine Wolke hoch. Ich schoß beide Läufe meiner Flinte aufs Geratewohl in den dicken Haufen ab. Meine Beute betrug eine Gans und sechs Enten, eine schöne Zugabe für unseren Tisch.

Am Fuße eines bewaldeten Hügels neben einem Bach mit klarem Wasser schlugen wir unser Lager auf. Worambultschi heißt der Platz. Möge er bei jedem Wanderer, der nach uns diese Straße zieht, eine gleich angenehme Erinnerung hinterlassen wie bei uns. Wie haben wir im Genusse des Wassers geschwelgt, innerlich und äußerlich, wie ruhte es sich so prächtig an dem über Kiesel rauschenden, die Wurzeln schattiger Bäume benagenden Bache! Wie gut hatten es Pferde und Maultiere auf der grünen Weide!

Am Nachmittage war alles auf Jagd. Ich zog bis zur Abenddämmerung hinter zwei rosaroten Flamingos her, kam aber nicht zu Schuß. Die Tiere strichen immer wieder ab und suchten Plätze, zu denen ich durch den Sumpf nicht gelangen konnte. Aber dadurch wurde die Laune nicht verdorben, der Abend am Feuer war zu schön.

Am 23. März erhob ich mich schon vor Morgengrauen. Beim flackernden Scheine des Lagerfeuers, an dem ich meinen Tee kochte, nahm ich das Frühstück ein. Es war bitter kalt, alles weiß bereift.

Der Vollmond stand am Himmel im Westen, im Osten verkündete rötlicher Schein das Nahen des siegenden Tagesgestirns.

Nach unserer Karte zu urteilen hatten wir einen beschwerlichen Marsch vor uns, waren uns auch nicht klar geworden, wo wir das nächste Lager beziehen sollten. Ich ritt daher mit zwei Mann der Gardes du Corps vorauf, heute auf „Ulk", konnte ich mich doch selbst im schwierigsten Gelände auf ihn verlassen.

Zwischen langgestreckten, höher und höher steigenden Bergketten, am Rande eines Flußlaufes führte der Weg. Es war so kalt, daß uns die Finger steif wurden, daher wurde ein frischer Trab angeschlagen. Noch ruhte alles, Mensch und Tier, Wald und Feld, Berg und Tal. Die Mondscheibe war hinter den westlichen Höhen verschwunden, die Abhänge zu unserer Rechten in trüben Dämmer hüllend. Über die westlichen Berghänge ergoß sich der erste rötliche Schimmer des jungen Tages. In den verstreuten Hütten schlug hin und wieder ein Hund an. Leise gurgelnd zog der Fluß an uns vorbei. Wie regellos sein Lauf war! Hier bog er um eine schroffe Felsnase, unmutig an dem glatten, harten Gestein leckend, dort schlüpfte er wie durch ein Tor, das er sich gewühlt, scheltend über die enge Passage. Dann gewann er ein breiteres Bett und wurde ganz sanft und still. Wo immer am Rande unter sich neigenden Zweigen die Flut kleine Buchten gegraben, da lagen Wildgänse und Enten, die Köpfchen noch unter den Flügeln versteckt. In leichter Steigung schlängelte sich der Weg den Berghang hinauf, stieg wieder zum Flußufer hinab, immer ein neues Bild entrollend. Da lag ein Reh mit seinem Kitz, die Tiere äugten nur wenig nach den einsamen Reitern und ließen sich in ihrer Ruhe nicht stören. — Unser Blick haftete an den westlichen Höhen, welche sich in schimmerndes Gold tauchten. Die Sonne konnten wir noch nicht sehen, aber wie sie höher und höher stieg, das verfolgten wir an den glänzenden Farben der Berghänge. Dann mit einem Male waren die Gipfel wie von Licht übergossen, wie in Flammen getaucht, der erste Sonnenstrahl hatte sie geküßt. Wachgeküßt hatte er all das Leben in der

Natur, Vögel hoben die Köpfchen, streckten die Glieder und zwitscherten in den jungen Morgen hinein. Enten und Gänse erwachten, tauchten die verschlafenen Köpfe ins Wasser, schüttelten sich, daß die perlenden Tropfen umherspritzten und putzten das Gefieder. Ein Rehbock hob sich schläfrig aus dem Lager, streckte und dehnte sich und stieg zum Flußufer hinab. Wir durchritten die Furt, zwei Zwergantilopen aufscheuchend. In eleganten Sätzen sprangen sie zur Höhe, zuweilen verhaltend, dann wieder wie der Blitz weitereilend, bis sie den Grat erreicht hatten. Wir tränkten und kletterten mühsam den bergfreudigen Springern nach. Als wir die Spitze erreicht hatten, wähnend, es sei nur ein schmaler Rücken, da lag vor uns ein besiedeltes und bebautes Plateau im üppigsten Grün. Schön an sich in seiner friedlichen Ruhe und Fruchtbarkeit, schöner noch war der Blick von hier, rückwärts über Berg und Tal, vorwärts über eine imposante Gebirgswelt, welche, höher und höher sich schiebend, in blauer Ferne sich verlor.

An Überraschungen fehlt es in diesem Lande nicht. Hinter uns lag das Idyll eines Dorfes inmitten blühender Akazien und Heckenrosen, vor uns plötzlich eine öde Ebene, bewachsen mit dürrem Grase, steiniger Boden, auf dem der Huf klirrte. Ein seichtes Wässerchen zog sich hindurch, der Laga Ratscha, heute an jeder Stelle leicht zu passieren, selbst zu Fuß, wenn man von Stein zu Stein springt. Doch zur Regenzeit hat der Fluß ein weites Überschwemmungsgebiet. Wahrscheinlich ist dann die Ebene unter Wasser gesetzt, nach dessen Verschwinden eine kräftige Vegetation aufschießen mag.

Wir durchquerten das Tal und gelangten zum Orte Jelduratscha. Hier hieß es, wir sollten nur weiterreiten, noch die Höhe hinauf, da sei wieder fruchtbare Gegend und Weideland.

Ich ließ einen Garde du Corps als Wegweiser für die Karawane zurück und ritt weiter. Nach zwanzig Minuten befand ich mich in einem blühenden Akazienwalde. Ras Wolda Georgis hat hier ein großes, schönes Besitztum. Dann gelangte ich in ein etwa 2 km langes Galla-

dorf, Kolou, gelegen am Bache gleichen Namens. Hier war gut bleiben. Ich sandte auch den zweiten Garde du Corps meiner Begleitung zurück und lagerte im Schatten einer Sykomore. Bald hatte sich eine Anzahl Einwohner neugierig um mich versammelt. Wir hielten ein freundliches Palaver. Man bewunderte meine Waffen und vor allem die mir von Menelik geschenkte Lanze, welche ich mit der Schärpe meines Boys an der Spitze aufgepflanzt hatte. Man brachte mir auf Verlangen Gerste für meinen Bökkolo, ich streckte mich auf einen Haufen trockener Blätter aus. Mein Diener schwatzte weiter mit den Galla und renommierte. In letzterer Hinsicht hatte es namentlich mein Somali Mohammed weit gebracht. Er erzählte den Leuten von unserer groszen, reichen Karawane, was für hohe Herren wir seien. Sein Nachteil war das nie, mancher Flaschenkürbis voll Milch wurde ihm bei solchen Gelegenheiten gebracht, auch manche Ziege als Preis für die Medikamente, welche ich austeilte.

Am Nachmittage pilgerte das ganze Dorf zu unserem Lager. Es gab viel zu handeln, namentlich blühte der Pferdeverkauf. Das Gallapferd ist gut und berühmt wegen seiner Ausdauer und Anspruchslosigkeit. Konsul Schüler kaufte einen kräftigen Braunen einschlieszlich Sattel und Zaumzeug für vierzehn Taler. Nur eins behielt der Galla von der Ausrüstung zurück, ein Amulett, welches das Pferd um den Hals trug. Dies Amulett bestand aus den getrockneten Hoden eines Hammels und gilt als wirksam gegen den bösen Blick.

Die Leute waren durchweg sehr freundlich, brachten auch den obligaten Tribut in so groszen Mengen, daß wir noch Vieles zurückgeben konnten.

Tillak Sau und Tinnisch Sau (sprich Sau—u), das heiszt grosze und kleine Menschen bummelten bis zum späten Abend zwischen unseren Zelten herum. Über einen tinnisch Sau muszte ich mich übrigens an diesem Abend noch ärgern. Ich hatte mir einen Eingeborenen engagiert, um auf Gazellen zu jagen. Der Mann brachte mich auch zum Schusz. Eben hebe ich den Karabiner, da ruft Hademaso: „Mosje

tinnisch Sau," und gerade noch rechtzeitig sehe ich einen kleinen nackten Kerl unter den Akazien herumspringen.

Im Zelte verlebten wir nach dem Essen eine köstliche Stunde beim Glase Sekt. Kantiba Ghebru, den trunkfesten Abessinier nicht verleugnend, zudem in gehobener Stimmung über ein ihm vom Grafen Eulenburg geschenktes Pferd, war bald in seligster Laune. Wir neckten ihn weidlich mit seinen beiden Schankalamädchen, mit denen er sein Zelt teilte. Diese beiden „Damen" haben uns auf der Reise oft Vergnügen gemacht. Die eine war noch sehr jung und ganz niedlich, die andere schon etwas angejahrt, vielleicht schon aus dem Schneider heraus, dick und stets sehr salopp gekleidet. Sie war die Hauptstütze der Küche und untrennbar von einem Gefäß aus Aluminium, das uns als Nachtgeschirr dienen sollte, das dieses gute Mädchen aber als Küchengeschirr sorgsam Tag für Tag auf dem Rücken mitschleppte.

Mein guter Kantiba Ghebru hatte dem Getränk gehörig zugesprochen und da er sein Zelt weit ab von den unsrigen — ich weiß nicht aus welchem Grunde — auf der anderen Seite des Baches aufgeschlagen hatte, mußte er in der Nacht noch über das Wasser. Ein schmaler, runder Baumstamm diente als Brücke. Ein Diener vorne, einer hinten, so wurde er hinüberbugsiert, fiel aber jenseits doch noch in den Schlamm. Ich sah ihn am nächsten Tage erst gegen Abend, er hatte Katzenjammer, physischen — vielleicht auch moralischen? Ich weiß es nicht.

Der 24. März fand uns bei Tagesgrauen wieder auf dem Marsch. Ich hatte die Spitze, begleitet von Gabra Mariam und einem Führer, Gormé genannt, den wir in Addis Alem engagiert hatten. Er saß ohne Sattel, nur auf einer lose gegurteten Decke auf einem Lastmaultier, welches nie eine Last duldete, sondern beim Versuche, es zu beladen, ganz unbändig wurde. Eine Kandare war für das Tier auch nicht da, Gormé ritt es auf einem durch das Maul gezogenen Strick. Kaum zum Lager heraus, ging das Tier durch. Mein Schimmel wurde gleichfalls unruhig und raste hinterher. Gormé lag bald unten,

nachdem das Reitkissen dem Tier unter den Bauch gerutscht war. Wir fingen es wieder ein, indem wir es in den Hof eines Galla hineintrieben. Dann ging's in flottem Galopp weiter, bis eine Schlucht Halt gebot. Wir kletterten hindurch und einen Hügel hinan. Ein Urwald nahm uns auf. Ich saß sofort ab und wanderte im Schatten der Bäume und an rieselnden Quellen zu Fuß weiter. Da blühte und grünte es um mich, da duftete es nach Rosen, Jasmin und Akazienblüten. Da zwitscherte und jubelte es in den Zweigen, flatterte von Baum zu Baum, Häher und Papageien in schillernden Gefiedern. Da huschten Rebhühner im Schatten niederhängender Zweige, im Gewirr von Wurzelwerk und Lianen, da spielten Affen. Zu bald und zu schnell war der Wald passiert und machte einer Ebene mit fester Grasnarbe Platz. Ich stieg zu Pferde und galoppierte auf dem schwellenden Boden über die Fläche, um jenseits wieder in den Schatten der Bäume unterzutauchen. Ein langgestrecktes Dorf, Abebe, lag vor mir, dürftig die Hütten, dürftig die Einwohner, miserabel das bißchen Wasser. Es hieß, hier müßten wir bleiben, denn viele Stunden weit sei kein Tropfen Wasser zu haben. Das hatten wir auf der Reise schon so oft gehört und ebenso oft die Erfahrung gemacht, daß es nicht zutraf. Nach meiner Karte mußte ein Fluß gar nicht weit sein. Ich entschloß mich noch zu reiten, zumal der Marsch zu kurz war. Ich saß wenig mehr als zwei Stunden im Sattel. Auf einer anfangs breiten, dann immer schmaler und schmaler werdenden Bergnase ritt ich dahin bis zu ihrem Ende. Da lag vor mir eine Gebirgswelt, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich stand auf einer Höhe von über 3000 m. Nach Norden, Osten und Westen schweifte der Blick über bewaldete Bergketten, eine hinter der anderen sich auftürmend, alles getaucht in das Licht eines strahlenden Himmels, an dem kein Wölkchen sichtbar war. Steil fiel der Berg zu meinen Füßen ab, viele Hunderte von Metern, steil ragten jenseits der im Dunkeln liegenden Schlucht Felsgrate auf, wirr gezackt, zerrissen durch stürzende Wassermassen. In blauer Ferne schloß das Ganze mit zum Himmel

ragenden Felswänden ab. — Ich nahm das Fernglas zur Hand. Über die Bergnase vor mir, schroff wie die, auf welcher ich stand, mußte unser Weg gehen. Für diesen Tag wäre es zu viel gewesen. Ich suchte die Schlucht unten ab. Da sah ich Hütten und ein glänzend schimmerndes Band. Das konnte nur Wasser sein. Ich deutete dahin: „Uaha?" Gormé nickte. „Laga Urga." — „Los," sagte ich, band meinem Schimmel die Zügel kurz, damit er nicht hineinträte, und begann den Abstieg zu Fuß. Es war eine mühsame Kletterpartie, bald springend von Fels zu Fels, bald gleitend und rutschend. Nach eineinviertel Stunden war ich am Laga Urga. Mensch und Tier trank sich satt. Dann mußte Gormé zurück, um die Karawane zu dirigieren. Ich machte mit den Eingeborenen Bekanntschaft. Man brachte mir freundlichst einen Holzschemel mit einem Ziegenfell darauf, den ersteren akzeptierte ich gerne, auf das zweite verzichtete ich aus wohlbekannten Gründen. Ich hatte Hunger, konnte aber das uns dargebotene Brot und die stark gepfefferte Soße nicht genießen, während Gabra Mariam Unmassen davon vertilgte. Ich fragte nach Milch. „Jellem" — nein — gab's nicht. Nach Eiern. „Ischi." Die waren also da. Ich ließ einige Mahalleks in der Hand glänzen. Die Eier kamen, fünf für einen Mahallek. Ich schlage das erste an, ein Hühnchen drin, das zweite ebenso. Für den Rest dankte ich, rauchte und hungerte. — Mit meinem Fernglase suchte ich den vor mir liegenden Berghang ab. Hin und wieder tauchten beladene Maultiere auf. Ich fragte: „Ferentschi?" — „Jellem Ferentschi," gab Gabra Mariam nach prüfendem Blick mit seinen Falkenaugen zur Antwort, „Nagadi." Es wurde zwei Uhr. Nach meiner Berechnung mußte die Karawane jetzt zum mindesten in Abebe sein. Sie kam nicht über die Höhe.

Ich nahm also an, daß unsere Leute, wie schon so manches Mal, erklärt hatten, im Umkreise von fünf Stunden sei kein Tropfen Wasser vorhanden, und daß man daher ein Lager in Abebe aufgeschlagen habe. Wie sich nachher herausstellte, hatte ich recht.

In Ermanglung jeglicher Nahrungsmittel mußte ich an den Rück-

marsch denken. Ich kletterte die Bergnase wieder hinauf, mein armer, müder und hungriger Schimmel tappte treu hinter mir her. Es war recht beschwerlich und schauderhaft heiß dazu. Aber das hinderte mich doch nicht, hin und wieder stehen zu bleiben, um die imposante Gebirgswelt zu betrachten. Außerdem wurde mein Interesse durch die hier zum ersten Male gesehene Art der Honiggewinnung wach gehalten. Ein günstigeres und reicheres Arbeitsfeld für die fleißigen Bienen ließ sich gar nicht denken als dieser steile Hang. Da stand Rosenstrauch an Rosenstrauch, bedeckt mit unzähligen, duftenden Blüten. Die Eingeborenen hatten es den Bienen sehr bequem gemacht, sie brauchten nicht weit zu fliegen, um ihre Ernte einzubringen. Fast in jeder alten Sykomore hing ein länglicher, tonnenartig geformter Korb aus Weidengeflecht als Bienenhaus. Leider sah man auch den schönen Bäumen an, in welcher Weise die Bienen ausgeräuchert werden. Unter dem Korb auf einer Astgabel wird zu diesem Zwecke ein Feuer angezündet. Darum sind alle diese „Bienenbäume" schändlich angeräuchert. An den Wurzeln schlagen grüne Triebe aus, oben aber ragen die Äste kahl wie Besen in die Luft.

Ich mochte etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt haben, als ich plötzlich meines Hademaso ansichtig wurde. Den braven Burschen hatte es aus Sorge um mich nicht mehr im Lager gelitten. Es war rührend, mit welcher Freude, ja Zärtlichkeit er mich begrüßte.

Ein Weilchen später begegnete mir eine ganze Hilfsexpedition, welche zu meiner Rettung aufgebrochen war: vorne der Minister, hinter ihm ein Mann mit einer Laterne, ein zweiter mit einer Futterkiste. Sie war hochwillkommen.

Unser Gesandter war natürlich sehr ungehalten, daß ihn die Leute hier oben, wo weder genügend Wasser noch Weide für die Tiere vorhanden war, festgehalten hatten. Um ein für alle Mal derartigen Machenschaften, welche lediglich Ausfluß von Faulheit waren, vorzubeugen, wurde der Befehl erteilt, das Lager sofort abzubrechen. Trotz der vorgerückten Stunde rückten wir auf den von mir ausgesuchten

Platz am Laga Urga. So machte ich den Weg noch einmal in Abendbeleuchtung. Die großartige Szenerie lag vor uns in tief dunkelblauen Schatten, über die Höhen goß die scheidende Sonne ihre letzten goldigen Strahlen.

Beim Scheine der Lagerfeuer schlugen wir unsere Zelte auf, während die Köche das Essen bereiteten. Überall herrschte fröhliche Stimmung. Es war eigenartig schön am rauschenden Wasser unter den schweigenden Bäumen, über welche wechselnde Lichter der Feuer hinzuckten. Kein Lüftchen regte sich, doch war der Abend erfrischend. Unsere Pferde und Maultiere hatten gierig nach dem Wasser gedrängt und ließen es sich nun im hohen Grase wohl sein.

Am 25. März erstiegen wir die steile Höhe im Norden, durch Urwald und Dorngestrüpp. Es ging nur langsam vorwärts, oft mußten wir von den Maultieren herunter und die schwierigsten Stellen zu Fuß passieren. Auf der Höhe angekommen, ritten wir einer hinter dem anderen durch ein natürliches, enges Felsentor. Dieser Paß hat in den Kämpfen Meneliks gegen die Galla eine große Rolle gespielt. Hierher hatten sich die Einwohner geflüchtet, die Stellung war von dieser Seite uneinnehmbar, sie konnte tatsächlich durch einen Mann verteidigt werden und es ist ein „Lug ins Land", wie er nicht besser gedacht werden kann: meilenweite Ausschau nach Osten, Süden und Westen.

Battatino, das ist kleines Hochland, heißt dieser Schauplatz blutiger Kämpfe. Je weiter wir auf dem Plateau vorrückten, umsomehr mußten wir die natürlichen Verteidigungsmittel bewundern. Wie eine starke Mauer legten sich die Felsen gürtelförmig um Wald, Weide und Quellen. Hier konnten die Galla mit ihren Viehherden aushalten, ohne Not zu leiden. Nur eine schwache Stelle hat diese natürliche Festung. Nach Norden ladet das Plateau weit aus und steigt allmählich abwärts. Nach einem langen, beschwerlichen Umgehungsmarsch griff Menelik von hier aus an. Bevor er aber der Festung Herr wurde, hatte er einen harten Verlust zu beklagen. Seine Vorhut, bestehend

aus fünf Hauptleuten mit ihren Mannschaften, fiel in einen Hinterhalt und wurde niedergemacht.

Unser Marschtag war heiß, Mensch und Tier müde. Am Laga Okotta schlugen wir unser Lager unter alten, schattenspendenden Sykomoren auf. Die Betten stellten wir ins Freie und hielten Mittagsruhe. In den Zelten war es glühend heiß.

Schön war ein Spaziergang am Abend den Bach entlang. Nur an wenigen Stellen sind seine Ränder flach und gestatten, bis an den Wasserspiegel vorzudringen, meist schlüpft er in vielfachen Windungen durch ein enges Felsenbett, welches von dichtem Pflanzenwuchs umsäumt ist. Über uns rauscht der Flügelschlag der Wildenten, welche im Dämmer zu den versteckten Nachtplätzen streichen, der Schakal schleicht leise durch das Dickicht, ferne grollt das dumpfe Gebrüll eines Löwen. Der König der Tiere rüstet zum nächtlichen Jagdzuge. Wir wandern langsam dem Berge zu, die Flinte im Arm. Geheimnisvoll flüstert es in den Büschen am Wasser; unser Tritt weckt noch einmal einen verträumten Vogel in den Zweigen, eine Ente im Flußbett. Das leise Geräusch vermehrt noch den Eindruck der Einsamkeit. Grillen zirpen, Glühwürmchen leuchten im Grase, gleich als spiegelten sie das Licht der Sterne wider, die einer nach dem andern am dunkelnden Himmel sichtbar werden. Wundersames Schweigen der sich zum Schlafe rüstenden tropischen Natur.

Ein Falter träumt in einer Lilie Kelch, berauscht von ihrer Pracht,
Und eine tiefe Sehnsucht zittert durch die Nacht.

Der nächste Tag, der 26. März, fand uns im Lager von Amadad am Laga Gurumba. Der Marsch hatte anfangs durch Urwald, dann über eine weite baum- und schattenlose Ebene geführt. Schöne Partien waren selten, bis wir den Laga Gurumba erreichten. Das war wieder so ein echt afrikanisches Flußbett, wild, verworren, üppig, im saftigen Grün abstechend gegen die Ebene mit ihren dürren Gräsern.

Der Lagerplatz unter alten Sykomoren war prächtig, die Nacht für

mich wenig gut, denn mein Somali Mohammed fieberte und phantasierte, so daß ich nicht schlafen konnte.

Am 27. März ritten Minister Doktor Rosen, Graf Eulenburg und Kommerzienrat Bosch früh zum Blauen Nil hinab, die übrigen Herren mit der Karawane folgten am Mittag um zwölf Uhr. Man hatte diesen späten Aufbruch gewählt, um den Aufenthalt in der Flußniederung möglichst abzukürzen. Ob es richtig war, lasse ich dahingestellt. Ich halte einen Marsch in der Mittagsglut unter afrikanischer Sonne für schädlicher als einen um Stunden verlängerten Aufenthalt in einem heißen Flußtal. Bietet doch letzteres gerade die beste Gelegenheit zur Abkühlung und damit den sichersten Schutz gegen Sonnenstich und Hitzschlag.

Einem jeden, der auf demselben Wege wie wir den Abstieg zum Blauen Nil macht, rate ich, bei Vollmond Nachts, sonst aber in aller Morgenfrühe zu marschieren. Er wird sicherlich frisch dort unten ankommen und die tropische Treibhaustemperatur am Strome weniger lästig empfinden als wir, die wir einen sechsstündigen beschwerlichen Marsch bei fürchterlicher Hitze machten. Der Abstieg zum Abai ist keine Kleinigkeit, er stellt an Mensch und Tier die stärksten Anforderungen. Anfangs geht's langsam in Terrassen abwärts. Aber der Pfad ist eng und zerrissen, die Felsplatten sind glatt geschliffen durch die Wassermassen, welche während der Regenzeit herabstürzen. Die Sonne brennt unbarmherzig, den Stein in einen Ofen verwandelnd. Nicht ein Lufthauch fächelt Kühlung, beiderseits steht der dichte dürre Hafer mehr als mannshoch.

Die letzten zwei Drittel des Weges sind schroff, nicht überall kann man reiten, sondern muß zu Fuß von Fels zu Fels springen. Wohl durch Jahrtausende hat sich die Flut tropischer Regengüsse den Weg gebahnt, ein entfesseltes Element, in tollen Sprüngen hier dem harten Gestein ausweichend, dort den Boden unterwühlend und Geröll aufwerfend. Es ist ein Wirrwarr von Felstrümmern, gleich als hätten Zyklopenhände in vernichtender Raserei die Massen durcheinander-

geworfen. Gierig wie Schlangen um ein Gorgonenhaupt winden sich die Wurzeln der Akazien durch die Ritzen im Gestein, voller Tücke dem Wanderer Fallstricke legend.

Wie gut geht's aber noch dem zweibeinigen Fußgänger gegenüber dem schwerbeladenen Maultier, das kaum Platz für seine vier Hufe findet, das mit seiner Last bald hier, bald dort anstößt. Es war ein jammervoller Anblick, die Tiere dahinstolpern zu sehen. Fiel eines, so konnte es oft nicht wieder von selbst in die Höhe kommen. Die Treiber mußten nachhelfen, die Lasten mußten vom Rücken genommen werden, um dem in den Felsen eingekeilten, strampelnden Geschöpfe wieder auf die Beine zu helfen. Aber schön bleibt dieser Marsch doch, doppelt schön in der Erinnerung.

Nicht leicht wird jemand den Augenblick vergessen, wo er zum ersten Male das blaue Band des Abai schaut, ihn schaut tief unten im Grunde, sich dahinschlängelnd zwischen den senkrecht an seine Ufer herantretenden Bergkolossen. Er fließt dahin in seiner Majestät inmitten einer überwältigenden Hochgebirgsnatur, in seinem Bett, herausgehauen aus Urgestein wie von Titanenhänden. Natur schafft anders, schafft genialer, grandioser, mehr aus dem Vollen heraus, als je Menschengeist und Menschenkraft wird können. Millionen Jahre mögen vergangen sein, bis das geworden, was jetzt ist, bis der stärkere, bewegliche Geselle Sieger geblieben ist über den starren Riesen der Berge, bald sich schmiegend, bald sich trotzig erzwingend die Bahn, um seine Sehnsucht nach dem Meere zu stillen. Dräuend ragen die bezwungenen Gegner auf, heimtückisch werfen sie hin und wieder einen Koloß in den Weg des lachenden, rieselnden Flusses. Er ist sich seiner Macht bewußt, siegend wälzt er seine blauen Fluten. Mit ihm ist der Himmel, der seine Schleusen öffnend, dem Strom neue Kräfte leiht zum Kampf gegen das starre Chaos des Riesengesteins.

Es war sechs Uhr Abends, als wir nach einem Abstieg von im ganzen 900 m den Abai erreichten. Nur ein schmaler, sandiger, mit Dornakazien bewachsener Platz stand für die Zelte zur Verfügung. Die

Temperatur war treibhausartig. Mensch und Tier, ermattet, stürzte sofort ins Wasser. Hunger und Durst wurden nicht empfunden, man hatte nur das eine Bedürfnis, recht lange in den köstlichen frischen Fluten zu verweilen.

Von den Zelten wurde in dieser Nacht kein Gebrauch gemacht, es schlief sich besser und kühler unter freiem Himmel.

Am nächsten Morgen waren wir schon vor Sonnenaufgang auf den Beinen. Es war wundervoll erfrischend. Der Vollmond stand am Himmel, spiegelte sich in den klaren Fluten und warf ein Zauberlicht über die schweigenden Berge. Herr Becker und ich wanderten, begleitet von unseren Boys mit den Gewehren, stromaufwärts.

Unser Gesprächsthema am Abend vorher hatten natürlich Nilpferde und Krokodile im Nile gebildet. Die Herren, welche schon am Mittag angekommen waren, hatten viele dieser interessanten Geschöpfe gesehen und auch darauf geschossen. Einige Herren hatten auch einen Teil der Nacht geopfert und sich auf Anstand begeben, leider ohne Erfolg, die Nilpferde kamen diese Nacht auf unserer Seite nicht an Land.

Herr Becker und ich wanderten in den frischen Morgen hinein. Das Strombett ist von gigantischen Blöcken eingefaßt. Wir mußten oft von einem Felsvorsprung zum anderen springen oder auf allen vieren unter tiefhängendem Ast- und Wurzelwerk hindurchkriechen. Dabei kamen wir wiederholt an die Wechsel der Nilpferde. Es sind fast metertief ausgetretene Pfade, welche vom Wasser die Ufer hinauf in den wilden Hafer führen. Überall war die kolossale Losung der Nilpferde ausgestreut. Es wird ja jeder aus unseren zoologischen Gärten wissen, wie massenhaft diese Losung ist und in welcher Weise sie verstreut wird.

Wir eilten weiter, Büchsenlicht war noch nicht vorhanden. In und auf dem Strome aber begann es sich zu regen. Mächtige Fische schnellten aus der Flut heraus, Enten, Gänse und Pelikane erwachten und strichen in langen Zügen nach Osten der kommenden Sonne entgegen. Langsam sank der Mond zu den westlichen Höhen nieder, Stern

nach Stern erblaßte. Am östlichen Himmel erschien die rosenfingerige Eos mit Purpurflügeln. Kleine weiße Schäfchenwölkchen mit goldenem Saum zogen voran, das sieghafte Licht der Sonne verkündend.

Wir waren an dem Platze angelangt, wo Herr Becker am Abend vorher Nilpferde gesehen hatte. Noch war alles still. Wir setzten uns jeder auf einen mächtigen, in das Wasser ragenden Felsblock, den Karabiner fertig auf den Knien. Aber unser Interesse gehörte fürs erste nur dem sich vor uns entrollenden Naturschauspiel. Wir saßen an einer Flußbiegung und konnten stromauf, stromab den Blick über die dunkelblauen, rauschenden Fluten gleiten lassen. Vor uns nach Norden und Osten wuchsen die Berge senkrecht aus dem Flußtal heraus. Durch diese einsame Welt ging es wie ein Zittern, wie das Ahnen von etwas Großem und Schönem. Selbst in dem toten Stein bebte ein Etwas, als wolle es ihm Leben einhauchen oder als müsse ihm der nächste Augenblick erst recht die tödliche Gewißheit bringen: Du bleibst, was du bist, was du warst und sein wirst nach Äonen.

Hat der Inder sein Nirwana geträumt in der Stunde, wo Tag und Nacht sich küssen?

Wie eine verschleierte Unendlichkeit, in welcher das Leben sich erst leise regt, ohne Form zu gewinnen, bangte die Natur nach dem erlösenden Wort: „Es werde Licht.“ Es ward. Es kam daher, von allmächtiger Hand über den Ostgipfel der Berge geschleudert, ein flammendes Bündel goldener Strahlen, Berge und Täler in eine Flut von Licht tauchend. Es lebte der Wald, es lebte das Wasser, die Kreatur grüßte den Spender des Lebens, Jauchzen jubelte dem jungen Tage zu.

Etwa sechzig Schritt vor uns tauchten zwei kleine dunkle Ohren im Strome auf, ihnen folgten zwei glänzende Augen und die breite, kräftig bewehrte Schnauze. Ein tiefes Stöhnen und Grunzen und der Kopf versank wieder. Nach einigen Minuten erschien er an derselben Stelle. Fast gleichzeitig gaben Herr Becker und ich Feuer. In vielfachem Echo warfen die Berge den Schall der Schüsse zurück. Herr

Becker hatte zu kurz, ich zu weit geschossen. Der Kopf des Nilpferdes verschwand, um nach Minuten etwas näher unserem Standort aufzutauchen. Die Augen lugten zu uns hinüber, ein tiefes Grunzen gab den Unmut des Tieres zu erkennen. Ich schoß und sah kein Aufschlagen der Kugel auf dem Wasserspiegel. Ich mußte getroffen haben. Wir warteten noch eine halbe Stunde, das Tier erschien nicht wieder.

Ich muß gestehen, daß dies Schießen auf Nilpferde genau genommen ein Unsinn ist, denn man kommt auf diese Weise doch nie in den Besitz des erlegten Wildes. Tödlich getroffen treibt es mit dem Strome talwärts, um erst nach Stunden an die Oberfläche zu kommen.

Die Jagd auf Nilpferde hat nur Erfolg, wenn man den Tieren im Morgengrauen auflauert, wenn sie von der Äsung zum Strom zurückkehren, oder in mondhellen Nächten, wenn sie auf ihren Wechsel heraustreten. So erlegt der Eingeborene diesen Flußriesen, ihm die Kugel aus der Entfernung von wenigen Schritten zusendend.

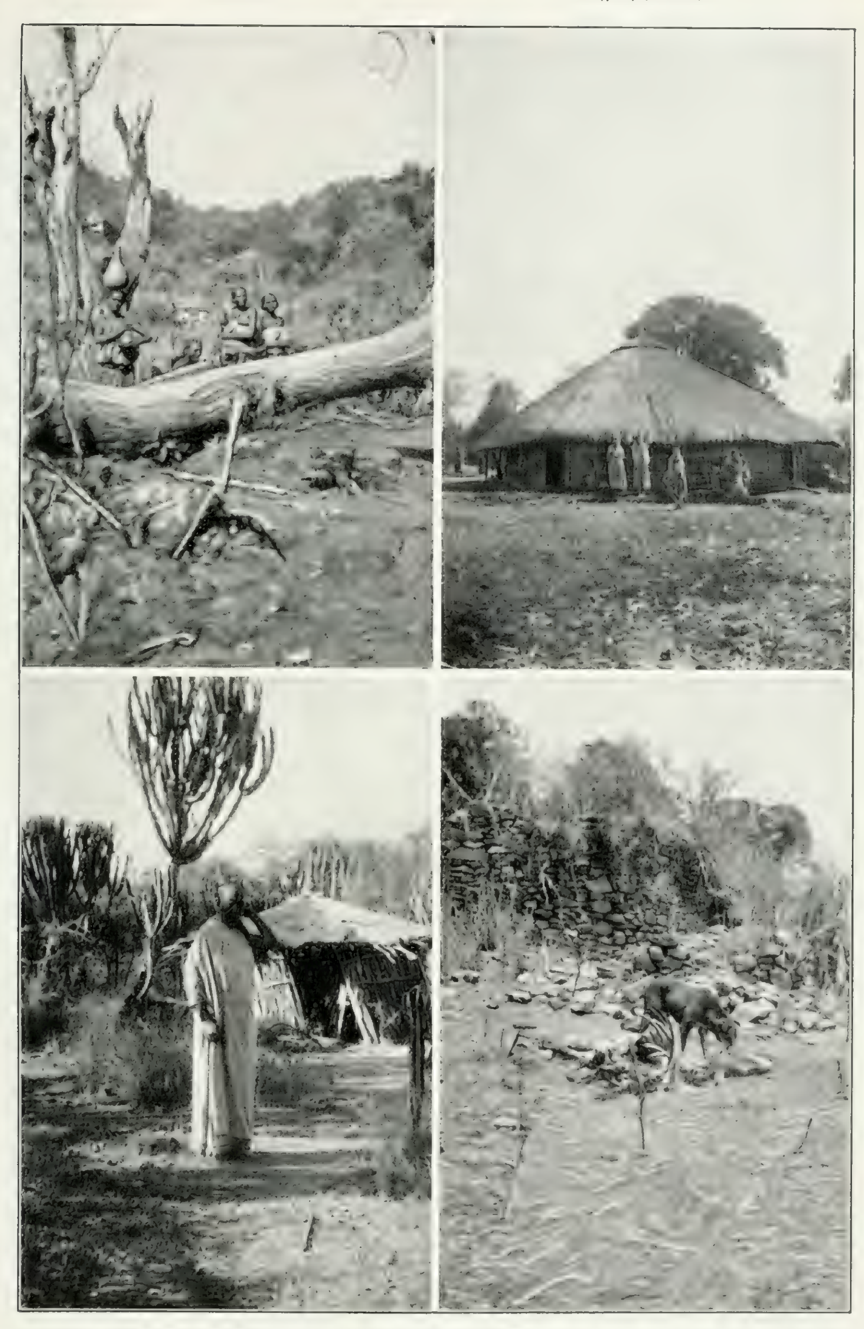
Nun, wenn die Jagd auch keinen Erfolg gehabt hatte, schön war der Morgen doch. In der Furt wurde unsere Karawane sichtbar, gemach durchschritt sie den Fluß, um jenseits den Bergpfad hinaufzuklimmen. Auch wir mußten endlich an den Rückweg denken, begann doch die Sonne schon recht heiß zu brennen. Ich konnte es mir nicht versagen, noch eine Patrone auf ein Krokodil, das wie ein abgestorbener Baumstamm im Flusse trieb, abzufeuern. Wie ein Blitz war das Ungeheuer verschwunden, um zwanzig Schritt weiter wieder auf- und ebensoschnell wieder unterzutauchen, ehe ich den Karabiner entsichert hatte.

Es war gegen neun Uhr, als wir unsere Reittiere bestiegen, um durch die Furt zu reiten. Anfangs ging die Sache sehr gut. „Ulk" tappte sicher über die glatten Steine weg. Dann kamen wir in stärkere Strömung, die Tiere wurden unruhig, und statt vorwärts zu gehen, gingen sie mit dem Strom. Sie wurden geradezu schwindlig, wie es auch mir nicht besser ging, nachdem ich eine Weile in die rieselnden Wellen hineingesehen hatte. Ich wußte nicht mehr, reitest du mit dem

Tafel VI.

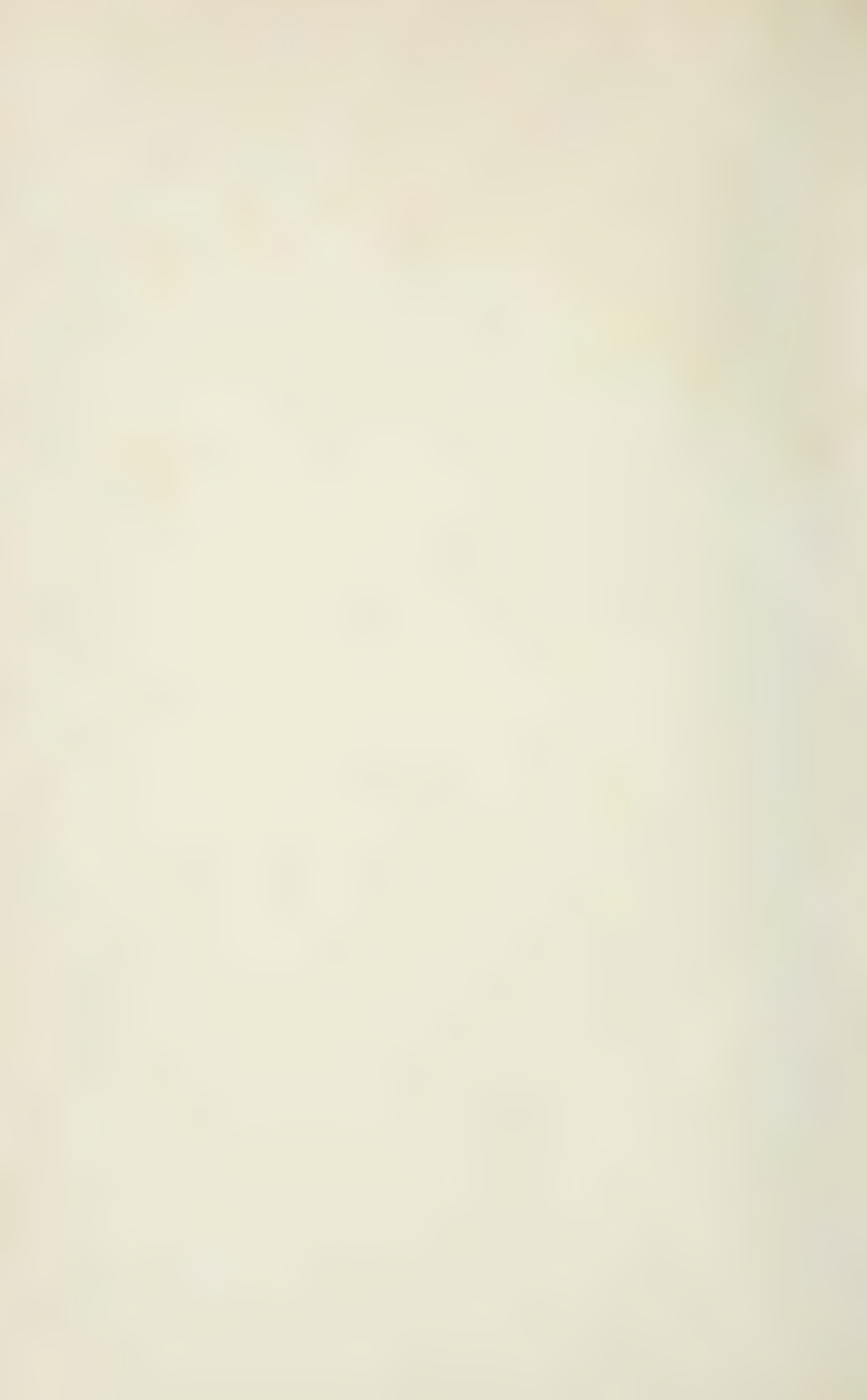
Baumriesen.

Abessinische Kirche.



Kandelaber-Euphorbien.

Auf abessinischer Karawanenstraße.



Strom oder gegen den Strom, drehen sich die Berge oder drehst du dich. Mit Gewalt mußte sich das Auge von den Wellen losreißen und einen Punkt am jenseitigen Ufer fixieren. Dann gab ich „Ulk“ die Sporen, hieb ihm mit der Nilpferdpeitsche einige Male über den Rücken und gelangte auf eine kleine Sandbank. Die anderen Tiere folgten. Von da ging es in ruhigem Wasser zum festen Ufer.

Der Aufstieg dauerte drei Stunden. Noch oft hielten wir an und warfen den Blick rückwärts zu den blauen Fluten des Abai, der dahinstürmte in seinem uralten Felsenbett wie ein lachender Kobold, höhnend den Trotz seiner Berge.

Auf unserem Lagerplatz in Gieman befand sich nur ein einziges schmutziges Wasserloch inmitten einer Steinwüste. Mehr Steine als Ackerkrume, und doch lebten hier Menschen in dürftigen Hütten und hielten noch dürftigeres Vieh.

Nach dem Mittagschlaf widmete ich mich gerade dem wichtigen Geschäfte des Rasierens, als ein Schuß im Lager ertönte. Im Zelte der Gardes du Corps hatte ein Mann aus Unvorsichtigkeit den Lauf einer Büchse abgeschossen. Mein Landsmann Scherff war durch Bleispritzer des an einem Stein zerschellten Geschosses am linken Fuß verletzt. Glücklicherweise handelte es sich nur um einige Fleischwunden. Einem Abessinier hatte ein kleines Bleipartikelchen den einen Nasenflügel durchschlagen. Der Mann blutete stark und glaubte, er müsse sterben. Dabei war die Verletzung nicht der Rede wert. Aber er heulte und jammerte, während unser forscher Garde du Corps die Sache trotz Schmerzen mit Humor auffaßte.

Es war natürlich nicht daran zu denken, den Verwundeten am nächsten Tage reiten zu lassen. Wir konstruierten eine Trage, welche trotz des mangelhaften Materials gut ausfiel.

Am frühen Morgen wurde unser Verwundeter auf die Trage verladen. Als Träger waren Leute aus der nächsten Ortschaft angeworben. Die Sache ging ganz gut, nachdem wir einen schwierigen Aufstieg hinter uns hatten. Immerhin waren fünf Stunden Marsch eine tüchtige

Anstrengung. Die Sonne brannte heiß, wir mußten öfter einen Halt machen und kamen nur langsam vorwärts.

Wir lagerten am Laga Djet, zu deutsch Zierdefluß. Er machte seinem Namen keine Ehre, eine halb ausgetrocknete Wasserpfütze mit sumpfigen Rändern in einer mit trockenem Gras bewachsenen, ganz kahlen Ebene.

Der 30. März fand mich schon beim Morgengrauen auf dem Marsch durch ein reizloses, flaches Gelände. Wie üblich hatten die Einwohner das dürre Gras angezündet. Rings um uns und selbst auf unserem Wege züngelten die Flammen, in langen Linien sich ausdehnend und vorwärtskriechend. Die Luft war mit Qualm erfüllt, der Boden heiß. Dazu brannte die Sonne mit echt afrikanischer Glut auf uns herab. Es war recht ungemütlich.

Die Unsitte, vor der Regenzeit die dürren Steppen abzubrennen, um sich eine gute Ernte zu sichern, ist in ganz Abessinien verbreitet. Man kann sich denken, wieviel Waldbestand dabei jährlich zu Grunde geht. So eine abgebrannte Landschaft sieht trostlos aus. Man reitet durch schwarzgraue Asche auf einem ausgedörrten Boden, der nach allen Richtungen klaffende Sprünge aufweist. Die Tiere bleiben mit den Hufen drin stecken. Die Schirmakazien strecken ihre blätterlosen Zweige in die Luft, Stamm und Äste sind schwarzgebrannt. Alles und jedes Tierleben ist verschwunden, nur Adler kreisen in den Lüften oder sitzen auf den Baumkronen, ausspähend nach Kaninchen, welche sich beim Nahen des Brandes in ihre Erdlöcher verkrochen haben.

Nach fast sechsstündigem Marsch kamen wir auf ebenes, noch nicht abgesengtes Land, zahlreiche Viehherden weideten hier. Unsere heimische Schwalbe erfreute uns durch ihren graziösen Flug, Störche stolzierten einher. Gewiß rüsteten sie schon zur Reise über das Meer. Ein breiter Hügel schließt nach Norden die Ebene ab. Auf ihm liegt Debra Markos.

In Schamoga an einem in schönen Kaskaden herabstürzenden Wasserfall lagerten wir. In tiefer, enger Schlucht flossen die Wassermassen

weiter, meist durch ein Gewirr von Bäumen und Büschen, deren Zweige sich über den Fluß neigten, verdeckt. Als am Nachmittag sich der Himmel mit Wolken überzogen hatte und es etwas kühler geworden war, machte ich einen langen Spaziergang auf der Uferhöhe, mich erfreuend an dem satten Grün, das im schönsten Gegensatz zu der abgebrannten Steppe stand. Wiederholt versuchte ich, bis zum Wasserspiegel vorzudringen, allein es war vergebliche Mühe. Das Rankenwerk war so dicht, daß man auch kriechend nicht hindurchkam. An anderen Stellen wieder trat der nackte Fels zu Tage. In den Löchern des Gesteins nisteten Felstauben.

Am 31. März hielten wir unseren Einzug in Debra Markos, Hauptstadt der Provinz Godjam, deren Gouverneur Ras Bezabeh hier residiert. Hier herrschte einst sein Vater, der gewaltige Tekla Haimanot, ein selbständiger König über sein Reich und ein Kriegsheld, um dessen Taten sein Volk einen glänzenden Sagenkreis gewoben hat. Bildnisse und sein Grabmal in der Markuskirche der Stadt erzählen von der Macht und Persönlichkeit dieses Negus, dessen Selbständigkeit im Kampfe gegen Menelik verloren ging. Ein Starker unterlag einem Stärkeren, der Panther von Godjam dem siegreichen Löwen von Juda. Furchtbar blutig hat die Kriegsfurie hier getobt, bis Debra Markos, diese natürliche Bergfeste, fiel.

Was das Schwert erstritten hatte, sicherte die weise Politik des Negus Negesti. Er setzte den Sohn Tekla Haimanots als Gouverneur ein und vermählte ihm seine Enkelin, die Prinzessin Goldregen. Der Roman dieser jungen Frau ist bekannt. Ihre Großmutter war eine jener schönen Frauen, die der damals noch junge König von Schoa sein eigen genannt hatte. Verlassen, jung und elend am Wege gestorben, hatte sie eine Tochter hinterlassen, Schoaragga mit Namen, welche nach manchen Irrfahrten an den Hof Meneliks gelangte. Sie wurde von der kinderlosen Taitu aufgenommen und ihrem Vater zugeführt. Er vermählte sie dem Ras Mikael. Sie starb, nachdem sie der Prinzessin Goldregen das Leben gegeben hatte. Alle Liebe, die

der Kaiser für die Tochter empfunden, übertrug er auf das Enkelkind, welches der Sonnenschein seines Palastes wurde. Halb noch Kind, folgte sie dem Ras Bezabeh als Frau in seine Berge und starb hier nach kaum Jahresfrist, langsam hinsiechend, krank von Sehnsucht nach dem Tal von Addis Ababa.

Unser Einzug in Debra Markos vollzog sich unter glänzendem Gepränge. Menelik hatte durch vorausgesandte Boten Weisungen an den Ras ergehen lassen. So war über den Fluß, welcher mit seinem gewundenen Lauf fast zwei Drittel der Stadt umgibt — das letzte Drittel ist Sumpfland — eine Brücke für uns geschlagen. Hier empfing uns ein abessinischer Heerhaufen in prächtiger Kriegsrüstung mit wehenden Fahnen. So geleitet, ritten wir in die Stadt ein und hinauf zum Palast. Es ist ein alter Bau, weitläufig angelegt, mit vielen einzelnen Gebäuden. Das Ganze ist von einer hohen, starken Steinmauer umgeben, ein trotziger Königssitz, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Ein stolzes, altes Fürstenhaus hat hier in Unabhängigkeit jahrhundertelang geherrscht. Nun trat uns an dem gewaltigen Steintor der letzte Sproß dieses Geschlechts entgegen, Ras Bezabeh, mit all dem Glanz eines abessinischen Großen. Die weiten Höfe füllten seine Krieger in ihren phantastischen Gewändern, prachtvolle, muskulöse Gestalten, wetterhart, mit Narben bedeckt, ein reisiges Volk. Alt und jung. Neben dem Manne in reifen Jahren mit ergrauendem Haar und Bart stand der junge Nachwuchs, bewaffnet mit Lanze, Schild und Gewehr. Da sah man den modernen Hinterlader und das alte Steinschloßgewehr mit verziertem Schaft, prachtvoll eingelegte Arbeit in Elfenbein und Silber.

Der Ras war von der hohen Geistlichkeit der Markuskirche umgeben, die Priester in reichen goldgestickten Gewändern, goldene Kronen auf den Köpfen.

Der Ras, etwa Ende der Dreißigerjahre, ist mehr als mittelgroß, eine schlanke, sehnige Gestalt mit einem sehr energischen Gesicht. Unter der gebogenen Adlernase liegt ein festgeschlossener Mund mit dünnen

Lippen. Das rechte Auge ist durch eine schwarze Binde verdeckt. Der Ras ist einäugig, er verlor das rechte Auge durch einen Unglücksfall. Das braune linke blickt ernst und ein wenig melancholisch in die Welt hinein, wie überhaupt ein tiefer Ernst über dem Wesen des Mannes ausgegossen ist. Ich habe ihn während der zwei Tage unseres Aufenthaltes nie lachen sehen. Er ist höflich und zuvorkommend gegen uns, kurz und hart in Sprache, Stimme und Gebärden gegen seine Leute. Er gilt als treuer Anhänger Meneliks; anscheinend hat er sich mit den Verhältnissen ausgesöhnt. Jedenfalls erkennt er die Oberhoheit des Negus Negesti an und scheut Differenzen. Das sollte ich noch am Tage unseres Abmarsches erfahren, wie ich noch erzählen werde. — Wir wurden in einen großen, von Alter geschwärzten Saal, in welchem der Thron des Ras stand, geführt. Er ließ sich nieder, wir saßen im Halbkreis auf Stühlen um ihn und wurden mit Sekt und Tetsch willkommen geheißen. Dann geleitete man uns über den Markt zum anderen Ende der Stadt, wo der Ras einige Gebäude für uns angewiesen hatte. Konsul Schüler, welcher vorausgeeilt war, hatte glücklicherweise das Innere dieser Tokuls vorher besichtigt und unsere Zelte aufschlagen lassen. Er riet jedem ab, in den Häusern zu wohnen, da sie von Flöhen wimmelten, kein Wunder, denn Dutzende von Hunden trieben sich hier herum.

Am Nachmittag kam der Tribut vom Ras: drei Ochsen, drei Ziegen, zehn Hammel, einige hundert Eier, Milch, Pfirsiche, Weintrauben, welche man durch einen reitenden Boten von weither hatte holen lassen. Für unsere Leute gab's eine Unmenge von Brot mit verschiedenen, schon fertigen Soßen und unzählige Krüge voll Tetsch. Es dauerte gar nicht lange, da war die schönste Fantasia im Gange, ein Gelage, ein Essen und Trinken, wobei ein Abessinier Unglaubliches leisten kann. Er arbeitet sich so viel in den Magen hinein, wie hineingehen will, langsam und stetig. Am nächsten Tage kann er nichts essen, am zweiten Tage greift er zu seinem Kossoausguß oder er kommt zu mir. Ich verabreiche zu Hunderten Abführpillen,

starke Dosen; sie figurieren in der Apotheke unter der Aufschrift „für Schwarze“.

Überhaupt kam ich mir vor wie einer jener fahrenden Medizinmänner des Mittelalters. Menelik hat dem Ras durch Brief mitgeteilt, die Gesandtschaft habe einen bedeutenden Arzt bei sich und der Ras solle nur alle Kranken zu mir schicken. So war ich den ganzen Tag umlagert. Zu Hunderten kamen die Kranken, die Lahmen, die Blinden, von weit her, von ihren Sippen herangeschleppt. Ich habe hier viel Elend gesehen, mehr als auf der ganzen Reise: Kranke mit Elefantiasis, mit unheilbaren Krebsleiden, Sieche, die sich nicht mehr allein auf den Füßen halten konnten. Sie alle kamen voll Hoffnung auf Genesung, und es war entschuldbar und ein mitleidiger Betrug, wenn ich Heilmittel austeilte und den Leuten den Trost mitgab, nun würden sie gesund. Dicht hinter meinem Zelt in alten, halbzerfallenen Hütten blieben sie zwei Tage und zwei Nächte, um mich immer und immer wieder zu bestürmen. Ich gab, was ich konnte und hatte. — Die Sonne wollte schon zur Rüste gehen, als ich all diesem Jammer entfloh. Die Flinte im Arm, Hademaso bei mir, wanderte ich hinunter in die Ebene. Unter breitästigen Sykomoren lag eine Quelle, an der sich junge Mädchen mit ihren Wasserkrügen und junge Burschen eingefunden hatten. Maultiere und Kamele mit Wasserschläuchen aus Tierhäuten rasteten, Hunde spielten daneben. Ein Bild wie im Alten Testament: Rebekka am Brunnen. Es waren prächtige, frische und blühende Gestalten, die dort beim Wasserschöpfen miteinander lachten und flirteten.

Ich wanderte weiter in die moorige Ebene, durch welche einige feste Pfade führten. Pferde-, Maultier- und Rinderherden weideten, behütet von ihren Hirten, welche sich mit Singen unterhielten. Der eine beginnt, der andere antwortet aus weiter Entfernung, wie man bei uns in den Bergen sich mit jodelndem Zuruf begrüßt.

Wohl 2 km breit dehnt sich das Moorland nach Westen aus, durchzogen von zahlreichen Wasserläufen, in welche Gänse und Enten ein-

fielen. Das Dunkel eines warmen Abends sank herab, als ich zum Lager zurückkehrte. Am Brunnen unter den Sykomoren rieselte leise der Quell, heimliches Flüstern, lustiges Lachen und Singen taten kund, daß so manches Stelldichein seinen Abschluß noch nicht gefunden hatte.

Der grauende Morgen fand mich wieder unterwegs, diesmal nach Norden. Ich durchstreifte ein hügeliges Gelände mit einzelnen sehr hübschen Ansiedlungen. Auch von dieser Seite ist Debra Markos als natürliche Festung gegen einen Überfall vortrefflich geschützt. Zwei parallel gehende Wasserläufe schließen den sich um die Stadt legenden Wassergürtel.

Unter einem vollblühenden Rosenstrauch legte ich mich eine Weile ins Gras, langsam kroch die Sonne über die östlichen Höhen. Ein Schakalpaar, vom nächtlichen Raubzug zurückkehrend, kam gemächlich heran, offenbar gesättigt, denn sie leckten sich mit den Zungen wiederholt das Maul. Kaum meiner ansichtig geworden, waren sie wie der Blitz verschwunden, in die Erde versunken. Hademaso fand die Fährten leicht auf, zwischen Felsblöcken und im dichten Gebüsch lagen die Eingänge zum Bau.

Ich begab mich an die Wasserlöcher, wo ich am Abend vorher noch zwei Enten geschossen hatte. Es war so viel Wild vorhanden, daß zwanzig Schützen auf ihre Rechnung gekommen wären. Ich schoß zwei Gänse und zwei Enten für unsere Küche und jagte dann auf Silberreiher. Dem aufmerksamen, klugen und hochfliegenden Vogel ist schwer beizukommen. Einmal aufgestört, hält er schlecht. Man muß Geduld haben und warten, bis er wieder ruhig niedersitzt. Dann ist's Zeit, schleichend und kriechend im hohen Riedgrase sich auf Schußweite heranzubirschen und den Augenblick abzupassen, wo er sich vom Boden abstößt. Ich schoß an diesem Morgen sechs schönweiße Exemplare. Jedes Tier hat nur etwa vier bis sechs der von unseren Damen so sehr geschätzten langen Reiherfedern auf dem Rücken. Ins Lager kam ich schneller zurück als ich wollte. Mein Diener hatte mir den mir von Menelik geschenkten Bökkolo gebracht. Ich saß auf und spannte meinen Sonnen-

schirm auf, denn es war heiß und ich war nur mit Mütze statt mit Tropenhelm versehen. Kaum sah der Bökkolo den Schatten des Schirms, als er in rasender Karriere mit mir abging. Von Halten war keine Rede, bis wir am Zelt angekommen waren.

Am Nachmittag machte Ras Bezabeh seinen Gegenbesuch. Wir empfingen ihn in einem seiner Häuser. Es erfolgte die übliche Bewirtung mit Sekt, Schnaps, Marzipan und Honigkuchen. Zwei Stunden dauerte dieser Besuch, für uns eine Qual, denn wir saßen dick voller Flöhe. Dreiundzwanzig dieser Quälgeister ließ sich Konsul Schüler durch seinen Diener von seiner Kakijacke ablesen. Die Nacht war dementsprechend fürchterlich. Wir standen wiederholt auf, schüttelten unsere Decken aus, bestreuten sie mit Insektenpulver, begossen sie mit Salmiakgeist. Es nützte alles nichts.

Wir wollten am anderen Morgen früh um fünf Uhr aufbrechen, aber die Träger für unseren Verwundeten kamen nicht. Wir warteten stundenlang. Gegen acht Uhr regte es sich im Palaste des Ras. Herr Kantiba Ghebru erschien stark übernächtig, wahrscheinlich hatte man lange gekneipt. Ich erklärte ihm, ich würde mich beim Kaiser beschweren. Kantiba ritt mit dieser Nachricht zum Ras zurück, und nun kam Leben in die Gesellschaft. Der Ras ließ um Entschuldigung bitten, wir möchten ihn doch ums Himmels willen nicht beim Kaiser verklagen, mit dem er achtzehn Jahre in Frieden gelebt habe. Na, wir waren froh, überhaupt Träger zu bekommen und marschierten ab. Unterwegs verschwand bald dieser, bald jener. Ohne unseren energischen Pascha, welcher Leute vom Felde heranholte, oft unter Anwendung seiner Nilpferdpeitsche, wäre ich mit meiner Trage sicherlich auf der Landstraße sitzen geblieben.

Nach einem Marsch durch reizloses, abgesengtes Land lagerten wir am Bache Gasamit. Noch am Abend kam der Bitorari des Ras mit nochmaligen Entschuldigungen und Geschenken für uns. Wir beschenkten den General gleichfalls und damit war die unangenehme Geschichte erledigt.

Am 3. April, nach einem Marsche, der teils durch wüstes, abgebranntes Land, teils durch schönen Urwald ging, bauten wir die Zelte bei Dembetscha, einem größeren Marktflecken, auf.

Am Nachmittage und in der Nacht regnete es stark, der junge Morgen war strahlend. Der Minister wollte noch im Lager bleiben, bis die Zelte abgetrocknet seien. Ich ritt mit dem Verwundeten früh ab, da der Tag sehr heiß zu werden drohte.

Nach drei Stunden stiegen wir zum Flusse Godjam hinab. Hier rastete ich unter Palmen.

Die Wege waren überall nicht schlecht, denn auf Befehl des Kaisers waren sie für uns besonders hergerichtet. Man hatte viel getan, Brücken geschlagen, gefährliche Stellen geebnet, aber man hatte auch oft des Guten zu viel getan. Es kam den Abessiniern gar nicht drauf an, im Wege stehende Bäume, um welche wir ganz gut hätten herumreiten können, zu fällen.

Der zweite Teil des Marsches führte durch Wälder von Schirmakazien, Palmen und in voller Blüte stehenden Gardenien, das letzte Ende durch eine abgebrannte Steppe. Im Osten türmten sich die Tschokéberge auf.

In unserem Lager am Birrflusse überraschte uns am Abend ein furchtbares Hagelwetter, die Hagelkörner waren wie Kirschen so groß.

Der nächste Tag war sehr anstrengend. Wir ritten ins Gebirge und in das enge Tal, in welchem der Birrfluß entspringt. Der Lagerplatz heißt Ambomieta, das ist Salzquelle. Eine solche war da, prachtvoll klar, stark salzhaltig. Ein Bad in dem Wasser war ein Genuß. Vor unserem Lager nach Nordosten stieg ein breites Massiv, der Berg Amadamid, auf.

Am nächsten Morgen, den 6. April, erklommen wir seinen Gipfel und befanden uns damit 3500 m über dem Meeresspiegel. Wir hatten eine großartige Fernsicht bis zu dem noch viele Tagereisen entfernten Tanasee. Die Kletterei bergab brachte uns wieder auf 2000 m. Der Marsch durch die noch brennende Steppe war fast mehr, als man

unseren Tieren nach den schon gehabten Anstrengungen zumuten konnte. Aber der Bien muß, hieß es auch hier. Wir mußten reiten, bis wir Wasser fanden. Unterwegs schoß ich einen starken Steinadler und spät am Abend noch zwei graue Affen.

Ein tropischer Regenguß im Lager von Goschir erquickte Mensch und Tier, war aber doch nicht heftig genug, um das glimmende Steppenfeuer zu löschen. Am Abend, als wir beim Essen saßen, hatte sich unvermerkt die feurige Lohe bis an unser Lager geschlichen. Alle Mann wurden aufgeboten, um die Zelte zu retten. Mit nassen Häuten und Decken wurden wir des Feuers Herr.

Der folgende Tag gehörte zu den anstrengendsten der ganzen Reise. Heiß von oben und heiß von unten, alles abgesengt. Wir konnten nirgends Wasser finden und mußten uns entschließen, noch in den Nachmittagsstunden in ein Nebental des Blauen Nil hinabzusteigen. Bei Dunkelwerden, nach zehnstündigem Marsch, meist zu Fuß, schlugen wir unser Lager auf einem steinigen Acker auf. Das bißchen Wasser war ungenießbar, kaum genügte es zum Tränken der Tiere, die hier absolut keine Weide fanden. Infolge von Hitze und Staub war an Schlaf wenig zu denken.

Ein jeder war froh, diesem ungastlichen Ort am 8. April in aller Frühe den Rücken drehen zu können. Ein Weg von einer Stunde brachte uns an die über den Abai führende Brücke von Dildi. Sie ist aus Stein von den Portugiesen erbaut. Mit Staunen sieht man die mächtigen steinernen Bogen, auf welchen sie ruht. Bewundernd steht man vor der technischen Kunst eines Volkes, welches all das vor Jahrhunderten in einem heute noch unkultivierten Lande geleistet hat. Der Abai wälzt hier seine Fluten in einem tiefen, engen Felsenbett. Schäumend kommt er daher geschossen, seine Wassermassen prallen gegen die steinernen Pfeiler der Brücke, um unterhalb derselben in Kaskaden wirbelnd herabzustürzen. Senkrecht ragen die dunklen Felsen an den Rändern in die Höhe, gigantische Blöcke liegen im Flußbett. Jahrhunderte hat die Brücke dem Anprall der Fluten stand gehalten,

Jahrhunderte des Kampfes mit den Elementen haben ihr ihre Spuren aufgedrückt. Trotzdem, seit die Portugiesen das Land verlassen, kein Mensch eine bessernde Hand an das Bauwerk gelegt hat, steht es noch unerschüttert da, ein Zeuge menschlicher Überlegenheit über die rohen Kräfte der Natur.

Mit einem Gefühl von Ehrfurcht überschritten wir die Brücke. Am jenseitigen Ufer steht eine einfache Hütte. Hier wohnt der Brückenwächter und erhebt Zoll von den durchreisenden Nagadis.

Wieder begann das mühselige Auf- und Abklettern, bis wir noch einmal die Fluten des Abai berührten. Nun floß er in seichten Ufern dahin, friedlich und von prächtig blauer Farbe. Palmen und Gardenien säumten ihn ein, der wilde Geselle war so zahm wie ein unschuldiges Bächlein.

Am 9. April erreichten wir den Tanasee. Schon lange, bevor man an das Gestade gelangt, sieht man die große blaue Wasserfläche, umrahmt von bewaldeten Bergen, geschmückt mit größeren und kleineren Inseln. Wie lange hatte man den Anblick eines solchen Sees entbehrt, wie wohl tat das dem Auge nach der Wanderung durch abgebrannte Steppen.

Im äußersten südlichen und schmalen Zipfel des Sees liegt der Ausfluß des Abai aus demselben. Von hier führt der Weg nach Norden zur Stadt Kouerata, auf einem Hügel dicht am See gelegen. Die schmale Bucht hat ihr Ende erreicht, der See weitet sich nach Norden und Westen. Ganz in der Ferne tauchen die Umrisse des Taguesagebirges auf.

Kouerata ist eine uralte Ansiedlung. Auf den Trümmern einstiger Herrlichkeit erheben sich jetzt verstreute elende Hütten inmitten verwilderter Kaffeeplantagen. Aber die Trümmer reden eine deutliche Sprache von früherer Größe. Wahrscheinlich hatten die Portugiesen hier einen festen Handelsplatz. Noch sind die alten Straßen vorhanden, die ebenen auf dem Hügelplateau gelegenen mit Granitplatten belegt, die am Berge auf- und abführenden mit steinernen Treppenstufen ver-

sehen. Steinerne Mauern ragen an den Straßenseiten auf, kreuzen sich mit anderen Steinmauern, welche die Nachbargehöfte mit ihren Kaffeeplantagen voneinander trennten. Eingangstore aus mächtigen Quadern haben sich noch erhalten, auch eine oder die andere Hausmauer steht noch, aber das Einst läßt sich aus diesen Trümmern schwer konstruieren. Immerhin kann gar kein Zweifel sein, daß hier eine Kulturnation gewirkt und gearbeitet hat. Selbst wenn die Steintrümmer hiervon kein Zeugnis ablegten, würden es die einst sauber angelegten Kaffeeplantagen tun. Der Volksstamm, welcher am Tanasee wohnt, hat dies nicht leisten können, er steht auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Entwicklung und Intelligenz. Er ernährt sich vom Fischfang und betreibt Nilpferdjagd. Das Fleisch dieser Tiere wird gegessen, die Haut zu Peitschen verarbeitet. Die großen Zähne liegen massenweise herum, im Lager wurden uns zwei Stück für eine Kartusche angeboten.

Das Volk am See hat es noch nicht einmal dahin gebracht, sich ein richtiges Boot zu bauen. Der Gebrauch des Ruders und Segels ist ganz unbekannt. Der Eingeborene schneidet die rings um den See wachsenden 15—20 m hohen Papyrusstauden ab, legt sie in ein Bündel und schnürt dies oben und unten zusammen. Das Ding erhält die Form einer in der Mitte breiten, leicht gehöhlten Spindel. Das ist das Boot. Um einigermaßen trocken zu sitzen, wird darein ein dickes Pack von Papyrusstauden gelegt. Eine Bambusstange dient zur Vorwärtsbewegung. Damit gondelt der Eingeborene am Gestade seines Sees umher, ja wagt sich selbst bei ruhigem Wetter zu den nicht sehr entfernten Inseln hinüber.

Die Ufer des Tanasees sind sumpfig und moorig. Ich kann mir wohl denken, daß die Moskitoplage und die Malaria hier alljährlich auftreten. Während unserer Anwesenheit — abessinischer Winter — war hiervon nichts zu spüren.

Ich sah hier zum ersten Male Kaffeebäume, jungen Nachwuchs und alte Veteranen von 15—20 m Höhe, wie schon gesagt, alles verwildert

und doch mit den unverkennbaren Spuren, daß hier einst die sorgsame Hand des Pflanzers gewaltet hatte. Der Kaffee wird nicht geerntet, der Eingeborene kennt seinen Genuß nicht, Handelsartikel ist er auch nicht. Die Bäume hingen voller Früchte, einzelne reif, von schwarzbrauner Farbe, andere rosarot. Ich pflückte davon und probierte das Fleisch, es schmeckte ein wenig süß und löschte den Durst vorzüglich.

Auch eine kleine saftige Zitronenart gedeiht hier wild, ebenso der Pfirsich. Es ist überhaupt ein Gartenland für südliche Früchte. Ich bin überzeugt, man könnte hier Wein bauen.

Als wir in den nächsten Tagen nach Norden weiter wanderten, gewann ich den Eindruck, daß der Boden in der Umgebung des Tanasees sehr ertragreich ist. Ackerbau und Viehzucht werden betrieben, es könnte dies aber viel intensiver geschehen. Der Reichtum des Landes wird noch lange nicht genug ausgenützt. Ich sah sehr stattliche Viehherden, aber das Zehnfache findet hier Nahrung, wenn man die Sache nur einmal anfassen möchte. Man kennt die Gewinnung von Heu nicht. Infolgedessen muß der Bestand an Vieh ein begrenzter bleiben, denn in der trockenen Jahreszeit, wo die Weide beschränkt ist, würde ein großer Bestand einfach verhungern. Wenn hier rationell gewirtschaftet würde, wenn nach der Regenzeit auf den unermeßlichen Flächen das Gras gemäht, getrocknet und in Schober gestapelt würde, die Umgebung des Tanasees könnte bald in Wettbewerb mit den größten Viehzüchtereien Amerikas treten. Daneben kann Mais, Gerste, Weizen und Hafer gebaut werden. Dazu kommt der Reichtum des Sees an Nilpferden, für deren Haut, Knochen und Zähne gewiß nach mehr als einer Richtung Verwendung wäre.

Wenn erst einmal der Kiel eines Schiffes, sei es eines Dampfers oder eines Seglers, die Fluten des Tanasees durchfurcht, werden, ja müssen an seinen Ufern Farmen und Pflanzungen entstehen, muß die Kultur die Schätze dieses Gebietes heben. Den Schlußstein eines gewaltigen Verkehrs müßte eine Bahn vom Roten Meer zu den alten Kulturstätten von Axum und Gondar bilden. Schon vor Jahrtausenden

hat das Reich der Königin von Saba seine Schätze über den Orient ausgeschüttet. Jetzt heißt es, alte Wege wieder öffnen und mit modernen Betriebsmitteln eine Verbindung zwischen dem Hochlande von Abessinien und der Welt herstellen.

Ich halte den gewaltigen Binnensee und seine fruchtbare Umgebung für den besten und zukunftsreichsten Bezirk im Lande des Negus. Allein aus sich heraus kann das eingeborene Volk nie etwas daraus machen, hier muß abendländische Kultur und Unternehmungslust anfassen. Sie wird einen glänzenden Erfolg haben.

Wägt man ab, welche von beiden Nationen das Klügere tat, ob die Franzosen, da sie von der Somaliküste aus über Harrar nach Addis Ababa Handelsbeziehungen anknüpften, oder die Italiener, da sie von der Colonia Eritrea gegen das Hochland auf dem uralten und von den Portugiesen wieder aufgenommenen Handelswege über Axum und Gondar vorzudringen versuchten, so will mir scheinen, Italien hat das bessere Teil erwählt.

Auf erhöhtem Ufer hart am See schlugen wir unser Lager auf. In dem dichten Papyruswuchs, welcher die Ufer einsäumt, war hier eine Lücke, das Wasser flach und der Grund sandig. Am Abend plätscherten alle im nassen Element herum. Nicht weit vom Badeplatze erschien der breite Kopf eines Nilpferdes. Augenscheinlich hatte das Tier hier seinen Wechsel. Tauchend kam es näher. Der Lärm am Strande schien ihm jedoch nicht zu behagen. Nachdem es durch Grunzen und Schnauben wiederholt seinen Unmut zu erkennen gegeben, machte es kehrt und verschwand.

Am anderen Morgen lag eine Reihe von Papyrusbooten am Strande. Natürlich mußten wir diese seltsamen Fahrzeuge probieren. Sehr vorsichtig mußte man seinen Platz einnehmen, um das schwankende Kanoe nicht zum Kentern zu bringen. Man saß aber auf dem Papyrusbündel leidlich trocken und bequem. Ich ließ mich zusammen mit dem Garde du Corps Scherff nach einem Felsvorsprung herüberrudern — nein stoßen. Wir hatten Angeln verfertigt, frisches Rindfleisch diente als

Köder. Aber all unser Mühen war umsonst, die Fische, lustig um uns herumschwimmend im Wasser, bissen nicht an.

Wir saßen auf einer einsamen Landzunge und hatten Muße, das Tierleben zu beobachten. Möwen, Enten, Kampfläufer, Langhälse und Fischreiher gab es in Unmengen. Unsere Gegenwart genierte die Tiere durchaus nicht, sie ließen sich weder beim Fischfang noch in ihrer Ruhe stören. Interessant waren die kleinen Klippfischer, schwarz und weiß gestreifte Tierchen mit einem sehr langen, spitzen Schnabel. Der Klippfischer ist ein Vielfraß und unausgesetzt auf Raub aus. Mit kurzen Flügelschlägen steht er auf, schwebt etwa 20 m über dem Wasserspiegel und sucht nach Beute. Sobald er einer solchen ansichtig geworden ist, steht er über derselben. Der Vogel duckt sich förmlich zusammen, Kopf, Hals und Schnabel sind eingezogen. Mit hastigen, flatternden Flügelschlägen hält er sich auf einem Punkt. Plötzlich klappen die Flügel zusammen, der Kopf mit dem langen Schnabel streckt sich und wie ein Pfeil schießt der Vogel ins Wasser. Verschwinden und mit seiner Beute wieder auf der Oberfläche erscheinen, ist eins. Gierig wird der kleine Fisch verschlungen und sofort neue Beute gesucht.

Am 11. und 12. April ging unser Marsch durch weite Steppen, auf welchen viele Rinderherden weideten. Die Hirten wohnen in Schilfhütten, nomadisierend mit ihrem wandernden Vieh. Die Steppe war reich an Rehwild, Wildgänsen und Enten, Reihern und Langhälsen; auch Raubzeug, Füchse und Schakale, trieben darin ihr Unwesen. Da alles jagte, konnte auch der Somali Mokra, einer unserer Meßboys, es nicht unterlassen, seine alte Knarre hinter flüchtigem Rehwild abzuschießen. Singend flog die Kugel dicht über meinen Kopf hinweg. Ich zählte dem Attentäter dafür etwas mit der Nilpferdpeitsche auf.

Wir übernachteten einmal am Laga Gunara, das zweite Mal am Laga Repp. Hier trafen wir mit dem Ras Kueza und seiner Frau, einer Tochter des Kaisers, die meinen ärztlichen Rat einholen wollte, zusammen.

Ras Kueza hatte erwartet, wir würden ihn in seiner Residenz Debra Tabor aufsuchen. Dies hätte für uns einen Umweg von vielen Tagen bedeutet. Wir hatten daher dem Ras durch Boten sagen lassen, er möge uns ein Stück Weges entgegenkommen, ebenso wie wir ihm. Dies scheint dem hohen Herrn nicht recht gepaßt zu haben. So ganz sind wir nicht dahinter gekommen, denn Kantiba Ghebru, durch welchen die Verhandlungen gingen, rückte nicht recht mit der Sprache heraus. Jedenfalls machte Herr Kantiba noch in den letzten achtundvierzig Stunden einen besonderen Abstecher, von dem er erst in der Nacht zurückkehrte. Wahrscheinlich sind erst große Unterhandlungen gepflogen worden.

Unsere Karawane setzte am 13. April früh ihren Marsch nach Norden fort. Für den Empfang des Ras hatten wir unser Meßzelt stehen lassen. Minister Rosen und Graf Eulenburg waren zurückgeblieben. Am Mittag folgten sie den Vorausgegangenen nach. Konsul Schüler und ich trennten uns mit unserer Zeltschaft für einige Tage von dem Haupttrupp. Als Koch blieb Andreios bei uns. In Gondar wollten wir wieder zusammentreffen.

Da es in Abessinien üblich ist, Besuche in den frühen Morgenstunden zu machen, warteten wir von sieben Uhr ab auf den Ras. Er erschien erst gegen zehn Uhr, natürlich mit zahlreicher Begleitung.

Ras Kueza ist ein noch junger Mann mit nachlässigen Bewegungen und etwas verlebten Zügen. Er steht in dem Ruf eines Don Juan. An äußeren Vorzügen fehlt es ihm nicht, er ist ein hübscher Mann von kräftigem, ebenmäßigem Körperbau.

Die Begrüßung war anfangs etwas steif und förmlich. Der hohe Herr wollte uns wohl seinen Unwillen fühlen lassen, daß er sich hatte auf die Reise begeben müssen. Wir hatten natürlich keine Veranlassung, ihn besonders herzlich zu begrüßen. Nachdem wir dem Ras einige wertvolle Geschenke gemacht und ihm Sekt zu trinken gegeben hatten, taute er auf. Fast zwei Stunden verweilte er bei uns. Minister Doktor Rosen und Graf Eulenburg begleiteten ihn noch ein Stück Weges.

Unterdessen wurde das Meßzelt abgebrochen und der Karawane nachgesandt.

Ich frühstückte und begab mich in Begleitung Kantibas zur Prinzessin. Es war noch, scharf geritten, ein Marsch von zwei Stunden. Als Absteigequartier hatte der Ras eine seiner Besitzungen gewählt. Es ist ein weitläufiges Anwesen, wie wir es schon kennen.

Welch ungeheuren Troß ein Ras mit sich schleppt, selbst auf einer Reise von nur wenigen Tagen, ist kaum glaublich. Hunderte von Soldaten, Sklaven und Sklavinnen bilden das Gefolge. Hunderte von Pferden und Maultieren sind zur Beförderung der Menschen, des Gepäcks und der Nahrungsmittel notwendig. Es wird alles mitgeschleppt, was der Hof täglich zu gebrauchen gewohnt ist: Teppiche, Polster, Stühle, Eß- und Kochgeschirre, Säcke mit Korn, Mais, Hafer, Gewürze, Krüge mit Tetsch und Talla, mit Honig, Öl u. s. w. Man kann es dem Ras eigentlich nicht verdenken, daß er über diese umständliche und auch kostspielige Reise wenig erbaut war.

In den Höfen des Palastes wimmelte es von Menschen, es war kaum durchzukommen. Wir wurden von einem Kammerherrn zu den Herrschaften geleitet. Sie saßen in einem mit Teppichen belegten Tokul auf rotseidenen Kissen und waren mit der Mittagsmahlzeit beschäftigt. Es ging gerade so zu, wie ich es schon im vorigen Kapitel beschrieben habe.

Der Zeremonienmeister wusch sich die Hände und machte die einzelnen Leckerbissen für den Ras und seine Frau zurecht. Nachdem sie gegessen hatten, verteilten sie den Rest an die um sie herumsitzenden Günstlinge. Dann sollte die Abfutterei der oberen Hofchargen und Generale vor sich gehen. Ich saß auf einem Goldstühlchen, hatte saure Milch gegessen und mir bis dahin die Sache ruhig angesehen. Aber als nun das große Gibr beginnen sollte, erhob ich Einspruch. Das hätte stundenlang gedauert. Die Schmauserei wurde also abgebrochen, das heißt, der Ras verfügte sich mit seinem Gefolge in einen anderen

Raum und ließ mich mit seiner Frau und dem hinter einer aufgespannten Schamma sitzenden Kantiba Ghebru allein.

Die Prinzessin ist eine sehr sympathische Erscheinung, sechsundzwanzig Jahre alt und von feinem, zierlichem Äußeren. Sie ähnelt im Gesicht außerordentlich ihrem kaiserlichen Vater: dieselbe hohe, breite Stirn und dieselben freundlichen Augen. Sie soll eine sehr kluge und warmherzige Frau sein. Kantiba meinte, sie sei viel zu gut für ihren wetterwendischen Mann.

Der Hauptkummer dieser Frau ist ihre Kinderlosigkeit. Um hierfür den Grund zu finden, hatte man mich ausersehen. Die Prinzessin kam mir mit vollem Vertrauen entgegen, sie sagte: „Mein Vater hat dich zu mir geschickt, das ist die beste Empfehlung.“ Sie ließ sich ohne weiteres von mir untersuchen, nachdem sie sich vorher in ein Nebengemach begeben hatte, um sich von ihrer Kammerfrau waschen und frisch kleiden zu lassen.

Was Reinlichkeit anbetrifft, so muß ich den vornehmen Abessiniern und Abessinierinnen uneingeschränktes Lob spenden. Ganz im Gegensatz zu der ärmeren Bevölkerung halten die besseren Klassen auf gründliche, peinliche Körperpflege, vornehmlich ist mir stets die tadellose Pflege der Füße aufgefallen.

Auf Anstand und gute Sitte wird überhaupt viel Wert gelegt; es gibt eine ganze Reihe von Etikettevorschriften. Will sich z. B. ein Großer die Nase putzen oder ausspucken, so hält ein Diener den einen Zipfel seiner Schamma als Schirm vor, den anderen Zipfel reicht er seinem Herrn zur Benützung. Ebenso dezent ist man in der Unterhaltung. Nie spricht ein Untergebener mit einem Höheren, ohne sich seine Schamma vor den Mund zu halten.

Die ärztliche Konsultation hatte ziemlich lange gedauert, man ist in Abessinien sehr gründlich im Fragen. Meine Verordnungen wurden sogleich zu Papier gebracht, wieder und wieder vorgelesen und durchberaten, damit auch nicht das kleinste vergessen werden könnte.

Danach erschien der Ras wieder und nahm neben seiner Frau Platz.

Konsul Schüler hatte sich unterdessen auch eingefunden und wir verlebten eine gemütliche Kaffeestunde in sehr anregender Unterhaltung.

Die Prinzessin machte mir eine Anzahl wertvoller Geschenke, unter anderem zwei Damenkleider, eins aus Baumwolle mit bunter Seidenstickerei, das andere aus indischer Seide, und zwei Schammas in der Art, wie sie selbst trug, daneben silberne Schmuckgegenstände. Der Ras beschenkte mich mit einem gesattelten und gezäumten Maultier. Ich überreichte der Prinzessin Stoff zu einem Samtkleide.

Am Spätnachmittage nahmen wir Abschied, wobei ich der Prinzessin versprechen mußte, ihrem kaiserlichen Vater möglichst bald einen langen Bericht zu schreiben. Ich ging nicht, ohne dem Ras meine Meinung über seine Don Juanstreiche gesagt zu haben. Er lachte vergnügt, Kantiba schien ohne Mogeln übersetzt zu haben.

Es war fast Abend, als wir zu unserem einsamen Zelt zurückkehrten. In zehn Minuten war alles zum Abmarsch fertig.

Wir nahmen die Route nach Norden wieder auf. Der Abend sank herab, der Vollmond ging über der schweigenden Steppe auf. Auf holprigem, schlecht zu findendem Pfade ritten wir bis acht Uhr. Dann bezogen wir Lager auf freiem Felde in Nähe eines Dorfes. Andreios, der Sandalenschakal, für diese Tage unser Mundkoch, machte seine Sache tadellos und war stolz ob des ihm gespendeten Lobes. Für unsere Maultiertreiber lieferten die Leute im Dorfe trotz der späten Abendstunde noch Brot und Tetsch.

Die Nacht war sehr warm und feucht. Unser Zelt stand auf ausgedroschenem Stroh. Eigentlich kann man letzteres nicht mehr so bezeichnen, es ist genau genommen eine Art Brei, ähnlich wie Schlempe.

Der Abessinier kennt den Dreschflegel oder ein diesem analoges Instrument nicht. Das Korn wird ausgetreten, ähnlich wie man bei uns im Norden vor noch gar nicht langer Zeit den Raps durch die Pferdehufe ausstampfen ließ. Das Korn wird im Kreise auf ebenem, saubergemachtem Boden aufgeschüttet und eine Viehherde darauf getrieben. Dabei wird das Stroh so krümelklein gestampft, daß es

nur noch Müll vorstellt. Auf ein und derselben Stelle, oft zwei- bis dreimal so groß wie eine Reitbahn, wird dies Geschäft so lange fortgesetzt, bis ein etwa knietiefer Haufen daliegt. Dann kommt Menschenarbeit an die Reihe. In großen, flachen Sieben wird das Korn über auf den Boden ausgebreiteten Häuten ausgeschüttelt. Der Haufen Spreu bleibt liegen. Unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Sonnenhitze fängt dieser Haufen an zu faulen, er riecht säuerlich, er gärt.

Auf einem solchen Platz hatten unsere Boys in der Dunkelheit unser Zelt aufgeschlagen. In der Nacht wurde es geradezu fürchterlich. Ich glaube, nur dem Umstande, daß ich nicht schlafen konnte, danken wir unser Leben. Mir wurde das Atmen schwer, ich sprang auf, riß beide Zeltwände auf und ließ die kühle Nachtluft hindurchstreichen. Dabei sah ich dicht vor mir zwei glühende Punkte, eine Hyäne, wie mir sofort klar wurde. Die Bestien hatten schon stundenlang ganz in unserer Nähe geheult. Ich ergriff den ersten besten, mir zur Hand liegenden Gegenstand, eine leere Fachingerflasche, und warf sie nach dem Raubtier. Dann legte ich mich beruhigt auf mein Bett und schlief trotz des Schreiens der Hyänen, welche wir uns durch ein Feuer fernhielten. Bei Tageslicht wurden wir gewahr, daß wir kaum 300 m von einem herrlichen Lagerplatz unter alten Sykomoren gelegen hatten. Leere Konservenbüchsen und Flaschen belehrten uns, daß unsere vorangeeilten Kameraden hier eine Frühstückspause gemacht hatten.

Der Marsch am 14. April war reizlos, er führte durch abgebrannte Steppe. Wir waren froh, als wir den Tanasee wieder erreicht hatten. Dicht an seinem Gestade in einem Akazienwäldchen machten wir halt. Kein Lüftchen regte sich, es war drückend heiß. Am Nachmittage eröffnete mir Konsul Schüler, daß wir noch genügend Gemüsekonserven, auch Früchte und ein wenig Reis besäßen, aber kein Fleisch. Ich raffte mich auf und ging auf Jagd. Eine Taube und zwei Rebhühner waren der Erfolg und schmeckten uns am Abend trefflich.

Am 15. April ging's vor Sonnenaufgang weiter nach Norden, Konsul Schüler an der Spitze, ich an der Queue. Wir hatten ver-

abredet, ersterer solle einen Lagerplatz aussuchen. Die Gegend war trostlos öde, nichts als abgesengtes Land und geschwärzte Dornakazien. Die Hitze war mehr als unangenehm. Unsere Packtiere litten entsetzlich, da stundenweit kein Tropfen Wasser zu finden war. Immer länger und länger wurde die Karawane, bald hier, bald dort blieb ein Tier zurück. Ich verlor die Spitze ganz aus dem Gesicht. Wir kamen an dem Lagerplatz vorbei, den die große Karawane am Tage vorher benutzt hatte. Es sah wüst aus und verlockte nicht zum Bleiben. — Zwei meiner Packtiere stürzten vor Schwäche zusammen, ich mußte ihnen die Lasten abnehmen und zwei meiner Reittiere damit beladen. Mittag war längst vorbei, mit den schwächsten Lasttieren vor mir ging's immer weiter. Von unserer Spitze war nichts zu sehen. Wie sich später herausstellte, war Konsul Schüler vom Hauptwege abgebogen, um einen günstigen Lagerplatz zu suchen. Dies hatte aber niemand bemerkt; alles war geradeaus geblieben. In meiner Annahme, daß Andreios mit dem Hauptvolk nach Gondar marschiert sei, täuschte ich mich nicht. Mir blieb auch nichts anderes übrig, da ich nichts zu essen hatte und weit und breit keine menschlichen Ansiedlungen zu entdecken waren. So trieben wir denn die müden Lasttiere vor uns her, langsam, sehr langsam arbeiteten wir uns an Gondar heran. Wir überschritten breite Flußbetten, welche fast versiegt waren, steinerne Brücken, Bauwerke der Portugiesen.

Der Durst machte sich bei mir weniger fühlbar, als ein geradezu kannibalischer Hunger. Endlich stieg vor uns ein breites Felsplateau auf. Darauf liegt Gondar, hieß es. Bevor der Anstieg begann, nahm ich aus meiner Zigarrentasche die einzige Zigarre, mit der ich schon den ganzen Tag geliebäugelt hatte, mein letzter Trost, die letzte Täuschung für meinen leeren Magen. Wenn ich mir nun aber eingebildet hatte, nach getanem Aufstieg sei ich im Lager, so sah ich mich bitter getäuscht. Ich mußte noch die ganze Stadt durchqueren. Dann wurde ich des Lagers auf grüner Wiese ansichtig. Ich zählte die Zelte. Wahrhaftig, das meinige war schon da.

Es war ein forcierter Marsch vom Nordende des Tanasees bis Gondar. Zwölf Stunden war ich im Sattel. Konsul Schüler traf bald nach mir ein. Bei Dunkelwerden kam mein Diener Gabra Mariam mit dem letzten, sehr elenden Packtier, dem ich die Last unterwegs abgenommen hatte, im Lager an.

In Gondar wurde zwei Tage gerastet. Die Ruhe war unseren Maultieren dringend nötig. Einige schwer gedrückte Lasttiere mußten wir verkaufen, andere dafür erwerben.



Gondar.
Marsch durch das Semiengebirge zur Colonia Eritrea.

Gondar kann genau genommen den Anspruch auf den Namen „Stadt“ nicht mehr erheben. Es ist nichts als ein wüster Trümmerhaufen, auf dem elende abessinische Hütten stehen. Da, wo einst wohlangelegte Straßenzüge dem Verkehr dienten, macht jetzt Geröll den Verkehr fast unmöglich. Der Marktplatz, auf welchem auch heute noch Markt gehalten wird, gleicht einer Abbruchsstätte gesprengter Häuser. Regellos liegen die ärmlichen Hütten einer verarmten Bevölkerung in den Schutthaufen zerstreut. Bäume und Sträucher fehlen, sinnlos ist jede Vegetation auf dem Plateau vernichtet. Hand in Hand damit geht die Wasserarmut des Bodens. Bergauf, bergab, in Schluchten hinein und wieder aus ihnen heraus, das ist der Weg durch das einst so stattliche Gondar, dessen Bevölkerung in steinernen, zweigeschossigen Häusern wohnte, dessen Straßen sauber mit Basaltplatten belegt waren. Auf ragender Höhe liegen die mächtigen Ruinen des Gemp, des Kaiserpalastes, stumme Zeugen vergangener Herrlichkeit und Größe.

Ich muß gestehen, ich war nach Gondar mit ganz besonders gespannten Erwartungen gekommen, bin aber im großen und ganzen enttäuscht worden.

Wohl staunt man die gewaltigen Ruinen des Gemp an, aber ihr Anblick löst in uns nicht jene Stimmung aus, welche wir beim Wandern durch die Ruinen trotziger Burgen in unserer Heimat empfinden. Das sind uns vertraute Stätten, vertraut durch Sage und Geschichte, Stätten voll Anmut und Naturschönheit. All das fehlt den Ruinen von Gondar. Sie sprechen in keiner verständlichen Sprache zu uns. Wir wissen, daß die Portugiesen die gewaltigen Bauwerke geschaffen haben, aber wir wissen nicht, welch Leben sich in ihnen im einzelnen

abgespielt hat. Was wir kennen, ist zu lückenhaft, als daß wir uns daraus die Kultur einer Zeitepoche konstruieren könnten. Staunen erweckt die riesige Anlage, staunend wandern wir durch die Baulichkeiten, durch die mit Schutt bedeckten Höfe und einstigen Gärten. Vorwiegend aber bleibt das Gefühl: wir sehen etwas uns durchaus Fremdes. Kopfschüttelnd fragen wir uns, wie kommt das alles hierher, wie paßt es zum abessinischen Volk, wie in das Hochland Afrikas?

Wer jemals Gondar besucht hat und heute besucht, glaubt sich plötzlich auf afrikanischem Boden in eine verfallende mittelalterliche Stadt mit dem Gepräge abendländischer Kultur versetzt. Wir fragen uns, was sollen diese steinernen Kolosse, diese Schlösser, Kirchen, diese Brückenbauten einem Volke, das bei einfachsten Bedürfnissen in Hütten wohnt, das vorwiegend das Leben des Ackerbauers und Viehzüchters führt? Was hat die Portugiesen veranlaßt, diese monumentalen Bauten, Zeugen ihrer eigenen Kultur, aber fremd dem Lande und dem Volke, für das sie bestimmt waren, aufzurichten? Sind sie im stande gewesen, die Abessinier so ganz in ihren herkömmlichen Gewohnheiten umzukrempeln, daß sie tatsächlichen Besitz davon ergriffen haben? Und wenn dies der Fall, warum ist die ganze Herrlichkeit zusammengefallen und dem unaufhaltbaren Untergange geweiht? Die Antwort auf diese letzte Frage ist nicht schwer. Das Reis, welches der Abendländer dem afrikanischen Hochländer aufgepfropft hatte, hat nicht Wurzel fassen können. Es besteht kein innerer Zusammenhang zwischen der Eigenart des abessinischen Volkes und diesen ihnen sozusagen aufoktroyierten Bauten. Ihr Urteil war gesprochen, als ihre Schöpfer den afrikanischen Boden verließen. Die Verwüstungen im Gefolge blutiger Kriege schufen aus den wie für die Ewigkeit gebauten Steinkolossen Ruinen, die einst spurlos verschwinden werden. Dem Sieger ist es nicht in den Sinn gekommen, von dem Gemp mit seinen Hallen, seinen Terrassen und blühenden Gärten Besitz zu ergreifen. Er hat sie ausgeraubt, das Bauwerk selbst sinnlos zerstört. Jedes Geschlecht arbeitet weiter an dem Vernichtungswerk. Wozu braucht der Sohn der Berge

solche gewaltigen Paläste? Seine einfache Hütte, leicht erbaut, ebenso schnell wieder abgerissen und an anderer Stelle neu errichtet, ist ihm lieber, ist zweckentsprechender. So geht die ganze, künstlich aufgepfropfte Kultur ihrem vollständigen, spurlosen Untergange entgegen, weil sie im letzten Grunde weder in das afrikanische Hochland noch zu dem dasselbe bewohnenden Volke paßte und paßt.

Gondars Geschichte hat ausgespielt für immer und alle Zeit. Auch hier wird es einst heißen:

„Nur eine hohe Säule zeugt von entschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Interessant ist die Schilderung M. Th. von Heuglins, welcher Abessinien in den Jahren 1853 und 1861–62 bereiste und Gondar zweimal besuchte. Auf dem umgekehrten Wege wie wir, von Massaua aus betrat er das Hochland und ritt in die Stadt von Osten her ein. Er schreibt:

„Von einem Bergvorsprung hat man den ersten freien Blick nach Gondar, vom bewohnteren Teil der Stadt ist jedoch wenig sichtbar, dagegen krönen die weitläufigen Ruinen des Gemp mit ihren vielen Zinnen und Türmen und grandiosen, jetzt vollständig verwilderten Parkanlagen und Hainen von schlanken Juniperus, Celastrus, riesigen Kordien und Feigenbäumen und einiger Kirchen die Höhen, an deren Nord- und Südabhang die eigentliche Stadt mit ihren ausgedehnten Quartieren liegt. Links davon glänzt, in leichten Nebelflor gehüllt, der weiße Spiegel des Tanasees.

„Die Stadt Gondar (eigentlich Guendar) ist auf dem ziemlich hohen Rücken und Abhang eines südlichen Ausläufers der Gebirge von Wogara, einem zwei Meilen langen, basaltischen, gegen die Dumbeaebene vorspringenden Hügel zwischen dem Galia- und Angrabtal gelegen.

„Die Gründung der Residenz fällt in die Regierungszeit des Negus Fasilidas, der den Thronnamen Alem Seged führte, des Sohnes von Siltan Seged oder Sosonjus, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und Gondar besteht aus vielen weitläufigen, oft kaum zusammenhängen-

den Quartieren, getrennt durch meist kahle, öde Plätze und Schutthügel.

„Von welcher Seite aus man sich auch der Stadt nähert, fallen die vielen hohen Warten und Türme, Zinnen und Mauern des in mittelalterlich-portugiesischem Stil erbauten Königspalastes und einzelne Kirchen mit großen konischen Dächern unter malerischen Baumgruppen zuerst in die Augen: ein heimisches Bild für den Wanderer, der sich plötzlich dem Innern des tropischen Afrikas entrückt und in eine mitteleuropäische Landschaft versetzt glaubt. Über üppigen Wiesengrund, an schmalblätterigen Weidenbäumen mit überhängender Krone hin rauschen klare Gebirgsbäche zu Tal und schlängeln sich — Silberfaden gleich — in der Ferne durch das grüne, flache Dumbea dem Tanasee zu, dessen unübersehbare, glänzende Wasserfläche in einem weiten, von Hügelland und Hochbergen eingefaßten Becken sich ausbreitet. Da steht ein dunkler Juniperushain, überragt vom Kreuz einer Kirche, daneben Kordiabäume, bedeckt mit leichtem Blütenschnee; Weizen- und Gerstenfluren grünen an den Gehängen und wogen angehaucht von der frischen Alpenluft im milden Sonnenschein, wechselnd mit flüchtigen Schatten rasch ziehender Wolken.

„In den mit Gewinden von Schlingpflanzen bezogenen Ruinen girren Turteltauben, und über den Gipfeln alter Türme treiben sich schwätzend und pfeifend Scharen von dohlenähnlichen Glanzstaren (Ptilonorhynchus albirostris Rüpp.).

„Das nördlichste Quartier der Stadt ist das Abun-Bed mit der Wohnung des Bischofs, wo wir abgestiegen waren. Ein nach West abfließendes Bächlein, kahle Flächen und Ruinenfelder trennen es von der politischen Freistätte, dem Etschege-Bed mit dem Sitz des Vorstandes der Geistlichkeit und religiösen Orden, Etschege genannt. Auf einem freien, erhabenen Punkt, östlich von beiden, steht, von einer runden Mauer umgeben, unter herrlichen, schlanken Baumgruppen eine Kirche mit zwei von den Holländern dem Kaiser Jasu oder, wie sein Thronname heißt, Adjam Seged (Enkel des Negus Fasilidas und Vater

Thekla Heimanots) geschenkten Glocken. Rüppell nennt diese Kirche Telont. Südlich und östlich davon ist der Stadtbezirk Debra Birlian (Kirche des Lichts) mit gleichnamiger Kirche; westlich an diesen und südöstlich von Etseye-Bed schließt sich der Gempsa-Bed oder Schloßbezirk an; von einer weitläufigen, unregelmäßigen Mauer, mit Zinnen und Warttürmen und mit verwilderten Gärten und Kiosken umgeben, erhebt sich der große, leider mehr und mehr zerfallende Gemp oder das Schloß selbst, das neben den armseligen, mit Stroh gedeckten Häusern einen wahrhaft großartigen Eindruck macht durch seine massive Bauart, seine vielen Türme, hohen Bogenfenster und Tore und weiten Höfe. Die Fassade des Hauptgebäudes ist gegen West zugekehrt und drei Türme mit großen Torbogen bilden die Eingänge zu dem weiß gepflasterten, jetzt halb in Schutt und Gestrüpp begrabenen Vorhof. Der Hauptbau ist viereckig, zweistöckig, mit flachem Dach und steinerner Brustwehr; auf jeder Ecke erhebt sich ein Turm mit Zementkuppel, ein höherer viereckiger steht in der Mitte der vorderen Fassade; dieser hat ein flaches Dach, mit hohen Zinnen umgeben; auf auswendig angebrachten, hölzernen Treppen führte einst der Zugang auf die Plattform. Das Material ist ziemlich roher Basalt, die Einfassungen der Fenster, Bogen und Tore, sowie die Brustwehren und Leisten bestehen meist aus einem schönen, feinkörnigen, roten Sandstein, der bei Orata am Tanasee gebrochen wird, und diese Teile sind sehr sauber gearbeitet und gut erhalten. In Nord, Ost und Süd lehnen sich an das Hauptgebäude noch verschiedene Hallen, Galerien, Säle, Warten, Kapellen, Brücken, Torwege und Kioske an, alles jetzt mehr oder weniger zerfallen und malerisch mit Gesträuch und Schlingpflanzen bewachsen und sozusagen unbewohnt; der große Garten mit seinen Hochbäumen ist ebenfalls in eine Wildnis verwandelt."

So Heuglin 1861—62. Heute würde er trauernd von den Bergen auf das Tal von Gondar hinabsehen. Von dem, was er sah, ist nicht viel geblieben, nichts, was das Auge entzücken könnte. Die Abhänge des Wogaragebirges sind baumlos, kahler Basalt glüht unter afrikani-

scher Sonne. Die Gebirgsbäche sind versiegt, das Bett der Flußläufe ist ein Steingeröll, durch welches sich ein elendes, schmutziges Wässerlein zieht. Weizen- und Gerstenfluren haben einem dürren, steinigen Acker Platz gemacht.

Noch girren die Turteltauben in den Ruinen des Gemp, aber die Bäume und Schlingpflanzen, die verwilderten Gärten mit altem Bestande, welche der einstigen Herrlichkeit einen freundlichen Rahmen verliehen, sind verschwunden und mit ihnen die Stare. Was irgend Holzwert hatte, ist von den Bewohnern geholt und verbrannt. Einsam und trauernd ragt der Gemp auf kahler Höhe, immer mehr verfallend, eine dem Untergang geweihte Ruine. Heuglin schätzt die Einwohner noch auf sechs- bis siebentausend, ich glaube, heute beträgt sie nur noch einige Hundert. Verschwunden sind die turmartigen, zweigeschossigen Häuser, um ärmlichen Tokuls Platz zu machen. Nachkommen der alten Dynastie wohnen heute noch in Gondar, aber von den Spuren einstigen Glanzes, die Heuglin vorfand, ist bei ihnen nichts mehr zu finden. Ärmlich ist ihre Wohnung und Kleidung, in nichts unterscheiden sie sich von dem Volk. Ein Epigone dieses königlichen Geschlechts bot uns einige alte Handschriften zum Verkauf an, forderte aber einen so hohen Preis, daß aus dem Handel nichts wurde.

Wir schlugen unser Lager auf demselben Platze auf, den sich auch Heuglin als den schönsten in Gondar ausgesucht hatte. Er schreibt darüber:

„Ein und eine halbe Meile nordwestlich der Stadt, auf grüner Wiesenfläche am östlichen Galia-Ufer liegt die schon erwähnte Kirche Fasilidas, inmitten eines herrlichen Juniperusparkes und umgeben von ziemlich niedrigen Mauern mit runden Warttürmen und Zinnen. Die viereckige, steinerne Kirche ruht auf Schwebebogen, in einem tiefen Bassin, über welches von Nord her eine mit Ecktürmen befestigte Brücke führt. Eine großartige steinerne Wasserleitung auf hochgesprengten Rundbogen an der Westseite des Haines versorgte den Platz mit Wasser, das wahrscheinlich in ein Reservoir im südwestlichen Eckturm geleitet

wurde und von dort aus irgend eine Fontäne oder andere Wasserwerke speisen mußte.

„Unfern der südlichen Ecke von Fasilidas, nach der Stadt zu, steht ein kleiner, ziemlich gut erhaltener Tempel auf der baumlosen Wiesenfläche; vier Pfeiler, aus Werksteinen mit Mörtel zusammengefügt, tragen ebensoviele Rundbogen, auf denen ein Fries mit kuppelförmigem Dach aus Stuck liegt. Es ist das Grabmal eines königlichen Streitrosses, man sagt von Negus Kaleb, der aber lange vor der Erbauung Gondars gelebt hat."

Noch heute ist die grüne Wiese vorhanden, noch heute der herrliche Juniperuspark. Die niedrige Mauer um ihn ist zerfallen, und unsere Maultiere klettern mühelos hindurch. Die runden Warttürme und Zinnen stehen zum Teil noch, zum Teil sind auch sie in Trümmer gestürzt. Noch schreitet der Fuß über die von Norden her zur Kirche führende Brücke, doch ihre Ecktürme haben kaum noch Anspruch auf diesen Namen. Über Geröll klettert man vorsichtig zur Nordmauer der Kirche und tritt in die Vorhalle. Der steinerne, auf Rundbogen ruhende Boden ist an einer Stelle durchschlagen, und man sieht durch das Loch in das Bassin hinunter. Vier, zum Teil noch weißen Kalkbewurf zeigende Mauern ragen auf, in einer Ecke liegt eine Nische. Vielleicht stand hier ein Bildwerk. In gewisser Höhe sieht man die eingemeißelten tiefen Lager für die Balken des Dachgeschosses.

Über Schuttberge hinwegkletternd gelangt man zu einer Türöffnung und blickt in das große Bassin hinein, im Viereck umgeben von Mauern. Das ist alles, was geblieben ist. Die großartige Wasserleitung existiert nicht mehr, der südwestliche Eckturm ist zusammengestürzt, auf ihm blühen einige Rosensträuche. Auf der Südseite der Kirche bis zur steinernen Einfassungsmauer ist der Boden erhöht, bewachsen mit Juniperus und Strauchwerk. Beim Aufklopfen klingt es hohl.

Das Grabmal des Streitrosses steht noch, wie es Heuglin beschrieben, wenn auch die Kuppel schon starke Risse aufweist. Dem gleichen Verfall begegnen wir bei den Kirchen und Lustschlössern, welche weiter westlich

am Ufer und jenseits des Ufers des Galia stehen oder, besser gesagt, gestanden haben: wüste Trümmerhaufen, aus denen man nichts mehr konstruieren kann.

Bei der Kürze unseres Aufenthaltes haben wir nicht alles gesehen, soll doch Gondar an 40 Kirchen besessen haben. Um all das, was auf dem Boden von Gondar einst geblüht hat, kennen zu lernen, muß man wochenlang bleiben, aber es darf keinem Zweifel unterliegen, daß noch mancher Forscher hier auf seine Kosten kommen wird. Gleich uns wird er dann rasten bei den Ruinen der Kirche Fasilidas und wird sich ausruhen im Schatten des Juniperushaines.

Ich hatte natürlich eine längere Aussprache mit Kantiba Ghebru über Gondar, da er jahrelang der höchste Beamte in dieser Stadt war. Wie ich schon früher erwähnte, hat dieser Mann eine deutsche Erziehung in Stuttgart genossen und ist mit europäischer Kultur und Geschichte bekannt. Trotzdem — innerlich ist er Abessinier geblieben, er steht den Baudenkmälern Gondars vollständig fremd gegenüber und hat während seiner Beamtentätigkeit auch nicht einen Finger gerührt, um dem fortschreitenden Verfall Einhalt zu gebieten. Er hat nichts getan, um die Ertragsfähigkeit des Bodens wieder zu heben, die Berghänge wieder anzuforsten und der mehr und mehr zunehmenden Wasserverarmung des Geländes zu steuern. Er ist auch nur ein „abessinischer Großer", der seine Untergebenen Frondienste leisten läßt, um selbst ein behagliches Leben zu führen, ohne zu arbeiten.

Kantiba Ghebru hatte seine Tochter aus erster Ehe nach Gondar kommen lassen. Sie wird auf einem ihrem Vater gehörigen Gute in der Nähe der Stadt erzogen. Sie kam mit ihrem Lehrer und einem kleinen Hofstaat von Sklaven und Sklavinnen. Das Mädchen ist 13 Jahre alt, hübsch, schlank gewachsen, sehr gut erzogen und schon sehr selbständig. Kantiba hatte seine Tochter viele Jahre nicht gesehen und sie kaum wiedererkannt, nicht besser ging es ihr mit dem Vater.

Der Verkehr hatte sich lediglich auf seltene briefliche Mitteilungen beschränkt, bei dem Postwesen in Abessinien will das sagen: im Zeit-

raum von Monaten ein Brief. Beispielsweise, Kantibra Ghebru will von Addis Ababa eine Mitteilung an seine Tochter nach Gondar senden Zu diesem Zwecke rüstet er zwei Boten mit Maultieren aus und diese begeben sich auf die monatelange Reise. Wir sind solchen Briefträgern begegnet. Sie reiten immer zu zweien, einer von ihnen trägt den Brief sichtbar in der Hand, zwischen die gespaltenen Stäbe einer Weidenrute geklemmt. So traben sie Tag für Tag durchs Land, kehren Abends in einer Ortschaft ein und werden bewirtet. Eine solche Briefbestellung kann sich natürlich nur „ein Großer" leisten, der gewöhnliche Sterbliche ist darauf angewiesen, daß zufällig des Weges ziehende Nagadi seine Botschaften mitnehmen.

Ich muß übrigens gestehen, daß der Nachrichtendienst in Abessinien mittels reitender Boten gar nicht schlecht und gar nicht langsam funktioniert, die Leute reiten ohne Ermüdung vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Handelt es sich gar um kaiserliche Botschaften, so wird mit Stafettenreitern gearbeitet, die Tag und Nacht unterwegs sind.

Nach zweitägiger Rast brachen wir am 18. April früh 6 Uhr von Gondar auf. Unser Weg führte noch einmal durch die Trümmer der Stadt, vorbei an den imposanten Ruinen des Gemp. Noch einmal schweifte der Blick zurück zur stillen Kirche Fasilidas und seinem schattenspendenden, rauschenden Hain. Dann nahm ich Abschied von meinem treuen Freunde Kantiba Ghebru, sein Weg ging zurück nach Südwesten, meiner nach Nordosten. Das stille Tal, welches Heuglin so entzückend fand, nahm uns auf. Wir ritten über die von den Portugiesen erbaute Brücke über den Magetsch. Sie ruht auf drei gewaltigen Bogen, welche sich auf die natürlichen Felswände stützen, wohl 20 m hoch über der Talsohle. Sie ist ein guterhaltenes Bauwerk, dessen Brüstung aber nicht mehr mit den von Heuglin erwähnten turmähnlichen Ornamenten geschmückt ist. Der „wildrauschende" Magetsch präsentierte sich als eine mit Steingeröll besäte Mulde ohne Wasser.

Nach einem Anstieg auf sehr engem, steinigem Pfade, von wo aus

wir prachtvolle Fernsicht noch einmal über Gondar, den Tanasee und das Wogaragebirge genossen, rasteten wir in Argeff an einem munter plätschernden Bache. Der Marsch hatte 4 Stunden in Anspruch genommen, war aber trotz des Kraxelns nicht anstrengend gewesen, denn es wehte ein erfrischender Wind.

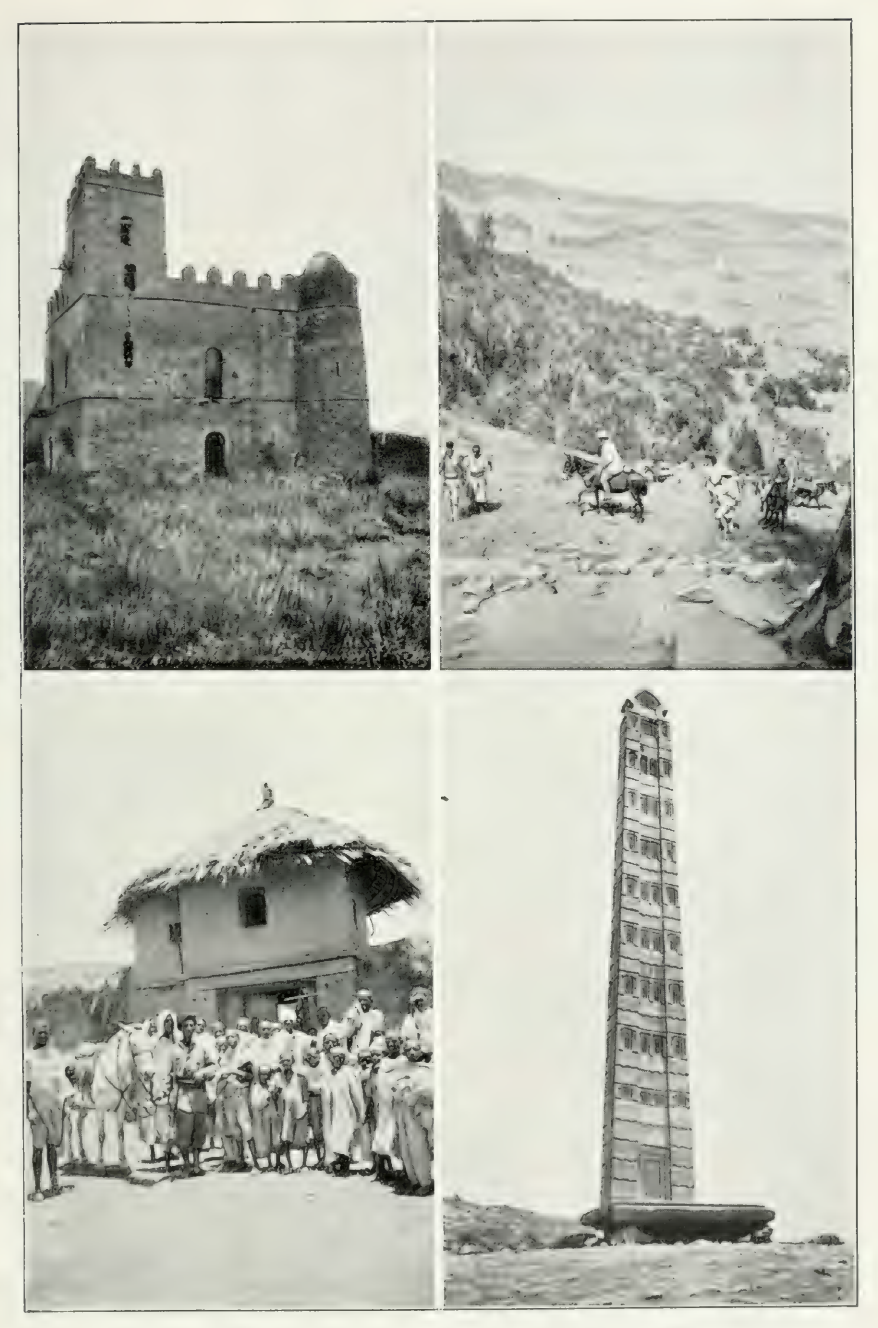
Das Land ist wenig bevölkert, größere Ortschaften fehlen, nur zerstreute Hütten liegen an den Berghängen.

Auf einem sehr steinigen Acker pflügte ein Mann mit seinem primitiven Pfluge, vor den zwei Ochsen gespannt waren. Es war ein mühseliges Geschäft, eine gerade Furche konnte nicht gezogen werden, immer wieder mußte der Pflug um die zahlreichen Felsstücke herumgeführt werden. An den Hängen und auf den Gipfeln der Hügel wuchsen Dornakazien, am Bache Weiden. Ähnlich scheint auch Heuglin diese Gegend angetroffen zu haben, er bezeichnet sie als „unwirtlich".

Am Abend machte ich einen Spaziergang am Argeff entlang nach Süden. Der Bach, anfangs zwischen flachen Ufern fließend, stürzt plötzlich einem engen Felsentor zu. So unvermittelt wechselte das Bild, daß ich überrascht stehen blieb. Von Stein zu Stein springend, gelangte ich bis zur Mitte des Flußbettes. Mit steilen, nackten Wänden lag eine wohl 200 m tiefe Schlucht vor mir, so wild, so zerrissen, so unnahbar; noch keines Menschen Fuß konnte da hinabgeschritten sein. Sich überstürzend, schäumend schoß das Wasser in die gurgelnde Tiefe, welche schon im nächtigen Dunkel dalag, während sich über die Ränder Abendschatten ausbreiteten. Meine erste Empfindung war: „Die Wolfsschlucht aus dem Freischütz." „Samiel erschein!" Ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Geist im Mantel, mit der Spielhahnfeder auf dem Hut und der Flinte über der Schulter plötzlich in den Felsen aufgetaucht, wenn die wilde Jagd über mir dahingezogen wäre. Am Himmel jagten schwarze Wolken, Mond und Sterne verdeckend, ein schweres Unwetter zog herauf. Unheimlich still war es um mich her, nur das stürzende Wasser tief unten stöhnte wie ein gefesselter Riese. Über mir von einem Baumast glotzten mich zwei große runde Augen

Tafel VII.

Ruine des Gemp in Gondar. — Im Semiengebirge.



Haus in Axum. — Monolith in Axum.



an. Ich hob die Flinte; mit schwerem Flügelschlage strich der Uhu ab, um sich auf dem nächsten Baum niederzulassen und mich wieder anzuglotzen. Der Jagdeifer war erwacht; ich sprang vollends über den Bach. Der Vogel ließ kein Auge von mir, als ich mich durch das Gestrüpp duckte und auf allen Vieren auf Schußweite herankroch. „Samiel hilf!" Gerade hinein in die beiden phosphoreszierenden Lichter gab ich Feuer. In vielfachem Echo dröhnte der Schuß in der Schlucht nach. Ein Rasseln in den Zweigen, ein klatschendes Aufschlagen, ein kurzes Flügelschlagen im Wasser und es war still. Mit der Sirenenpfeife rief ich Hademaso heran. Gewandt wie eine Katze kletterte er die Felsen hinab und holte den Uhu heraus, ein Prachtexemplar. Samiel hatte seine Schuldigkeit getan. Still lag die Wolfsschlucht wieder da, tiefes Dunkel breitete sich über die Bäume und die nackten Felsen; in der Ferne grollte der Donner, die ersten Regentropfen fielen. Ich riß mich los von dem geheimnisvollen Zauber der Tiefe und eilte zum Lager, wo mir ein in der Suppe gekochtes Frangolin, das ich am Morgen geschossen, herrlich mundete.

Am 19. und 20. April marschierten wir durch eine weite Hochebene, auf der wir sehr flott vorwärts kamen. Fruchtbares Ackerland wechselte mit Viehtriften, Akazienwäldern und Kossopflanzungen. Die Gegend war ziemlich bevölkert, das Vieh in gutem Zustande. Heuglin ist diese Straße gleichfalls gewandert und hat einen ähnlichen Eindruck von der Fruchtbarkeit des Landes.

Am 19. April lagerten wir am Laga Bara, am 20. April am Fuße des Hügels, auf welchem Debarek, einst die Hauptstadt von Wogara, liegt. Es ist noch jetzt ein ansehnliches Dorf mit einer Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung.

Der Ort hat in den Kämpfen der Ras untereinander und gegen den Negus Negesti Theodor eine große Rolle gespielt. Letzterer hat hier an 2000 Rebellen, welche er in der Schlacht gefangen genommen hatte, hinrichten lassen; die Gebeine der Erschlagenen hat Heuglin noch auf dem Marktplatze liegen gesehen.

Unsere beiden Marschtage waren sehr angenehm gewesen. Der drückenden Hitze, welche am Tanasee und in Gondar herrschte, waren wir hier in einer Höhe von 3000 m entflohen; am Tage wehten frische Winde, Nachts wurde es empfindlich kühl. Manche Plätze sind reich an landschaftlichen Schönheiten: die auf Hügeln gelegenen Kirchen inmitten alter Haine von Kossobäumen, die Schluchten, durch welche Gebirgsbäche strömen, wilde Felslabyrinthe, in denen Löwe und Leopard heimisch sein sollen.

An unseren Lagerplätzen hatte ich Gelegenheit, Bekassinen zu schießen, Armanjos entpuppte sich als Künstler in deren Zubereitung.

In Debarek faßten wir den endgültigen Entschluß, das Semiengebirge mit einer fliegenden Kolonne zu überschreiten. An diesem Marsche beteiligten sich sämtliche Europäer und unsere beiden Köche. Wir rüsteten uns nur mit den notwendigsten Dingen aus. Die große Karawane ging unter Führung des Pascha Aitschuli über den tiefer gelegenen Lamalmopaß. Vor dem Takazze wollten wir uns wieder vereinigen.

Am 21. April früh wurde das Lager in Debarek abgebrochen. Wir setzten zunächst die große Karawane in Marsch; sie lief glatt ab. Dann begannen wir den Anstieg in die Berge.

Ich nehme gleich vorweg, daß wir sechs Tage zum Überschreiten des Semiengebirges gebrauchten. Dank der Vorsorge Meneliks fanden wir die Straße in gutem Zustande, soweit dies überhaupt möglich. Es ist ein alter Kommunikationsweg, vielleicht von den Portugiesen angelegt, vielfach von Karawanen benutzt.

Die Tage im Semiengebirge gehören zu den eindrucksvollsten unserer ganzen Reise. Trotz der wahrhaftig nicht geringen Anstrengungen, trotz der oft recht gefährlichen Passagen, trotz der enormen Höhe von 4600 m über dem Meere und trotz der gewaltigen Temperaturunterschiede am Tage und in der Nacht ist allen Teilnehmern diese Gebirgstour vorzüglich bekommen, ja hat alle erfrischt.

Am 21. April drangen wir in die Vorberge ein. Es war ein ewiges

Auf- und Abklettern. Bald führte der Weg im Tal an reißenden Gebirgsbächen hin, bald hoch oben auf schmalem Grat in Höhen, in welchen die Akazie nur noch als kleiner verkrüppelter Strauch wächst. Die wundervollsten Gebirgsformationen entrollten sich vor unseren staunenden Blicken. Wir reiten auf einem schmalen Hang, zu unserer Rechten gähnt eine tiefe Schlucht. Die Luft ist klar und rein, der Himmel dehnt sich in wolkenloser Bläue, der Abgrund neben uns ist wie in einen Schleier gehüllt. Jenseits der Schlucht türmen sich die Berge auf, vor uns eine mächtige, lange Wand, baum- und strauchlos. Tiefe Geröllfurchen zeigen den Weg, welchen die Wassermassen in der Regenzeit nehmen. Rechts von uns bis in weite blaue Fernen blicken wir über eine Bergwelt, über ein Gewirr von runden Kuppen, flachen Plateaus, spitzen Felszacken. Die Spitzen tauchen in den Äther, die breite Sohle liegt wie verankert in den tiefen dunklen Schluchten. Es ist eine Mischung von grauen, blauen und violetten Farbentönen, vereinzelt unterbrochen von saftigem Grün und Gelb, das ganz regelmäßig, wie abgezirkelt, daliegt. Hier hat Menschenhand gearbeitet. Wir haben eine Amba, das ist eine kleine, von Abgründen umgebene Hochebene vor uns. Mit dem Fernglase unterscheiden wir Bäume und Sträucher, Äcker und Weideland, menschliche Ansiedlungen. Nur ein einziger schmaler Saumpfad führt auf die sonst unzugängliche Amba. Ein Mann kann den Zugang verteidigen. Es ist eine natürliche Festung, ein natürliches Gefängnis und als solches oft benutzt. Manch bezwungener Rebell hat auf solchen Amben sein Dasein gelebt und beschlossen, bewacht von den Soldaten des Negus.

Es ist ein eigen Gefühl, an den Hängen neben Abgründen zu reiten; ein Fehltritt des Maultiers und rettungslos stürzen Roß und Reiter den senkrechten Felsen hinab in die unabsehbare Tiefe. Aber die Tiere schreiten mit einer Sicherheit und einem Gleichmut dahin, daß auch der Reiter, noch ungewohnt dieser Wege, bald Sicherheit gewinnt.

Ich ritt in diesen Tagen häufig den mir von Ras Mueza geschenkten Bökkolo, ein braunes, starkes, nicht mehr ganz junges Tier. Das Tier

hatte die Gewohnheit, immer am äußersten Rande zu gehen, von Lenken war gar keine Rede. Trieb ich es mit Gewalt von dem unheimlichen Abgrunde fort, es kehrte doch wieder an die freie Seite zurück. Der Bökkolo hatte jedenfalls mehr Erfahrung als ich. Kam einmal eine recht gefährliche Stelle, wo ich glaubte, hier mußt du mit deinen höher organisierten Verstandeskräften den Ausschlag geben, stets zog ich den kürzeren. Mein Kueza-Bökkolo ließ sich nicht beirren, legte den Kopf auf die Seite, als wolle er mir sagen, ich bin doch klüger als du, machte dann einen langen Hals, so daß mir die Zügel durch die Finger glitten, und ging sicher gerade dahin, wohin ich nicht wollte. Es war aber immer gut, was er machte; er machte es sogar viel besser als jüngere und weniger erfahrene Tiere, die vor ihm herschritten.

Das Aufwärtsklimmen war mir übrigens im allgemeinen viel angenehmer als das Abwärtsklettern, wo die vier Hufe zuweilen dicht beieinander standen, weil nicht mehr Platz war. Ruckweise ging es dann weiter. Erst setzten die beiden Vorderhufe auf die nächst untere Felsenkante und dann folgte bedächtig die Hinterhand nach. Oft habe ich gedacht, wenn das Tier jetzt abrutscht, sind wir gewesen, aber es rutschte nicht. Ich habe mich auf seinem Rücken selbst an den ekligsten Stellen sicherer gefühlt als auf meinen zwei Beinen.

Von ragender Höhe, schon stundenlang vorher, sahen wir den Platz, auf dem wir heute lagern wollten, gerade zu Füßen der gewaltigen Felswand, von der ich vorhin sprach. Es ist ein schmales Tal, vielleicht 200 m breit, durchrieselt von einem Bächlein. Wenige verstreute Hütten liegen in diesem Einschnitt, dessen Boden fleißig bebaut wird. Der steinige, dürftige Acker ist höchst zweckmäßig und geschickt von einem Kanalsystem bewässert. Unser Lagerplatz in dichtem Ufergebüsch war reizend, das Wasser klar und kühl.

In Begleitung von Hademaso machte ich noch am Spätnachmittage einen Bummel dem Bach entlang. Wie kümmerlich doch alles war. Mit welch unsäglicher Mühe mußte dem harten Boden hier und dort ein Morgen Ackerland abgerungen werden. Wie elend waren die Hütten!

in denen eine von der Welt abgeschlossene Bevölkerung siedelte, Menschen von kräftigem, sehnigem Körperbau, an harte Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend gewöhnt, Arbeit, die nur gerade so viel einbringt, um das Leben zu fristen.

Es dämmerte schon, als ich an einem kleinen Hang auf einer alten Sykomore zwei riesige Nashornvögel bemerkte. Sie ließen mich ruhig auf Schußweite herankommen, sie hatten wohl in dem Menschen noch nie ihren Feind gesehen. Ich schoß einen der Riesenvögel von seinem Sitz herunter. Hademaso sprang hin, um ihn zu holen. Da richtete sich das gewaltige Tier wieder auf und stürzte sich auf meinen Diener. Er nahm schleunigst Reißaus. Der Vogel hob sich schwerfällig in die Lüfte und kreiste um den Hügel, um sich an dessen Westseite niederzutun. Wir ihm nach, doch konnten wir nicht auf den Hang hinauf, eine tiefe, bewachsene Schlucht gähnte dazwischen. Hademaso bewaffnete sich mit meiner Lanze und gelangte auf großem Umwege endlich dahin, wo der Vogel schwerkrank umherirrte. Kaum gewahrte er seinen Feind, als er sich mit letzter Kraft nochmals in die Lüfte erhob, gerade auf meinen Stand zu. Drohend kreiste er über mir und stürzte sich plötzlich herab. Sausend flog er dicht neben mir in ein Akaziendickicht hinein und blieb dort, wild um sich schlagend, hängen. Ein wohlgezielter Schuß brachte ihn zur Strecke. Wir zogen ihn mit Mühe aus den Dornen heraus. Hademaso ergriff ihn an seinem langen Schnabel und warf ihn sich über die Schulter, schwer tragend an der Last. Der Vogel war so groß, daß die Schwanzfedern auf dem Boden nachschleppten.

Es war unterdessen ganz dunkel geworden und der Rückweg zum Lager mehr als beschwerlich und gefährlich. Von Dornen zerrissen, beim Fallen über die Felsen zerschunden, so kamen wir bei den Zelten an, gerade als zum Essen geblasen wurde.

Am 22. April stiegen wir weiter in das herrliche Gebirge hinein. Die Straße, sicher ein alter Kommunikationsweg, war gut. Es ging dauernd bergan. Wir passierten einen reizenden, zwischen zwei Höhen

tief eingeschnittenen Gebirgsbach mit reicher Flora und Fauna. Nahe dabei auf einer Amba lag im Grün prächtiger Fluren ein kleines Dorf. Es blieb noch lange in unserem Gesichtskreise, als wir höher und höher die Berglehne heraufklommen. Von oben gesehen lag es da, wie aus einer Spielzeugschachtel herausgenommen.

Als wir die Höhe erreicht hatten, dehnte sich vor uns ein weites Plateau, Juschakat genannt, aus. Trotz der Mittagsstunde war es recht kühl. Wir wurden hier von einem Detjes-matsch empfangen. Er hatte sich mit großem Gefolge aufgebaut und geleitete uns in sein rundes Zelt. Wir mußten niedersitzen, Sekt und Tetsch trinken.

Nach einer Stunde ging es auf der sanft ansteigenden Höhe weiter. Wir befanden uns jetzt etwa 4000 m über dem Meeresspiegel. Die Region des Baum- und Strauchwuchses lag hinter uns. Auf dem steinigen Boden wuchs nur noch eine gelbblühende Krokosart. Weit, weit dehnte sich das leicht gewellte Plateau zu unserer Rechten aus. Wir näherten uns seinem linken Rande und kletterten an einer 800 bis 900 m tiefen Einsenkung dahin. Sie war nur schmal, ein Büchsenschuß hätte hinübergetragen. Jenseits ragen turmhohe Felswände, kulissenartig hintereinander geschoben, in treppenartigen Absätzen auf. Im Gegensatz zu den kahlen, dunklen Steinmassen weisen diese Absätze Gersten- und Maisfelder auf, bewohnte Oasen inmitten einer starren Hochgebirgsszenerie.

Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich im Weiterreiten unseren Blicken bot. Vor uns lag ein leicht geneigter Berghang, dicht bewachsen mit Rynchopetalum montanum. Es sah aus wie ein Spargelfeld mit Riesenspargeln von vielen Metern Höhe.

Wir schlugen unser Lager in Temirk, auf einer Bergnase auf, hart an der tief abfallenden Schlucht. Jenseits derselben lag eine ebensolche vorgeschobene glatte Nase, auf der eine Ansiedlung stand. Da drüben war Markt, man konnte das deutlich unterscheiden und zuweilen den Schall von Stimmen vernehmen.

Der Wind wehte scharf, es war empfindlich kühl, so daß man die

Lederjacke unter der Khakiuniform gut vertragen konnte. Aber schön war es hier oben, Körper und Seele erfrischend. In tiefen Atemzügen sog man die kräftige Luft ein, die Hitze und der Staub der letzten Wochen waren vergessen. Trotz der großen Höhe keine Spur von Kopfschmerzen, kein Schwindelgefühl, im Gegenteil, man fühlte sich so leicht und frei, wie neugeboren. Dabei wurde ein ganz gewaltiger Appetit entwickelt.

Am Nachmittage bummelte man zwischen den Riesenglockenblumen herum. Der Stamm erhebt sich aus dem mit Heidekraut bewachsenen Boden zur Höhe von 4—5 m. Er hat einen Durchmesser von etwa 20—30 cm, ist benarbt und hohl. An seinem oberen Ende steht ein büschelförmiger Kranz von grünen, lanzenförmigen Blättern. Aus ihnen steigt der Blütenschaft 2—3—4 m hoch auf. Die blauen Blumen öffnen sich nicht alle mit einem Male, sondern zunächst die unteren, dann folgt die nächste ringförmige Schicht und so weiter bis zur Spitze, so daß lange Zeit vergeht, bis der ganze, Tausende von Blumen tragende Stiel abgeblüht ist.

Wir machten uns das Vergnügen, einen solchen Riesen umzuwerfen. Unserer drei lehnten wir uns mit Wucht gegen den Stamm und brachten ihn in immer stärkere Schwankungen, bis er dicht über dem Erdboden abbrach. Er wurde ins Lager geschleppt und hier ausgestellt. Seine Höhe betrug 7 m.

Die Flora dieser Region ist reicher als die Fauna. An den Rändern der Gebirgsbäche wachsen Schlüsselblumen, Salbei und Hauswurz. Ihr saftiges Grün und ihre prächtigen Blüten bildeten einen hübschen Gegensatz zu den grauen, verwitterten Felsen. Von Tieren sahen wir nur Ratten und Affen.

Am Ostersonntag, bald nach Sonnenaufgang, marschierten wir weiter nach Nordosten. Alles war weiß bereift, scharf wehte die Luft über die Höhen. Ich ging zunächst eine Strecke zu Fuß, konnte aber bergauf mit den Maultieren nicht Schritt halten, der Atem wurde zu kurz in der großen Höhe. Unseren Maultiertreibern dagegen merkte

man nichts an, sie schritten flott wie immer vorwärts. Auch die Tiere litten nicht in der dünnen Luft.

Unser Ziel war der Bonahit mit seiner imposanten Höhe von über 4500 m. Zwei nackte, scharfe Grate streckt er in den Himmel. Zwischen ihnen hindurch geht der Weg. Die Wasserpfützen sind mit dünner Eisschicht bedeckt, es ist bitter kalt, aber wunderbar schön.

Wie eine gewaltige, strahlend blaue Kuppel spannt sich der Himmel aus, in ihn hinein ragen die dunklen, kalten Kegel des Bonahit, bis in die äußersten Spitzen klar und scharf, wie mit dem Messer aus dem blauen Luftmeer herausgeschnitten. Rotschnäblige Dohlen kreisen und jagen sich spielend an den Felswänden, sonst ist es totenstill in der gewaltigen Höhe, wo man dem Himmel näher ist als sonst.

In scharfem Winkel biegt der Weg um den nördlichen Felskegel, eine andere Gebirgswelt liegt da in wunderbarsten Farben. Rosenrot glänzen die weiten Gipfel, hell von der Sonne beschienen zeichnen sich die gen Mittag geneigten Hänge in satten, blauschwarzen Farben, wie von Riesenhänden herausgemeißelt, ab, in verschwommenem, blaugrünem Farbenton, mit weichen Linien, wie eingehüllt in die Schleier von Riesenjungfrauen, erscheinen die Berge gen Mitternacht. Tief unten in zackigen Schluchten weben unsichtbare Hände, kämpft es, kreist und will geboren werden aus Nacht zum Licht.

Als des Allmächtigen gewaltiges Wort „Es werde“ über das All dröhnte, ward aus dem Chaos auch diese Welt zu unseren Füßen, nur ein winzig kleiner Teil des ganzen Schöpfungswerkes, aber ein Zeuge der gewaltigen Schöpferhand, welcher aus diesen gigantischen Bergen zu uns spricht: „Der Mensch, das edelste Gottesgeschöpf, sein Ebenbild, soll herrschen über diese schöne Erde, der Pygmäe über den Riesen kraft der ihm eingehauchten Gottesseele.“

Keine Osterglocke tönt in dieser stolzen Einsamkeit schweigender Berge, über welche der Himmelsdom sein ewiges Gewölbe spannt. Doch da rollt es, stürzt und donnert. Eine Schuttlawine ist zu Tal gegangen. Vielleicht hat der leichte Fuß eines Vogels den winzigen

Stein ins Rollen gebracht, vielleicht der stetig fallende Wassertropfen ihn gelöst. Mit ihm, ihm nach sind die Massen ins Wanken, ins Gleiten, in rasenden Fall geraten. Schmetternd stürzt ein Titan zerschellend in den Abgrund. Donnern begleitet seinen Fall, weckt den Widerhall ferner und ferner und klingt ab und zu aus der Tiefe heraus wie das Zürnen gebändigter Riesen. Die Berge haben gesprochen, und wieder ist es totenstill. Der Schöpfer schritt durch seine Welt, zerstörend, um wieder aufzubauen, alles wandelnd in ewigem Wechsel. Warum? Warum? Unerforschlich sind seine Wege, doch sie führen zum Licht. Das ist der Glaube der Menschheit an ihn und sein Glaube an die Menschheit, Weltenauferstehungsglaube.

Der Abstieg vom Berge Bouahit war stellenweise außerordentlich schwierig. „Ulk" zögerte und mit Recht. Es waren Stufen zu überwinden, an denen das Tier, mit der Hinterhand sich aufstützend, vorne sich fast senkrecht herunterlassen mußte. Dabei war der Pfad so schmal, daß, während mein linkes Bein die Felswand streifte, das rechte frei über dem bodenlosen Abgrund hing. Man kann sich denken, daß die Last des Reiters das Maultier sehr leicht aus dem Gleichgewicht bringen konnte und daß dann der Sturz in die Tiefe die notwendige Folge sein mußte. Ich glitt nach hinten über den Sattelkranz vom Bökkolo herunter und nahm die gefährlichen Stellen zu Fuß. Ich bin weiter, etwa zwei Stunden lang, marschiert, es war keine Anstrengung, da es bergab ging. Der Ausblick auf das Gebirge blieb nach wie vor großartig. Immer neue Fernblicke öffneten sich den staunenden Augen.

Die Felsen wichen mehr und mehr zurück und machten einem von Gebirgsbächen durchrieselten Tal Platz. Hier und dort lagen kleine Ansiedlungen. Gerste und Weizen gedeiht in diesen Höhen auf kräftigem, schwarzem Boden. Neben Feigenbäumen und Euphorbien sah man wieder Sykomoren, Rosensträucher mit duftenden Blüten.

Zahlreiche Eselkarawanen begegneten uns hier, die Leute waren höflich und freundlich und machten uns stets bereitwilligst Platz.

Wir bezogen ein Lager in Borotschna inmitten von Rynchopetalum. Der Platz war wunderschön. In unserem Rücken gen Süden erhob sich die breite, steile Wand des Abba Jared, gen Westen sahen wir den nördlichen Kegel des Bouahit. Vor uns nach Nordwesten und Norden lag eine Gebirgswelt in phantastischen Formen. Wie feine Nadeln steigen die Felsspitzen in die Höhe, andere haben die Formen runder Kuppeln, anzuschauen wie gewaltige Dome, wieder andere bilden lange Linien von Zinnen wie auf einer Festungsmauer. Dazwischen liegen tiefe Schluchten in blaugrauem Dunst, Flußläufe winden sich gleich glitzernden Bändern durch das regellose Felsengewirr, eilend zum Takazzé. Es ist, als hätten Cyklopenhände da unten ihr Spiel getrieben und in tollem Übermut alles über- und durcheinander geworfen.

Einen schöneren Lagerplatz konnten wir uns wirklich nicht wünschen. Auch lag er gegen Wind geschützt; der Abend war aber noch empfindlich kalt. Doch saßen wir noch lange vor den Zelten, versunken in den Anblick des Gebirgspanoramas. Im Vollmondschein, unter leuchtendem Sternenhimmel, blieben die Bergmassen so klar, als könnte man sie mit Händen greifen. Stolz grüßte der Bouahit im dunklen Nachtgewande zu uns herüber.

Nun erst der neue Morgen. Wie die Sonne am Abend zuletzt von dem majestätischen Riesen Abschied nimmt, so bietet sie ihm in der Frühe ihren ersten Gruß. Ihre Strahlen küssen seinen Gipfel und reißen die Haube fort, welche ihm die Mutter Nacht aufgesetzt hatte. Die Schleier fallen. Zu den Füßen des Bouahit dampft es und wogt, als zerrten neckische Geister an dem Saume seines Nachtgewandes. Der Nebel hebt und senkt sich und zerreißt wie durch Zauberwort. Da liegt sie wieder vor uns, die Gebirgswelt, in leuchtend frischen, jungen Farben.

Wir überschritten am Ostermontag, 24. April, den über 4000 m hohen Silkipaß. Von Borotschna führt der Weg entlang dem langen Rücken des Abba Jared in langsamer Steigung auf ein Plateau, das

immer schmäler wird. Zuletzt befindet man sich auf einer Bergnase, die nach Norden, Osten und Süden steil abfällt. Wenn man hier angelangt ist, denkt man, weiter geht's nun nicht, hier kann niemand herunter. Nach Norden und Süden ist es auch ein menschenunmögliches Ding, aber nach Osten muß es gehen. Man sieht sich die Geschichte kopfschüttelnd an, aber wir sind ja nicht die ersten, die diesen Paß genommen haben. Reitend war der Abstieg nicht zu machen. Also herunter vom Maultier, eine Lanze als Bergstock in die Hand genommen und los! Mein Kucza-Bökkolo schien den Paß schon zu kennen, denn kaum hatte ich ihm die Zügel kurz geknotet und die Bügel am Sattel hochgezogen, so marschierte er ab. Ich tat das klügste, was ich unter diesen Umständen tun konnte, ich marschierte hinter ihm. Zuerst ging's über glatte Basaltplatten ganz bequem. Dann kamen aber scheußliche Stufen, auf welche man herunterspringen oder auf allen vieren herunterkriechen mußte. So ging's stundenlang weiter, nicht geradeaus, sondern in vielfachen Windungen. Mancher Mann, manches Tier verstieg sich und mußte wieder umkehren oder zurückgeholt werden. Unsere Maultiertreiber waren vorzüglich. Die Lasttiere marschierten, wie sie gewohnt waren, in ihren Zeltgemeinschaften, eins hinter dem anderen. Vor ihnen schritt ein Mann und gab den Weg an, hinter je zwei oder drei Tieren wieder ein Mann, um helfend einspringen zu können. Da wurde bald hier der Vorhand, bald dort der Hinterhand nachgeholfen, manches Tier über die schwierigsten Stellen sozusagen hinweggehoben. Die kleinen stahlharten Hufe klapperten sicher über die glatten Platten und über das sich unter dem Tritt lösende Geröll. Unsere Leute mit ihren nackten, harten Füßen habe ich beneidet. Unsereiner rutschte mit den glatten Stiefelsohlen aus und kam sich sehr unbeholfen vor.

Ohne nennenswerten Unfall gelangten wir in der Talsohle an, nur einer unserer Tributhammel hatte ein Bein gebrochen. Ich veranlaßte, daß der Treiber das auf drei Beinen weiterhinkende Tier auf die Schultern nahm.

Aus dem Gestein sprudelte ein frischer Quell, umrahmt von Hauswurz und blühenden Himmelsschlüsselchen. Mensch und Tier konnte seinen Durst löschen.

Noch einmal sah man zur Paßhöhe hinauf und wunderte sich, daß man dort heruntergekommen war, freute sich, daß man nicht wieder hinauf brauchte, auch nicht auf die entgegengesetzte Seite, die ebenso unnahbar schien.

An diesen Paßübergang schloß sich noch ein langer Marsch, teils durch grüne Niederung mit kräftigem Baumbestand und fruchtbarem Ackerland, teils an kahlen Berghängen hin. Hier war der Pfad neben senkrechten Abgründen zuweilen ungemütlich schmal. Das vor uns schreitende Maultier löste vom Rande Steine, die polternd in die Tiefe sausten. Man hatte das Gefühl, hier bröckelt noch mehr ab, wenn du hinüberreitest. Aber das störte die Bökkolos durchaus nicht, sie fanden für ihre kleinen Hufe immer noch einen sicheren Platz. „Ulk", der ledig hinter mir herkletterte — da der Schimmel nicht bei der Gebirgstour war, hatte er sich an meine Person zu attachieren die Gnade gehabt — trieb seine gewohnten Dummheiten, als wenn hier Abgründe zum Hineinpurzeln überhaupt nicht existierten. Wo es irgend anging, drängte er bei mir vorbei, nie ohne dem Kueza-Bökkolo durch Hintenausschlagen seine Freude über seine Freiheit zu bezeugen, graste gemütlich und klapperte wieder hinter mir her.

Der Marsch war lang, aber nicht ermüdend. Man hatte zu viel zu sehen, an jeder Wegbiegung ein neuer Ausblick über groteske Gebirgsformationen. Man kann sich nicht satt schauen an diesen seltsamen Zacken, Spitzen, Kegeln und Kuppen, an dem, was Natur aus dem Gestein in hundertfältigen Gestalten geschaffen hat, aus der einen harten, spröden Materie wechselvolle Bilder voll imposanter Kraft und lieblicher Anmut.

„Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,

Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe,
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin."

Spät am Nachmittage bezogen wir Lager in Mai Tschalo am Fuße des Abier, welcher mit zwei steilen Spitzen, getrennt durch einen unwegsamen, schmalen Einschnitt, gen Himmel ragt. Unsere Zelte standen auf einem engen Plateau, welches nach Nordwesten 100 m tief zu einer Terrasse abfiel. Sie war von Bächen durchflossen und angebaut. Daran schlossen sich weiter größere und kleinere Terrassen bis hinunter zur Talsohle. Wir befanden uns jetzt nur noch wenig über 3000 m über dem Meeresspiegel. Die Vegetation war erheblich reicher geworden. Am Tage hatten wir schon unter der Hitze zu leiden gehabt, die Nacht war angenehm kühl.

Am 25. April machten wir einen langen Marsch, der uns im Halbkreis um den unübersteigbaren Abier herumführte. Wir waren sechs Stunden im Sattel. Der Weg war im allgemeinen gut. Es gab nur sehr wenig zu klettern. Der Abier ragt einsam aus einem Plateau heraus, welches nur hin und wieder nackte Felsspitzen oder eine Amba aufweist. Dicht am Fuße einer solchen kamen wir vorbei. Mindestens 600 m hoch stieg sie mit senkrechten Wänden aus der Hochebene heraus. Von Osten her war sie auf steinigem, steilem Pfade zu erklimmen. Sie war mit Bäumen und Sträuchern bewachsen und zweifellos bewohnt.

Der an sich langweilige Weg wurde uns durch Ausblick auf die höchsten Berge von Semien verkürzt. In wunderbaren Farben mit plastischer Deutlichkeit lag die gewaltige Hochgebirgsszenerie noch einmal vor uns. Die Häupter und die Nordhänge waren mit frischem, weißleuchtendem Schnee bedeckt. Dunkelblau hoben sich dagegen die unteren Regionen ab, in tief violetten Tönen ruhten die Schluchten.

Wir passierten Kirchen, auf Hügeln unter uralten Bäumen gelegen, Ortschaften, eingezäunt von Dornhecken, angelehnt an Berghänge. Wir

kletterten durch ausgetrocknete Gebirgsbäche. Die Gegend machte im ganzen einen ärmlichen Eindruck. Rindvieh sah man nur wenig, dagegen viele Schafe und Ziegen.

In Schumanha schlugen wir unser Lager auf, wieder dicht am Abier, diesmal auf seiner Ostseite. In der Luftlinie gemessen, war dieser Platz von dem des vorhergehenden Tages etwa 5 km entfernt. Dazu hatten wir sechs Stunden gebraucht.

Unsere Zelte standen unter Akazienbäumen mit Aussicht nach den Bergen. Es war der letzte Abend und die letzte Nacht im Semiengebirge, eine Nacht von wunderbarer Schönheit. Die Sichel des abnehmenden Mondes stand über dem Gipfel des Abier, die Milchstraße zog ihr breites Band wie einen mit Brillanten besäten Schleier über das Himmelsgewölbe, die Sterne flimmerten in einer Pracht, wie wir sie nur in ganz kalten, klaren Winternächten zu sehen gewohnt sind. Aber sie schienen viel größer und leuchtender. Zuweilen flog eine Sternschnuppe durch den unendlichen Raum, versinkend am Horizont, eine Welt, die schon vor Jahrtausenden aufgehört hatte zu sein.

„Göttliche Nacht, wie lenkst du dein strahlend Gespann
Auf sternenbesäeter Bahn
So hehr dahin durch des ew'gen Olympos heiligen Äther.“ —

Am 26. April marschierten wir nach Mitschara. Anfangs hatten wir noch den wunderschönen Ausblick auf das Semiengebirge, dessen Ausläufern wir uns mehr und mehr näherten. Zuletzt ging's in Sonnenbrand und Staub durch eine trostlose Landschaft, durch steinige Äcker und ausgetrocknete Flußbetten, vorbei an dürftigen Ansiedlungen.

In Mitschara traf unsere Karawane, welche über den Lamalmopaß marschiert war, wieder mit uns zusammen. Menschen und Tiere sahen stark mitgenommen und halb verhungert aus. Man hatte schlechte Wege angetroffen, sehr unter der Hitze gelitten, war schlecht verpflegt und hatte zudem in ewiger Angst vor einem Räuberüberfall gelebt. Unsere Somali erzählten haarsträubende Geschichten, worin Räuber,

Löwen, Leoparden und Hyänen eine Hauptrolle spielten. Kaum die Hälfte durfte man ihnen glauben. Sie beklagten sich auch bitter, daß sie bei der Verteilung der Mahlzeiten sehr schlecht von den Abessiniern behandelt seien. Das läßt sich denken. Der Gegensatz zwischen unseren abessinischen Maultiertreibern und den Somali, welcher immer bestand, wird in unserer Abwesenheit schärfer hervorgetreten sein.

In bejammernswertem Zustande waren unsere Pferde, man konnte ihnen die einzelnen Rippen abzählen. Mein Schimmel hat sich bis zum Ende der Reise nicht wieder vollständig erholt und viel von seiner Leistungsfähigkeit eingebüßt. Rührend war die Freude des Wiedersehens zwischen dem Pferde und „Ulk". Sie begrüßten sich mit lautem Wiehern und rieben ihre Nüstern einer an dem Halse des anderen. Sie waren von da ab wieder unzertrennlich.

Im großen und ganzen waren wir sehr erfreut, daß die Karawane wieder vollzählig war und daß wir, wie berechnet, genau auf Tag und Stunde uns in Mitschara getroffen hatten. Der öde Platz lud durchaus nicht zu längerem Aufenthalte ein.

Am Abend veranstalteten unsere Leute noch eine gründliche Fantasia und am Morgen des 27. April stiegen wir zum Takazzé hinab, von 2000 m auf 900 m Höhe. Bei der herrschenden Hitze war es einer der anstrengendsten Märsche, die wir in all diesen Monaten gemacht haben. Von Reiten war bald keine Rede mehr. Zwischen zwei mit Dornakazien und Euphorbien besetzten Hügeln wand sich ein schmaler, steiniger Pfad in starken Stufen abwärts. Kein Lufthauch war in diesem engen Spalt zu spüren, es war siedend heiß wie in einem Hexenkessel und wurde immer heißer, je höher die Sonne stieg und je mehr wir uns dem Takazzé näherten. Ich ging zwei Stunden ohne Unterbrechung zu Fuß, meine Stiefelsohlen hingen in Fetzen, die Kleider waren von Dornen zerrissen. Aber ich habe es nicht bereut, diesen ganzen Abstieg zu Fuß gemacht zu haben, um mein Maultier zu schonen, denn es sollte noch besser oder vielmehr schlimmer kommen.

Unten am Takazzé, welcher in einer Breite von 50 m durch hohe

Felsen dahinfließt, machte ich im Schatten einiger Bäume kurze Rast. In meiner Satteltasche hatte ich noch eine halbe Tafel Schokolade und eine Büchse mit Milch. Beides zusammen am Ufer des Takazzé, in einer Wildnis bei 40° Hitze, verzehren zu können, diesen Genuß kann nur würdigen, wer sich in ähnlicher Situation befunden hat.

Ich nahm mir Zeit, damit meine Tiere verschnaufen konnten, und wanderte eine Strecke am Ufer entlang. Der Flußlauf ist hier so gewunden, daß man immer nur auf wenige Meter Aussicht hat. An den scharfen Biegungen schieben sich zu beiden Seiten die Felsen so heran, daß man meinen könnte, hier sei eine Sackgasse.

In dem klaren Wasser tummeln sich große und kleine Fische, auf ihm Enten und Fischreiher, über ihm gaukeln bunte Libellen, ein liebliches und friedliches Bild. Krokodile und Nilpferde, welche im Takazzé sehr zahlreich sein sollen, sah ich hier nicht; für sie ist das Wasser hier nahe an der Furt zu seicht.

Nachdem die Maultiere ihren Durst gelöscht hatten und die Sattelung noch einmal nachgesehen war, bestieg ich „Ulk“ und ritt durch die Furt. Jenseits begann sofort der Anstieg. Ich hatte schon lange beobachtet, wie mühselig sich derselbe bei der voraufschreitenden Karawane vollzog. Aber als ich selbst in dem Felsengewirr, über das dicke Baumwurzeln hinwegliefen, steckte, wurde ich erst inne, mit welchen Schwierigkeiten diese Kletterpartie verbunden war. Hier stürzte ein Tier in die Kniee, dort rutschte ein anderes mit der Hinterhand ab und war nahe daran, sich mit seiner Last zu überschlagen und den Abhang hinunterzukollern. Gerade vor mir passierte das dem Maultier, welches unseren großen Wasserkessel trug. Hätten nicht unsere Leute zugegriffen und den Bökkolo gestützt, er wäre unfehlbar auf mich gefallen und hätte mich mit in die Tiefe gerissen und mit uns noch eine Reihe anderer, die uns folgten. Solche Szenen wiederholten sich. An Ausweichen war in dem engen Pfade nicht zu denken. „Ulk“ war sehr brav. Zuweilen ging ihm der Atem aus und ich fühlte, wie die vier Beine unter mir zitterten. Dann blieb der treue Kerl stehen und

ruhte sich aus. Hinter ihm kletterte der Schimmel, schweißbedeckt, das Wasser lief ihm am Bauch herunter, aber er schaffte es doch, nur die Hufe hatte er sich an diesem Tage total abgelaufen.

Eine Stunde und vierzig Minuten dauerte dieser gefahrvolle Aufstieg. Zuweilen mußte ich absitzen, denn es war sonst tatsächlich nicht weiter zu kommen. „Absitzen" ist nicht das richtige Wort. Es kam beispielsweise vor, daß ich an enger Wegstelle meine Füße rechts und links auf Felsen stellte, einen Baumast über mir ergriff und mich aus dem Sattel hob. „Ulk" kroch unter mir durch.

Es war wirklich ein Wunder, daß bei dieser gefährlichen Kletterei kein ernstlicher Unglücksfall passierte. Nur ein kleiner grauer Esel, der eine Geldkiste mit Maria Theresia-Talern trug, hatte sich überschlagen und, in die Tiefe stürzend, ein Bein gebrochen. Wachtmeister Moldenhauer mußte ihn erschießen.

Wir erreichten ein kleines Plateau, wo sich die Tiere ausruhen konnten. Dann ging es wieder bergan, entlang einer tiefen Schlucht, unter blühenden Gardenienbäumen, vorbei an einem elenden Dorf, wo unsere Leute den Einwohnern mit Gewalt die Tetschkrüge abnahmen und leerten. Ich mußte eingreifen, um weiteren Diebstahl zu verhindern.

Der Marsch wollte gar kein Ende nehmen. Es wurde uns klar, daß wir einen ganz falschen Weg eingeschlagen hatten. Schon den Takazzé hätten wir weiter nördlich an einer bequemeren Stelle, die auch Henglin seinerzeit gewählt hatte, überschreiten müssen. Das war nun nicht mehr zu ändern. Wir mußten weiter und einen Lagerplatz mit Weide und Wasser suchen. Beides fanden wir endlich in einem engen Talkessel. Die Sonne stand schon tief am Himmel, als wir hier unsere Zelte aufschlugen. Für die Tiere war genügend Wasser vorhanden, bei ihrer Anspruchslosigkeit auch genügend Weide im dürren Durragrase.

Der Platz wurde uns Mai Tukule benannt. Er lag abseits unserer Marschrichtung in einem gottverlassenen Winkel.

Nach dem Essen berieten wir, wie wir am besten wieder heraus und auf die Straße nach Axum kämen. Um die Karawane nicht unnötig zu ermüden, wurde beschlossen, sie solle am anderen Morgen vorerst liegen bleiben, während der Minister Doktor Rosen und ich einen Erkundungsritt machen wollten.

Vor Sonnenaufgang brachen wir „gut gefrühstückt" in Begleitung eines Garde du Corps, unserer Diener und eines Packtieres mit einer Futterkiste auf. Eine Stunde lang ging's auf steinigem, engem Pfade durch Gestrüpp bergauf, bergab. Dann passierten wir ein ausgetrocknetes Flußbett und erstiegen einen Bergrücken, auf welchem wir flott vorwärts reiten konnten. Fünfzehn Minuten talwärts und vor uns lag ein langgestrecktes Dorf inmitten gut angebauter Äcker. Der Wasserlauf dabei war aber fast versiegt, so daß wir hier nicht bleiben konnten.

Wir schickten unseren abessinischen Dolmetscher zum Schum und ließen ihm sagen, er möge Nahrungsmittel und Futter für unsere Tiere bereithalten, um sie uns am Nachmittag auf den nächsten Lagerplatz senden zu können. Einen Einwohner nahmen wir als Führer mit. Noch einmal war ein schwieriger, kahler Felsrücken mit glattem Gestein zu überwinden. Dann befanden wir uns auf weiter, welliger Hochebene und bald an einem klaren Wasserlauf.

Es war elf Uhr, als ich den Garde du Corps mit der schriftlich aufgesetzten Marschroute zurücksenden konnte. Um ein Uhr konnte er nach unserer Berechnung am Lagerplatz der Karawane sein, um zwei Uhr konnte diese aufbrechen und danach frühestens zwischen fünf und sechs Uhr bei uns sein.

Wir machten es uns unterdessen auf unserem Platz, Gumeimba genannt, gemütlich. Es war ein idyllisches Fleckchen am rieselnden Bach unter Palmen und Ebenholzbäumen, belebt von blauen, roten, grünen, ganz bunten, zwitschernden Vögeln. Hart am Wasser lagerten wir im Schatten der Bäume, möglichst leicht bekleidet, denn die Sonne brannte tüchtig.

Ich suchte und fand einen reizenden Badeplatz an einer Stelle, wo der Bach ein kleines Becken mit weichem Kiesgrunde bildete. Einer nach dem anderen erfrischten wir uns in dem herrlich kalten Wasser. Dann wurde gegessen. Die von Graf Eulenburg für uns gefüllte Futterkiste förderte Schätze zu Tage: gekochte Zunge, kalte Bouletten, Roastbeef, Sardinen in Öl und eine Konserve mit Beefsteak, welches auf festem Spiritus heiß gemacht wurde. Nach dem Essen wurde ein schon fertiger Kaffee aufgewärmt und mit Behagen zu einer Havanna genossen. Mit Lesen und Schreiben vertrieben wir uns die Zeit.

Gegen halb sechs Uhr kamen die ersten Tiere der Karawane mit den Zelten und der Küche in Sicht. Schnell war das Lager errichtet. Dunkel war es, als die Herren eintrafen, sie konnten sich sofort an den gedeckten Tisch setzen. Nacht wurde es, bis Moldenhauer mit dem letzten Rest ankam, alles müde und hungrig, aber wohlauf und guter Dinge.

Um fünf Uhr früh ging es am 29. April weiter. Es war ein langweiliger, heißer und staubiger Marsch durch ein mit Schirmakazien bestandenes Gelände. In Mariena auf einer Wiese, auf welcher zahlreiche Viehherden weideten, bezogen wir Lager. Für unsere hungrigen Tiere war es ein prächtiger Platz. Am Abend tobte ein Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen. Es kühlte sich trefflich ab.

Am 30. April erreichten wir nach dreistündigem Marsch auf bequemem Wege Axum und lagerten westlich der Stadt auf einer Wiese.

Axum, uralte Hauptstadt der Äthiopier und Haneriten, wer vermag das Jahr ihrer Gründung anzugeben? Bis in die früheste Zeit der Menschheitsgeschichte reicht ihr Name. Sage und Historie haben sich dieser Stätte bemächtigt und im Laufe der Jahrtausende erzählen Schrift und mündliche Überlieferung von dem, was einst hier war und nun nicht mehr ist.

Von hier aus verbreitete sich die Kunde von dem Goldland Habesch über die damals bekannte Welt. Hier stand der Thron der Königin

von Saba. Von hier aus machte die Herrscherin ihre Huldigungsfahrt zum König Salomo und überbrachte Geschenke von nie gesehener Pracht und Herrlichkeit. Beider Sohn und seine Nachkommen herrschten hier im Glanz einer Epoche, die wie das goldene Zeitalter war. Das an Metallen, Edelsteinen, Bodenerzeugnissen schier unerschöpfliche Land zeitigte eine Kultur, die vielleicht an Üppigkeit und Raffinement das Rom der Kaiserzeit weit in den Schatten stellte.

Die Sage geht, daß Menelik I., ein Sproß der Königin von Saba, mit sechzig erstgeborenen Jünglingen die Bundeslade des alten Tempels von Jerusalem hierher nach Axum holte und im Allerheiligsten der Kirche aufstellte. Dieser Taboth soll nach Aufzeichnungen in alten abessinischen Büchern jene Tafel sein, welche Moses auf des Sinai Höhen von Gott erhielt und auf der die zehn Gebote eingemeißelt sind. Christus soll, befragt um seine Meinung über die Gebote, mit Goldlettern darauf geschrieben haben: „Nehmt alles an, was hier geschrieben steht.“

Pater Timotheus, welcher im Jahre 1867 Abessinien bereiste, hat dieses Allerheiligste gesehen. „Die Tafel ruhte in einem Kasten, welcher aus Indien stammte. Der Stein war von rötlichem Marmor, wie man ihn gewöhnlich in Ägypten findet; er war viereckig, 0,24 m lang, 0,22 m breit und nur 0,03 m dick. Am Rande waren Blumenverzierungen eingraviert; in der Mitte sah man eine zweite Quadratlinie in Gestalt einer dünnen Kette, und zwischen diesen zwei Quadraten waren die zehn Gebote aufgezeichnet und zwar fünf auf der einen, fünf auf der anderen Seite. Die Schrift war schräge wie bei den Türken. Auf dem unteren Teile der Tafel standen drei Buchstaben, deren Bedeutung uns niemand erklären konnte. Der Stein schien nicht allzu alt zu sein und höchstens aus dem 13. oder 14. Jahrhundert zu stammen.“

Sage und Geschichte reichen sich die Hand. Wir stehen auf uraltem Kulturboden, es streift uns der Fittich vergessener Vergangenheit, wir spüren die Jahrtausende, welche über dieses Land dahingeschritten sind und ihm noch heute unvergängliche Spuren aufgedrückt haben.

Axum redet zu uns aus Stein, den Menschenhand gemeißelt und aufgerichtet hat.

Wie lange werden diese Zeugen stolzer Vergangenheit noch stehen? Alles verfällt unaufhaltbar. Vor fünfundvierzig Jahren sah Heuglin noch Schöneres als wir heute. Er konnte von der alten Königsstadt erzählen: „Das Bild ist überraschend schön, ein wahrer Wald von Juniperusbäumen, Kordien und ganz kolossalen Feigenbäumen, dazwischen Mauern, Obelisken, Zinnen, Kirchen, Strohdächer, Gärten mit Reben, Arundo und Bananen, eingerahmt von dem dunklen Hintergrund von Basalthügeln. Doch ist Axums alte Pracht längst dahin, seine Königsburg zerfallen, Dutzende der Obelisken, Säulen und Stelen liegen zu Boden und unter Trümmern begraben, die Krönungskirche der Nachkommen Salomos und der Königin von Saba, auf deren goldenem Perron die schöne Judith ihren zarten Fuß eingetreten, ist in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch den Adailfürsten Mohammed Granjeh dem Erdboden gleichgemacht worden."

Ich gestatte mir an dieser Stelle eine Abschweifung auf das Gebiet abessinischer Geschichte, anknüpfend an den Namen Mohammed Granjeh.

Bei Timotheus heißt dieser Fürst König Grayn und gehörte dem Gallavolke an. Er soll stärker und größer als der Riese Goliath gewesen sein. Nachdem er sich das ganze christliche Abessinien mit Feuer und Schwert unterworfen hatte, soll er ein Schreckensregiment eingeführt haben, ja man sagt, er sei Menschenfresser gewesen. Gegen ihn rief das gequälte abessinische Volk einige Weiße ins Land, nach einer Überlieferung Griechen. Diese überwanden das Heer Grayns durch die Überlegenheit ihrer Feuergewehre. Grayn selbst soll dabei, als er in ohnmächtiger Wut mit seinem Schwert in einen Olivenbaum hieb, gefallen sein.

Nach abessinischer, am meisten glaubhafter Überlieferung war dieser König Grayn oder Mohammed Granjeh ein Mischling, halb Somali, halb Galla und hieß Granier, das ist Linkhand. Um sich von seiner Schreckensherrschaft zu befreien, rüsteten die Abessinier eine Gesandt-

schaft aus, welche Beistand von den damals allmächtigen Portugiesen erbitten sollte. Diese Gesandtschaft traf im Roten Meer mit dem Bruder Vasco de Gamas, welcher aus Ostindien in die Heimat segeln wollte, zusammen. Auf die Bitten der Abessinier landete er mit vierhundert Mann in Massaua, vertrieb den König Granier und richtete das alte Königtum mit dem Sitze in Gondar wieder auf. So sollen die Portugiesen ins Land gekommen sein.

Um das Eroberte zu sichern und ihren Einfluß zu festigen, haben sie Straßen und Brücken gebaut und die mächtigen Befestigungen und Paläste in Gondar, am Tanasee und am Blauen Nil errichtet. Dann brachen Religionsstreitigkeiten aus; die Portugiesen verlangten, der König und das abessinische Volk solle sich dem Papst in Rom unterordnen. Zähe, wie der Orientale an seiner Religion festhält, widersetzte sich diesem Ansinnen ein Teil des Volkes und vornehmlich die Priesterkaste, während der König für die Portugiesen war. Der Streit wogte hin und her, bald hatten die Römlinge die Oberhand, bald die einheimischen Priester. In diese Zeit fällt die Flucht letzterer auf eine Insel im Tanasee, wo ein Kloster gegründet wurde. In dasselbe wurden die alten, heiligen abessinischen Bücher gerettet. Sie sollen hier selbst dem Kaiser Theodor und dem Spürsinn der Engländer entgangen sein und sich noch dort befinden. Der Kampf zwischen Abessiniern und Portugiesen endete schließlich damit, daß letztere aus dem Lande hinausgejagt wurden.

Ich kehre zu Axum zurück. Die Schönheit seiner Umgebung ist dahin, die Höhen ringsum sind baumlos und kahl. In der Stadt selbst sucht das Auge vergebens nach den alten Gärten und Junipernshainen, nach Feigenbäumen und Rebenplantagen. Die alte Königsstadt mit ihren jammervollen Hütten macht einen trostlosen Eindruck, ihre Obelisken stürzen einer nach dem anderen. Es geht reißend schnell abwärts mit allem, was dieser Stätte Wert und Reiz verleiht.

Am Nachmittage unserer Ankunft wurden wir von den Großen in feierlichem Zuge in die Stadt geleitet und von einer großen Menge

von Frauen und Kindern mit Geschrei empfangen. Diese Begrüßungsschreie sind eine Art Triller, die in hohen Tönen ausgestoßen und lang gezogen werden, um leise zu verhallen. Am ehesten kann man sie dem Trillern unzähliger Lerchen vergleichen. Es hört sich übrigens gar nicht übel an.

Axum liegt zwischen kahlen Hügeln eingeschmiegt und zeigt denselben unregelmäßigen Bau, den wir schon von anderen größeren abessinischen Niederlassungen kennen. Meist bestehen die Gebäude aus einfachen, runden, strohgedeckten Tokuls, dazwischen sieht man einzelne aus Feldsteinen aufgeführte Häuser mit zwei Stockwerken; eine steinerne Treppe führt von außen in die obere Etage. Die Fenster sind Luken, welche durch hölzerne Läden geschlossen werden können.

Altes und Neues ist bunt durcheinander gewürfelt; das Neue hat sich auf den Trümmern des Alten aufgebaut. Hier ist noch ein Stück fester Mauer erhalten, dort ein behauener Steinblock, ein Ornament, welches als Schmuck eines Brunnens gedient haben mag; hier liegen Blöcke übereinander, auf denen sich Säulen erhoben haben, dort Basaltplatten mit längst verwitterten Inschriften und Bildern. Was der Epigone für seine Zwecke brauchen konnte, hat er verwandt beim Bau seines Hauses, bei der Einzäunung seines Gehöftes oder als Pflastermaterial.

Unser erster Besuch galt der Kirche, welche durch eine steinerne Mauer von der Außenwelt abgeschlossen ist. Das Eingangstor ist ein alter zweigeschossiger Bau, dessen unteres Stockwerk mit altem Gerümpel vollgestopft ist, während im oberen ein Wächter wohnt. Man gelangt auf einen weiten Hof, welcher mit Platten gepflastert ist. Hier waren Teppiche gelegt. Vom Hofe führt eine breite Freitreppe zur Kirche. Auf einem Treppenabsatz waren Sofas und Stühle für uns aufgestellt. Wir mußten Platz nehmen, während die Priester und zahlreiches Volk sich dicht um uns drängten. Die Prachtgewänder der Priester waren sehr prunkvoll, reich mit Gold verziert, aber alt, schmutzig und schlecht in Stand gehalten. Über die Oberpriester wurden

bunte Sonnenschirme mit silberner Stickerei und silbernen Fransen gehalten. Zwei Priester trugen schwere goldene Kronen. Die eine, einst dem Negus Johannes gehörig, stellt ein viereckiges Barett aus Goldfiligranarbeit, besetzt mit unzähligen bunten Steinen, dar. Sie war verbogen, unsauber und defekt. Die zweite Krone, welche der jetzige Kaiser Menelik nach seiner Krönung der Kirche überwiesen hatte, hat die Gestalt einer Mitra, ist sehr kostbar in seiner Goldfiligranarbeit ausgeführt und mit sehr wertvollen Steinen besetzt. Auf ihrer Vorderseite trägt sie ein aus Gold getriebenes Bildnis des Ritters Georg mit dem Drachen.

Die Priester und die Klosterzöglinge hatten auf dem weiten Hofe vor uns Aufstellung genommen. In der Mitte auf den Teppichen traten sich die Priester paarweise gegenüber, der Sängerchor stand zur Seite. Auf vier großen, mit Silber sehr hübsch verzierten Pauken wurde getrommelt. Der Kirchengesang und Tanz der Priester begann. Es war ein sehr eigenartiges und hübsches Bild. Die sich paarweise gegenüberstehenden Priester sangen, schüttelten im Takt ihre Klappern, verbeugten sich würdevoll, machten einige tanzende Schritte vorwärts, ebensoviele zurück, und verbeugten sich wieder. Der gut eingeübte Chor sang Psalmen, dazwischen dröhnte der feierlich dumpfe Ton der Pauken. Die Geschichte dauerte sehr lange und wirkte zuletzt ermüdend, umsomehr, als wir in fürchterlicher Enge eingekeilt saßen. Da die Tropensonne es wirklich ehrlich meinte, so wurde der Aufenthalt auf dieser Terrasse zuletzt zur Qual und wir waren froh, endlich erlöst zu sein.

Wir besichtigten nun die auf dem Hofe stehenden Steine und Säulen, darunter zwei große Opfersteine mit Blutrinnen. Beide dienen jetzt als Krönungsstühle, der größere für den Kaiser, der kleinere für den Abuna. In grauer Vorzeit werden sie wohl das Blut von Menschen- oder Tieropfern getrunken haben.

Ein dritter Stein hat die Form eines Taufbeckens und wird als solches für den Thronfolger benützt. Eine Anzahl viereckiger Säulen

stehen und liegen neben den Steinen. Heuglin ist der Ansicht, daß sie einst zu je vier die Opfersteine umgeben und vielleicht ein Dach getragen haben.

Die Kirche, aus Stein ohne Mörtelverbindung im 16. Jahrhundert neu aufgebaut, hat die Gestalt eines Rechtecks und weist griechischen Stil auf. Vier Säulen in der Mitte flankieren die drei Eingangstüren. Das glatte Dach ist von Zinnen umgeben, in seiner Mitte befindet sich eine Art Glockenturm, bekrönt von dem Kreuz. Die Wände im Inneren sind mit bunten Bildern bemalt, die Mutter Maria und den heiligen Georg darstellend. Daneben hängen Bilderbogen mit Szenen aus der Bibel. Sie stammen aus Fabriken in Rußland, Frankreich und Italien und wirken ähnlich wie Aushängeschilder.

An der Decke hängt ein großer Kristallkronleuchter, verstaubt und verwahrlost, ein Geschenk Meneliks.

Das Allerheiligste mit der schon erwähnten Bundeslade bekamen wir nicht zu Gesicht.

Wir ritten zu dem Obeliskenfeld, eine der größten Sehenswürdigkeiten von Axum. Es liegt etwa in der Mitte der Stadt auf einem freien Platze. Heuglin war bei seinem Besuche ganz entzückt von den schattigen Bäumen und spricht von einer Sykomore, deren Stamm nahezu fünfzig Fuß im Umfange hatte. Hiervon ist nichts mehr vorhanden.

„Die Zahl der Obelisken und Stelen dieser Stätte mag sich auf fünfzig bis sechzig belaufen haben, viele liegen in den benachbarten Gehöften, einige haben sich im Sturz an große Bäume angelegt.

Sie sind ausschließlich Monolithen, bestehend aus schönem Trachyt der nächsten Umgebung, wo die Steinbrüche noch zu sehen sind, und scheinen aus zwei oder drei verschiedenen Perioden zu stammen. Wir finden lange, fast ganz rohe Steinmassen, oft nicht einmal viereckig und ohne regelmäßige Spitze; andere haben mehr Stelenform, wieder andere gleichen den ägyptischen Spitzsäulen, die vollendetsten und

größten befinden sich am Südwestende des Emplacements bei der großen Sykomore; diese scheinen einen hohen Turm vorzustellen, dessen Fassade nach Süden gerichtet ist. Ihre Länge beträgt siebzig bis achtzig Fuß, der Querschnitt ist oblong, die Ornamentik stellt eine in Relief gearbeitete Türe mit Schloß, darüber acht bis zehn Stockwerke von Fenstern vor, überragt von einem kleinen Giebeldach mit bogenförmigen Seitenflächen. Auf der vorderen Seite des Feldes der Spitze sind vier bis sechs Löcher in Form eines Kreuzes eingehauen, die wohl zur Befestigung eines metallenen Kruzifixes gedient haben, das aber möglicherweise erst in späterer Zeit eingefügt worden ist. Den Monolith umgibt auf drei Seiten eine massive Platte, die auf der Fassade einen breiten Sockel bildet, zu dem noch eine Stufe führt; unter der Blindtüre ist noch ein kleiner Tritt und auf letzterem und dem Sockel selbst mehrere ganz regelmäßige schalenähnliche Vertiefungen" (Heuglin).

Ich bin der Ansicht, daß diese Obelisken aus vorchristlicher Zeit stammen. Die Anordnung der fünf Löcher in der Spitze des großen Obelisken ist nicht derart, daß man annehmen könnte, in ihnen sei ein Kreuz verankert gewesen. Ich möchte eher glauben, daß hier eine Sonne befestigt war und daß dieser Obelisk mit seinem Tor und seinen vielen Stockwerken den Sitz der Gottheit, welche über allem Irdischen wohnt, versinnbildlichen sollte. Die Vertiefungen im Sockel waren Opferschalen, bestimmt für Dank- und Trankopfer in Gestalt von Korn, Wein und dergleichen. Die kleineren, um den Riesen herumstehenden Obelisken und Stelen haben vielleicht je einen Stern getragen.

Zuletzt führte man uns an einen außerhalb der Stadt gelegenen Hügel, in welchem sich der Eingang zu einem steinernen Gewölbe befand. Die Einwohner erzählten, von hier aus hätte früher ein ausgemauerter Gang in der Richtung nach Massaua geführt. Wir krochen in das Gewölbe hinein und fanden drei Nischen, welche durch große Quadersteine verschlossen waren. Mir will scheinen, daß wir es hier mit Grabgewölben zu tun haben. Wahrscheinlich ist dies dieselbe

Stelle, welche man Heuglin als „Königsgräber" bezeichnet hatte. Damit war dieses Tages Last und Mühe überstanden. Ein Gewitter mit tropischem Regenguß am Nachmittag brachte angenehme Abkühlung.

Am anderen Morgen machte ich mit Konsul Schüler in Begleitung eines ortskundigen Führers einen Ausflug in den unbewohnten, ganz in Trümmern liegenden Teil des alten Axum. Anfangs führte unser Weg durch deutlich erkennbare Straßen mit steinernen Mauern und einzelnen, dahinter gelegenen Häusern, auf und mit den Steinen einstiger Paläste erbaut. An einer Stelle lagen mächtige, schön behauene Platten und Pfeiler, unverkennbar einmal Grund- und Ecksteine eines großen Gebäudes. Dann ging es weg- und steglos in ein riesiges, wohl 3 km langes und 1 km breites Trümmerfeld hinein, welches sich am südwestlichen Rande eines langgestreckten Höhenzuges ausdehnt. Diesen letzteren scheint Heuglin noch bewaldet gesehen zu haben, jetzt ist er kahl und öde.

In dem chaotischen Trümmerfeld begegnet man auf Schritt und Tritt den Spuren einer vergessenen Kultur, einer Stadt, welche durch mächtige steinerne Bauwerke imponierend gewirkt haben muß. Heute sonnen sich auf den sorgfältig behauenen Platten, auf den Säulen und Pfeilern Murmeltiere, Dornakazien bilden undurchdringliche Dickichte, Lianen ranken sich um das tote und doch so beredte Gestein.

In die sorgfältig geglättete Fläche eines aufrecht stehenden Riesenblocks ist in Überlebensgröße eine Löwin eingemeißelt. Sie schreitet leise daher, lauernd, wie das auf Beute gehende Tier im Dschungel. Trotz Sturm und Wetter von Jahrtausenden ist die Arbeit wohlerhalten: die Augen, die Ohren, die aus dem halbgeöffneten Rachen ein wenig hervorragende Zunge, das mächtige Gebiß, die Tatzen mit den einzelnen Krallen, die herabhängende, leicht gebogene Rute. Es ist ein Bild von wunderschöner Einfachheit und Naturwahrheit: der Körper schlank, geschmeidig, muskulös, die Brust breit, der Nacken kräftig, der Kopf mit den gespannten Ohren und den scharfen Augen

vorgeschoben, die eine Vordertatze leicht gehoben. Die Löwin will diese Tatze niedersetzen, ganz leise, geräuschlos, sie tastet förmlich, als fürchte sie, auf einen trockenen Ast, einen losen Stein zu treten. Niemals vorher wurde mir die Katzennatur dieser Königin der Wälder so eindringlich im Bilde vor die Augen geführt.

In welcher Umgebung hat einst dies Kunstwerk gestanden? Wer hat sich dran erfreut? War es vielleicht mit Gold ausgelegt? Bildete dieser mächtige Block den Abschluß eines Vestibüls in einem großen Steinpalast? Oder erhob sich dies Bildnis in einem jener Zaubergärten, wie sie nur die tropische Sonne hervorbringt? Ich denke mir diese Löwin in einem Rahmen von Felsgruppen, Urwald, Schilf und Lagunen.

Schön, wunderbar schön muß es hier einst gewesen sein. Noch andere Zeugen reden davon: ein tiefes, jetzt trockenes Flußbett, zweifellos künstlich hergestellt. Hier fiel das Wasser in Kaskaden herab, dort spannte sich eine Brücke von einem Ufer zum anderen.

Von dem am tiefsten gelegenen Stadtteile führte früher eine breite, mit Basaltplatten belegte Straße nach Norden weit ins Land hinein. Noch jetzt ist sie deutlich an den zu beiden Seiten errichteten Grenzsteinen erkennbar, vielleicht eine Heer- und Handelsstraße nach dem Sudan.

Etwas abseits von ihr steht „der Stein des Buches". Auf seiner glatten, schräg geneigten Fläche, die die Gestalt eines aufgeschlagenen Buches hat, stand eine Inschrift; ich konnte noch den Buchstaben P entziffern. Wir ritten auf dieser Straße nach Süden, um wieder zu dem bewohnten Teil von Axum zu gelangen. Dabei gelangten wir an eine ausgetrocknete, vielleicht 30 m breite und 10 m tiefe Rinne, welche die Straße rechtwinklig kreuzte. Sie führte von den Bergen in das Trümmerfeld hinab, zweifellos ein Wasserlauf und zwar ein künstlicher, wie man den behauenen Felswänden ansah. Da, wo sich Straße und diese Rinne kreuzen, sind diesseits und jenseits in den oberen Felsrand Stufen gehauen, sicher Lager für die Bögen einer

steinernen Brücke, welche sich „leicht wie der Iris Sprung durch die Luft“ über das brausende Wasser wölbte.

Phantasie findet auf den Trümmern des alten Axum weiten Spielraum. Heute, da ich dies schreibe, nimmt eine deutsche Kommission mit Genehmigung des Kaisers Menelik Ausgrabungen auf diesem noch unberührten Boden vor. Man darf hoffen und muß wünschen, daß diese Arbeiten Aufklärung über eine bis dahin dunkle, aber sicher glänzende Zeitepoche innerafrikanischer Geschichte bringen werden.

Auf dem Heimwege machte ich einen Besuch in einem Hause, welches mir durch seine Dachverzierung auffiel. Diese bestand aus einer leeren Konservenbüchse, in welcher der Stiel eines Kaktus stak. Darauf war ein aus Achat rohgearbeitetes Kreuz gesetzt. Man hatte mir gesagt, hier wohne ein Achatschleifer.

Achat ist in und um Axum in kolossaler Menge vorhanden; man kann nicht zehn Schritte gehen, ohne auf diesen Stein zu stoßen. Ich hoffte sicher, hier etwas von Achatarbeit zu finden und begehrte Einlaß. Ich klopfte an das Tor, welches in der das Gehöft umgebenden Steinmauer eingelassen war. Es dauerte geraume Zeit, bis über der Tür ein weiblicher Kopf erschien. Nachdem wir beaugenscheinigt waren, wurde der Riegel zurückgeschoben. Wir betraten einen weiten, schmutzigen Hof, rechts ein Gebäude, der Viehstall, links ein Gebäude, Küche und Vorratskammer, vor uns das Wohnhaus. Sein Inneres war sehr sauber gehalten, die Wände weiß getüncht, mit Nischen und Bortbrettern versehen, auf denen allerlei Gerätschaften standen. Der große Raum war durch Zwischenwände in kleinere Abteilungen geteilt, die der Familie als Schlafkammern dienten. Die Mitte war gemeinschaftlicher Wohn- und Eßraum.

Die Familie war sehr zahlreich, auch viel Besuch schien anwesend zu sein, war doch gerade abessinisches Osterfest. Ich erkundigte mich nach Achatarbeiten, aber es war nichts vorhanden. Der Mann erklärte mir, er arbeite nur auf Bestellung. Zum Kaufe wurden mir einige minderwertige Silbersachen angeboten, das war alles. Es waren

übrigens wundervolle Gestalten, welche sich in diesem Raume zusammendrängten, Männer, Weiber und Kinder. Eine junge, außerordentlich schöne Frau von prachtvollem Ebenmaß ihrer feinen Glieder und mit einem Gesicht, das mich an die Bilder der Judith erinnerte, fesselte mein Interesse. Sie ihrerseits fand großes Gefallen an meiner goldgestickten Uniform und den Schlangen auf meinen Achselstücken. Ich löste ein solches Abzeichen und machte es ihr zum Geschenk, worüber sie sichtlich hocherfreut war. Nach freundlicher Bewirtung mit Tetsch und Brot nahmen wir Abschied von diesem gastlichen Dache.

Noch an demselben Mittag gegen ein Uhr brachen wir nach Adua auf. Der Weg, an sich reizlos, führt von 2200 m auf 1065 m Höhe herab. Die Hitze war schier unerträglich, bis sich ein Gewitter entlud und Abkühlung brachte.

Das einzig Bemerkenswerte auf diesem Marsche sind die in Abständen an der Straße errichteten Warttürme. Sie haben in den Kämpfen der Abessinier mit den Italienern als Beobachtungsposten gedient und halten auch heute noch Wacht bis zur nahen Grenze der Colonia Eritrea.

Wir durchquerten eine Niederung, durchflossen von einem Bach mit sumpfigen Rändern. Auf den grünen Wiesen weideten zahlreiche Rinderherden. Dann tauchen, lange bevor Adua selbst in Sicht kommt, die eigentümlich gezackten Bergspitzen Tigrés auf, ein Gebirgskranz von phantastischen Formen in dunkelblauem, graublauem und hellgelb schimmerndem Kleide. Majestätisch reckt sich der Kegel des Semaiata in die Wolken. Zu Füßen des Soloda, dessen messerscharfer Grat sich charakteristisch abzeichnet, am Flusse Asam liegt Adua, auf einem nicht sehr hohen, langgestreckten Sattel, eine schwer zugängliche, natürliche Feste. Wir stehen auf dem Boden neuerer Geschichte, auf dem Schlachtfelde von Adua, wo der Abessinier dem Eindringen der Italiener halt gebot und in blutiger, vernichtender Schlacht für seine Unabhängigkeit kämpfte. Hier festigte Menelik das Werk der Einheit, hier kämpfte der Schoaner an der Seite des Tigreners, der Nord- und Südabessinier

Schulter an Schulter. Hier stürzte Ras Makonnen, obwohl schon zweimal verwundet, wieder in die Reihen des Feindes; er wollte für sein Vaterland sterben, und dazu genügten, wie er sagte, die empfangenen Wunden noch nicht. An diesem Kampfe nahm auch die von Vaterlandsliebe glühende Kaiserin Taitu teil.

Der Abessinier vergleicht seinen nationalen Krieg gerne mit unserem gewaltigen Ringen von 1870/71 und weist mit Stolz darauf hin, daß damals der innere Hader der Stämme vergessen wurde und alles wie ein Mann aufstand.

Man kann das Bergvolk Afrikas getrost zu dem unseres alten Europas, zu den Schweizern in Parallele stellen. In beiden ist der gleiche Drang nach Freiheit, die gleiche Anhänglichkeit an die Heimat lebendig. Keins von beiden Völkern wird das Joch eines fremden Eroberers je dulden, bis der letzte Mann seinen letzten Tropfen Blut verspritzt hat.

Es gehört vielleicht zu den größten Verdiensten Meneliks, daß er diesen Geist in seinem Volke wach erhält, daß er die an und für sich kriegerische Nation in Wehr und Waffen gerüstet hält. Ihm gilt der Mann am meisten, der fechten, schießen und reiten kann, der furchtlos sein Leben einsetzt, wenn es der Janhoe befiehlt.

Abessinien ist auf dem besten Wege, sich unter seinem jetzigen Herrscher eine achtunggebietende Heeresmacht, ausgerüstet mit modernen Waffen, im Kriegshandwerk in seinen Bergen erfahren und gewandt, zu schaffen. Es ist schwer, zahlenmäßig anzugeben, wieviel Mannschaften der Kaiser unter seine Fahnen stellen kann. Klein kann diese Zahl aber nicht sein, denn jeder Mann, ob alt, ob jung, ist Soldat.

Das zähe Bergvolk hat auf den Gefilden von Adua bewiesen, daß es nicht über den Haufen zu rennen ist. Seine kampferprobten Führer, der Kaiser selbst, Ras Makonnen, Ras Tassama und viele andere bürgen auch in Zukunft für die Unabhängigkeit des Landes.

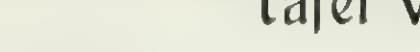
Adua ist an Stelle des zerfallenden Axums jetzt Hauptstadt der Provinz Tigré; der Verkehr vom Meer ins Innere und umgekehrt

geht über diesen Ort. Die Stadt macht keinen besseren, keinen schlechteren Eindruck wie andere abessinische Städte. Neben niedrigen Tokuls aus Lehm stehen zweigeschossige steinerne Häuser. Die unregelmäßigen Gassen sind eng und schmutzig.

Wir konnten uns in Adua nur einen Ruhetag gönnen; die Zeit drängte, die alle Nachmittage und Abende niedergehenden Regengüsse mahnten, daß die kleine Regenzeit einsetzte.

Am ersten Abend war der italienische Telegraphist unser Gast. Er brachte die Nachricht, daß in Asmara schon alles zu unserem Empfange bereit sei. Außerdem hatte er eine sehr willkommene Postsendung für uns. Am zweiten Abend speiste auch der Detjes-matsch Kassa, Gouverneur von Tigré bei uns, ein Mann, der viel mit Italienern in Berührung gekommen ist, tadellos italienisch spricht und eine vielseitige Bildung hat. Menelik hat nicht den schlechtesten Mann auf diesen verantwortungsvollen Posten gesetzt.

Der Detjes-matsch blieb in angeregter Unterhaltung bis zu später Stunde bei uns. Bei seinem Aufbruch konnte man kaum die Hand vor Augen sehen, so dunkel war die Nacht. Daher erhielten einige Gardes du Corps den Befehl, den Gouverneur mit Magnesiumfackeln zur Stadt zu geleiten. Sie bestiegen ihre Maultiere, die Fackeln, versehen mit kleinen Dynamitpatronen, wurden durch Aufstoßen auf den Boden in Brand gesetzt. Kaum flammte das weiße Licht knisternd auf, so stoben die Maultiere wie die wilde Jagd ab. Aber unsere Leute saßen fest und brachten die Übeltäter zur Vernunft. Sehr vergnügt trabte der Zug aus dem Lager den Berg hinauf zur Stadt. Das sah wunderhübsch aus. Die Reiter warfen lange, an dem Berghang hinhuschende Schatten, das weiße Licht beleuchtete hier eine Hütte, dort einen Baum, da einen grotesken Felsblock. Auf Augenblicke wurden alle Einzelheiten mit greifbarer Deutlichkeit sichtbar, um wieder in nächtliches Dunkel zu versinken. Den Rückweg legten die Gardes du Corps in tollem Übermut mit ihren nach dem Lager drängenden Maultieren in Karriere zurück. Wie Irrlichter flogen sie den Berg hinab, wir-



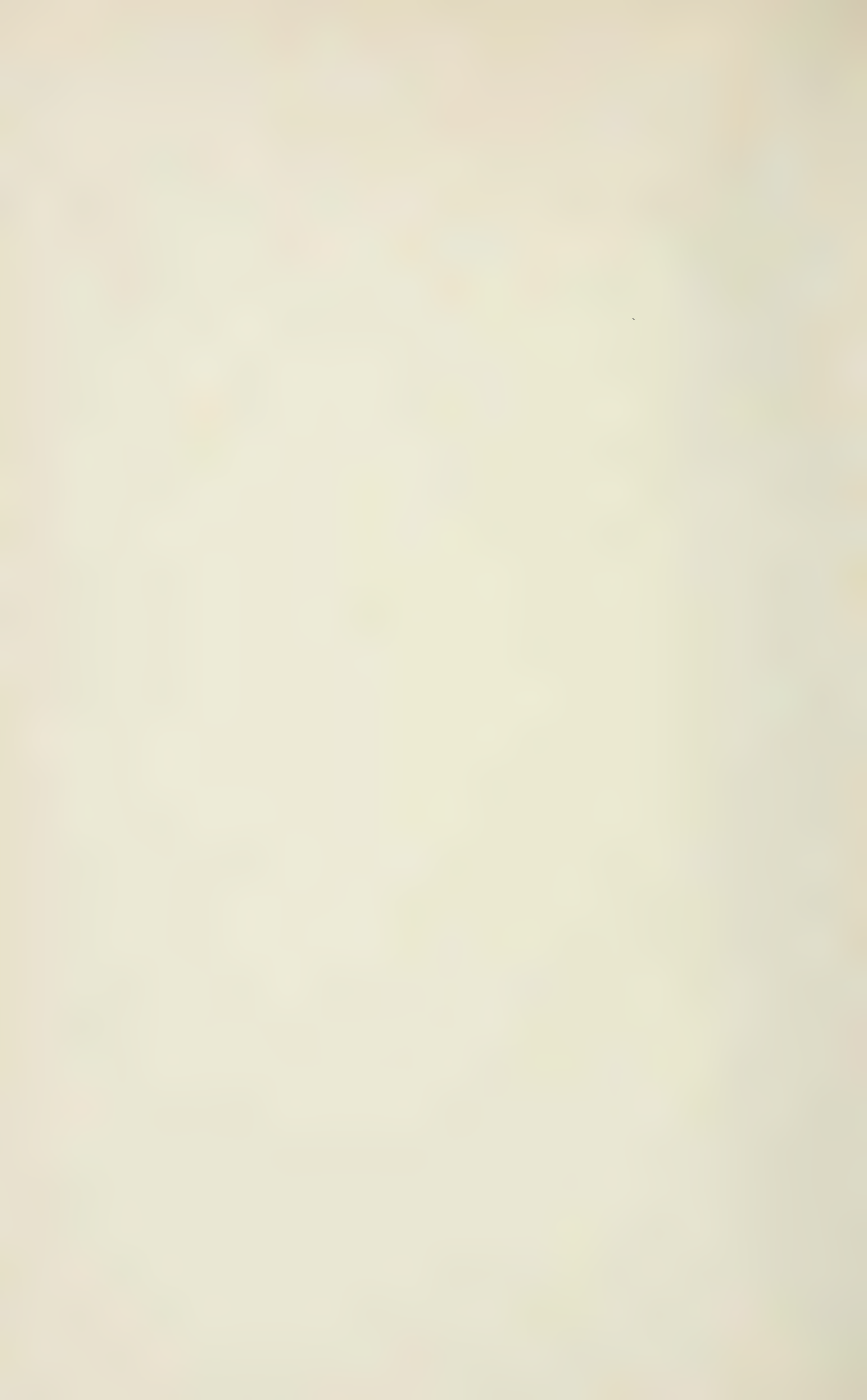
Tafel VIII.

Detjes Abbate und Minister Ilg.

Markt in Dembedscha.

Tempel in Axum.

Squadrone Cavaleria Indigeni.



belten die Fackeln einige Male im Kreise herum und schlenderten sie im Bogen durch die Luft. Im feuchten Grase verlöschte das weiße Licht wie eine Sternschnuppe am Ende ihrer Bahn. Über die Gefilde von Adua legte sich der Mantel einer regenschweren Nacht.

Am 3. Mai setzten wir uns bei Sonnenaufgang in Marsch; auf schlechten, steinigen Wegen kletterten wir bergauf, bergab. Wir durchquerten eine trostlose, wasserarme Gegend; Kadaver von Maultieren und Eseln, angenagt von Hyänen, bleichende Tierknochen bezeichneten den Weg. Vergeblich suchten wir nach Wasser, es war alles versiegt. Unter dürren Dornakazien ging es weiter und weiter, viel weiter als wir im Sinne hatten.

Ich gabelte einige Eingeborene auf und versprach ein gutes Trinkgeld, wenn sie uns zum nächsten Wasserlauf führen wollten. Sie waren bereit, erklärten aber, wir müßten bis an den Mareb reiten. Die Sonne würde noch im Mittag stehen, bis wir dort seien. Der Weg führte jetzt ohne Steigung durch losen Sand. Wir ritten scharf zu, bis die für Afrika charakteristischen Hügelketten in Nähe von Flußläufen uns anzeigten, daß wir uns dem Mareb näherten. Nicht lange, und wir hörten ihn rauschen, hocherfreut, denn ein schnell fließendes Wasser gewährte Aussicht auf ein erquickendes Bad, wonach man bei der infernalischen Hitze doppelt Sehnsucht hatte. Unsere müden Maultiere gingen ohne Antreiben in ein schnelleres Tempo über. Da lag der Mareb vor uns. Aber welche Enttäuschung! Zwischen flachen Ufern strömte gurgelnd über Felsblöcke eine braune Lehmbrühe. Die schweren Gewitterregen der letzten Tage hatten eine Unmenge von Erdreich losgerissen. Das schwemmte der Fluß nun zu Tal. Fahr wohl erquickendes Bad, fahr wohl kühlender Trunk für die lechzende Kehle! Der Mensch mußte hier auf Wasser, innerlich oder äußerlich angewendet, verzichten. Unsere matten Tiere tappten in die Brühe hinein und löschten ihren Durst, wir lagerten in der Sonnenhitze auf dem heißen Boden und warteten noch manche Stunde auf den „Frühstücksesel". Es wurde Abend, bis er kam, es wurde Nacht, bis die

Karawane todmüde am Flusse versammelt war. Um wenigstens kochen zu können, hieß es, das Wasser klären. Das gelang mit Alaun und Durchgießen durch mein Flanellfilter plus Flanellunterhose zur Zufriedenheit. Die Küche wurde versorgt und ein jeder konnte sich Gesicht und Hände waschen. Die Nacht am Mareb war sehr heiß, doch schlief man nach den gehabten Anstrengungen sehr gut, zum letzten Male auf abessinischem Boden. Der Mareb bildet die Grenze zwischen dem Reiche Meneliks und der Colonia Eritrea der Italiener.

Am 4. Mai überschritten wir den Fluß. Herzlich von uns allen bedankt und reich belohnt verließ uns hier der Beamte Meneliks, Pascha Aitschuli mit seinen Leuten. Er ging nach Adua zurück, um dort auf unsere Maultiertreiber und abessinischen Diener, welche wir erst in Asmara entlassen konnten, zu warten.

Das Marschieren war jetzt ein Genuß. Der Italiener ist, wie sein Vorfahr, der alte Römer, ein Künstler im Wegebau, und Kolonisieren heißt bei ihm in erster Linie: gute Straßen bauen. So ist denn das Wegenetz in der Colonia Eritrea, soweit ich sie kennen gelernt habe, tadellos. Gerade hier an der Grenze waren die Straßen derart, daß man überall hätte mit Wagen fahren können, passierbar für Artillerie. Da, wo das Gelände am schwierigsten, ist der Weg am besten und am festesten; sei es, daß tief ausgewaschene Flußbetten, sei es, daß steile Bergrücken überwunden werden mußten.

Unser Marsch führte noch einmal auf beträchtliche Höhen und rückwärts schauend lag noch einmal die ganze zauberische Bergwelt Abessiniens vor uns. Es war kein heißer Tag. Der sonst so klare, blaue Himmel, der alles so grell und transparent erscheinen läßt, daß einem die Augen wehtun, war mit Wolken überzogen. So war Licht und Schatten über die Berge verbreitet. Man sah das Nahe und Ferne und Fernste in allen Schattierungen von blau und violett, man sah das gewaltige Panorama einer Gebirgswelt, welche aus dem Tale heraufsteigt, höher und höher wächst und zuletzt mit ihren vielgestaltigen Formen in den Wolken verschwindet. Schneebedeckte Spitzen

und Firne vermählen sich dem ziehenden Gewölk, Himmel und Erde fließen ineinander. Daß dieser mächtigen Gebirgsszenerie auch ein Leben nicht fehle, wenn auch ein Leben, das Vernichtung bedeutet, steigen aus den Klüften gewaltige Rauchsäulen in die Höhe. Der Wind treibt sie weiter und weiter, sie sehen aus wie lange graue Trauerschleier. Deutlich tritt das Bild brennender Steppen, die unserer Tiere Hufe tagelang durchquert, vor unser Auge.

Gegen Mittag erreichten wir Adi Quala, den ersten auf dieser Straße vorgeschobenen Posten der Italiener, gelegen auf einer Höhe, welche das Land ringsum beherrscht. Chef ist ein italienischer Hauptmann, dem drei weiße Unteroffiziere und eine Truppe von Eingeborenen zur Verfügung stehen. Auf befestigtem Hügel liegen das Haus des Kommandanten und die Magazine. Ringsum ist das Gelände angebaut, hauptsächlich mit Gemüse. Die Bewässerung erfolgt aus gegrabenen Brunnen.

Eine breite, flache Schlucht trennt diesen Teil der Ansiedlung von einem zweiten, auf welchem sich in regelmäßiger Anordnung saubere abessinische Hütten erheben. Sie dienen der eingeborenen Truppe als Kasernement.

Wir wurden mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Ein Teil der Herren bezog im Hause des Kommandanten, ein anderer Teil in den Hütten der Soldaten, die für uns in Stand gesetzt waren, Quartier. Ich erhielt einen sauberen, frisch getünchten Tokul angewiesen. Darin stand ein breites arabisches Bett mit blütenweißer Wäsche. So war man nach dem wochenlangen Leben im Zelt zum ersten Male wieder unter einem festen Dache. Um zwölf Uhr wurden wir durch Hornsignal zum Frühstück gerufen. Da saß man in einem freundlichen hellen Raum an sauber gedecktem Tisch und aß von Porzellantellern ein Frühstück von vielen Gängen, Gerichte, die man lange nicht gekostet hatte. Es war sehr behaglich.

Wunder darf es nicht nehmen, daß wir nach dieser Mahlzeit uns mit Behagen in den sauberen Betten streckten und dehnten, bis es anfing dunkel zu werden und ein Signal wieder zum Essen rief.

Wir begrüßten hierbei Herrn Schimper, Sohn des bekannten Botanikers, eines Deutschen, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer Gesandtschaft Abessinien bereiste und hier hängen blieb. Er hatte eine Tigrenerin zur Frau genommen. Beider Sohn war darin dem Beispiel seines Vaters gefolgt. Er hatte sich in der Colonia Eritrea dauernd niedergelassen und war als Ingenieur beim Wegebau beschäftigt. Herr Schimper spricht Deutsch und ist in seinem Herzen Deutscher, wenn auch Abessinien nun seine Heimat bleibt. An diesen Boden fesselt ihn seine Familie, er meinte selbst, schon er, halb Deutscher, halb Abessinier, sei in diesem Volke aufgegangen, bei seinem Nachkommen werde das noch mehr der Fall sein.

Während des Essens ging ein fürchterliches Gewitter mit Platzregen und Hagel nieder. Die Hagelkörner trommelten auf dem Wellblechdach über uns, daß wir unser eigen Wort nicht mehr verstehen konnten. Wir standen auf und gingen vor die Tür, um in das Unwetter hinauszusehen. Es war pechrabenschwarze Nacht, welche nur auf Augenblicke durch grellleuchtende Blitze erhellt wurde. Ihnen folgte krachender Donner. Der Hagel fiel in großen Körnern so dicht, daß die Terrasse fingerdick bedeckt war. Dabei war es empfindlich kalt. Wir dachten an unsere Karawane, die am Fuße des Hügels Lager bezogen hatte. Am anderen Morgen erzählten unsere Gardes du Corps, sie hätten gerade gemütlich beim Essen im Meßzelt gesessen, als das Unwetter losbrach. Im Nu war alles überschwemmt; unter den starken Windstößen waren einige Zelte zusammengebrochen, in die dünnen Zeltpläne der Abessinier hatte der Hagel große Löcher geschlagen.

Als wir uns an diesem Abend von dem gastlichen Dache des Kommandanten trennten, war es sehr kalt und so dunkel, daß wir uns nur schlecht zurechtfinden konnten. Die kleine Blendlaterne in unserer Hand nützte auch nicht viel, im Gegenteil, der unsichere Lichtschein verwirrte uns noch mehr. Stolpernd kletterten wir durch die Schlucht über Felsen und Baumstümpfe, oft tief in den nassen Lehm-

boden versinkend, die jenseitige Höhe hinan. Dort angekommen, irrten wir an der Steinmauer umher und konnten den Eingang nicht finden. Nachdem wir über dies Hindernis der Einfachheit halber hinweggeklettert waren, suchten wir nach unseren Quartieren. Ein Tokul sah dem anderen so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Es dauerte geraume Weile, bis ein jeder das ihm gehörige Dach gefunden hatte. Mit dem Schlaf in dieser Nacht war es nur so so. Es fehlte die frische Luft im Zelt, es fehlten die gewohnten Geräusche um uns, das Schnauben unserer Tiere, das Schreien der Hyänen, kurz, es war zu still.

Am anderen Morgen lachte der Himmel so strahlend hernieder, als könne er überhaupt nicht zürnen. Unser erstes Frühstück war eine kleine Enttäuschung. Nach italienischer Sitte gab es nur Kaffee aus winzig kleinen Mokkaschälchen und dazu etwas Backwerk. Mit wahrem Heißhunger stürzten wir uns daher am Mittag auf das zweite warme Frühstück.

Gegen zwei Uhr brachen wir auf. Die Karawane hatten wir vorausgeschickt. Nach dreistündigem Marsche kamen wir in das schon aufgeschlagene Lager. Während wir unterwegs keinen Tropfen Regen bekommen hatten, war auf diesem Platz ein tropisches Gewitter niedergegangen. Alles war naß, durch und durch. Als ich mich Abends zur Ruhe begab, hatte ich das Gefühl, in einer feuchten Wicklung zu liegen. Aber das machte nichts, geschlafen habe ich trotzdem famos.

Am 6. Mai wurde bei Tagesanbruch weiter marschiert. Bald kam uns eine Kavalkade italienischer Offiziere entgegen, unter ihnen Major Coco vom Generalstabe in Asmara. Der Gouverneur der Kolonie, Exzellenz Martini, hatte uns diesen deutschsprechenden Herrn zur Begrüßung entgegengeschickt. Die Offiziere von Adi Ugri, der uns nächsten Garnison und unser Ziel für heute, hatten sich angeschlossen. Nach herzlich kameradschaftlicher Begrüßung setzten wir gemeinsam unseren Marsch fort.

Adi Ugri macht den Eindruck einer kleinen Festung. Auf einem

nach Westen zu steil abfallenden Felsen ist ein Fort mit starker Mauer erbaut. Nur von Osten her ist es auf einem breiten, sich vielfach schlängelnden Wege zugänglich. Auf dem Plateau stehen Schuppen mit Geschützen, das Offizierkasino, Wohn- und Schlafräume für Offiziere, Kasernen für die Mannschaften und ein Lazarett. Ein bombensicher eingedecktes Wasserreservoir versorgt den Platz mit Wasser. Überall sind schattige Bäume angepflanzt, das Kasino umgibt ein reizender Garten. Von der Höhe genießt man einen weiten Blick bis zu den Bergen von Adua. Zu Füßen des Forts liegen Gemüse- und Obstgärten.

Die Eingeborenen sind besonders angesiedelt. Die Tokuls, alle mit Nummern bezeichnet, bilden lange, regelmäßige Reihen mit sauberen Wegen dazwischen.

Die Eingeborenentruppe, kleidsam uniformiert, macht einen tadellosen Eindruck. Bei unserem Einzug kam uns ein Kapitän mit seiner Squadrone Cavaleria Indigeni entgegen. Die Leute sind in Kaki gekleidet mit rotem Turban und blauer Schärpe, bewaffnet mit Karabiner und Lanze. Das Pferdematerial ist gut, geritten wird schneidig.

Im Kasino wartete unser ein vorzügliches Frühstück und ein schöner Willkomm. Dann brachen der Minister Rosen, Graf Eulenburg, Kommerzienrat Bosch und Geheimsekretär Becker nach Asmara auf. Das Gouvernement hatte hierzu die Wagen bereitgestellt.

Wir rüsteten die Karawane zum Abmarsch und brachen um zwei Uhr auf. Auf guter Straße bei entsetzlicher Hitze marschierten wir drei Stunden bis zum Lagerplatz auf einem Steinacker. Am Abend gab es das übliche Gewitter mit Wolkenbruch. Die Nacht war empfindlich kalt.

In der Frühe des 7. Mai ging's auf breiter Chaussee weiter. Der Aufstieg auf einem langgestreckten Sattel war eine Kleinigkeit. Unser Führer wollte an einer kleinen Wasserpfütze halten und behauptete, bis Asmara sei weiter kein Wasser vorhanden. Ich glaubte ihm nicht

und drängte weiter. Bei Kilometer 20 — von Asmara aus gerechnet — kam uns ein zweiräderiger Wagen entgegen, aus der Stadt gesandt und bestimmt, einen oder den anderen Herrn nach dort zu entführen. Ich benutzte das kleine, mit einem tüchtigen Traber bespannte Gefährt, fuhr flott voraus, suchte und fand einen schönen Lagerplatz. Hier in Mai Takli, inmitten grüner Wiesen und an zahlreichen, sorgfältig gebohrten Wasserlöchern blieb nichts zu wünschen übrig. Während Professor Rosen und Doktor Flemming nach dem Frühstück nach Asmara fuhren, machten Konsul Schüler und ich es uns bequem. Es war unser letztes Lager. Armanjos tat seine Schuldigkeit noch einmal und gab sich Mühe. Ende gut, alles gut.

Am 8. Mai begaben wir uns bei Sonnenaufgang auf den Marsch, in drei Stunden gelangten wir nach Asmara. In geordnetem Zuge hielten wir unseren Einzug.

Nach monatelanger Wanderung durch die Wildnis betraten wir zum ersten Male eine Stadt mit europäischem Komfort. Wie das alles wirkte! Schöne, breite Straßen mit regelmäßigen Häuserfronten, Kaufläden, Hotels, Barbier-, Frisier- und Haarschneidesalon, elektrische Beleuchtung, europäisch gekleidete Gestalten mit weißer Hautfarbe — Damen, seit sechs Monaten die ersten Damen.

Von Addis Ababa am 18. März abmarschierend, sind wir zweiundfünfzig Tage unterwegs gewesen, davon waren sechs der Ruhe gewidmet, im übrigen sind wir von Etappe zu Etappe geeilt. Die Gedanken schweifen erinnernd zurück. Trotz aller Anstrengungen war es doch unvergleichlich schön, am Abai, am Tanasee, im Semiengebirge, im Sonnenbrand und unter funkelndem Sternhimmel, auf der weiten Steppe und im Urwald, im Tal und auf schwindelnden Höhen.



Die Heimreise.

Asmara, Hauptstadt und Sitz des Gouvernements, der Colonia Eritrea, 2300 m über dem Meere gelegen, hat schönes, gesundes Hochgebirgsklima. Dieser letztere Umstand war maßgebend für die Wahl des Platzes!

Die Stadt liegt auf einem Hochplateau ohne landschaftlichen Reiz. Aus dem welligen Gelände ragen einige niedrige, nackte Felskuppen hervor. Bewaldung fehlt vollständig. Der Boden ist fruchtbar, rote Lehmerde wie bei uns in Westfalen. Oberflächenwasser ist nur an wenigen Stellen und in geringer Menge in Gestalt kleiner Rinnsale und Teiche vorhanden.

Im Westen und Süden ist Asmara von einem Gürtel einzelner Forts, erbaut auf Felskuppen, umgeben. Im Norden und Osten fällt das Plateau nach und nach ab und geht in das zum Teil schön bewaldete, groteske Randgebirge über.

Zwischen den Forts liegt der europäische Stadtteil mit seinen breiten Straßen, den Palästen des Gouvernements, den Depots, Kasernen, Offizierwohnungen, Lazarett, Post- und Telegraphenamt. Eine hübsche Kirche, saubere Hotels, Cafés, Kaufläden und Handwerksstätten, das Elektrizitätswerk vervollständigen das Bild. Aus dem Grün der Gartenanlagen leuchten die weißen Mauern der Villen.

Getrennt durch den Marktplatz schließt sich an den europäischen Stadtteil derjenige der Eingeborenen an. Er besteht aus Tokuls, welche in regelmäßigen Reihen angeordnet und fortlaufend numeriert sind.

Bemerkenswert sind die auf einem Hügel stehenden Palastruinen des Ras Alula. Jetzt befindet sich hier eine meteorologische Beob-

achtungsstation. Außerdem findet man noch die Trümmer alter Befestigungen, doch ist hiervon nur sehr wenig erhalten. Als ich diese Plätze besuchte, war ein Bauer gerade damit beschäftigt, den steinigen Boden umzupflügen. Dabei kamen eine Menge menschlicher Skeletteile zum Vorschein.

Alles in allem macht Asmara einen freundlichen Eindruck. Lobenswert sind die hygienischen Einrichtungen: die Wasserversorgung aus gebohrten Brunnen, die Beseitigung der Abfallstoffe, welche in Gruben gesammelt und in eisernen Kastenwagen auf die Äcker außerhalb der Stadt gefahren werden: die Sauberkeit, welche im europäischen Viertel auf den Straßen und in den Häusern herrscht, setzt sich auch auf die Eingeborenenstadt fort. Dank der vorzüglichen hygienischen Maßnahmen und dank der Strenge, mit welcher sie gehandhabt werden, und zuletzt dank dem Höhenklima ist der Gesundheitszustand vorzüglich. Die Europäer — Männer, Frauen und Kinder — machen durchweg einen gesunden, frischen Eindruck. Das gilt auch von der Kolonialtruppe; man darf es den italienischen Offizieren ohne weiteres glauben, daß sie den Dienst in ihrer Kolonie trotz der Einförmigkeit des Lebens bevorzugen und daß sie vor allem in Asmara gerne in Garnison stehen.

Natürlich hat die Stadt eine Schule, welche die Regierung eingerichtet hat. Daneben besteht eine Privatschule, geleitet von einer Dame, welche neben der italienischen Sprache die deutsche, französische und englische beherrscht; sie gibt nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen, hauptsächlich Offizieren Unterricht.

Wie ich schon erwähnte, ist der Boden in und um Asmara schwere, fruchtbare Ackerkrume. Die Bestellung ist aber ein sehr mühevolles Geschäft, denn der Acker ist übersät mit Steinen. Doch verzagt der fleißige italienische Bauer nicht. Die Steine werden herausgelesen und zu großen Hügeln aufgeschichtet; auf einzelnen Äckern liegen ganze Berge; andere, viele Morgen große Felder sind damit eingezäunt. In näherer und weiterer Umgebung der Stadt haben sich Farmer angesiedelt; neben Ackerbau wird viel Viehzucht getrieben.

In Asmara selbst befindet sich eine große Gärtnerei und Baumschule; man ist allen Ernstes bestrebt, das Land anzuforsten.

Seit zwei Jahren besitzt die Kolonie ein Seruminstitut, zu dessen Einrichtung sich das Gouvernement entschlossen hatte, da die überall herrschenden Viehseuchen den Bestand an Rindern, Schafen, Kamelen und Pferden und damit den Reichtum des Landes zu vernichten drohten. In Asmara wurde das Instituto Siero-Vaccinogeno Eritreo erbaut. Es liegt außerhalb der Stadt auf einem Hügel und umfaßt Laboratorien, Räume für die Gewinnung und Aufbewahrung des Serums, Ställe und Viehkoppeln für gesundes und krankes Vieh. Es ist hier sehr fleißig und sehr eingehend gearbeitet worden. Die verschiedenen Formen der in Eritrea heimischen Seuchen bei Rindern, Schafen, Kamelen und Pferden sind studiert, das Krankheitsbild, die Krankheitserreger und die Art der Übertragung sind festgelegt. Von Asmara aus wird die ganze Kolonie mit Serum versorgt. Dasselbe wird in sterilisierte, zylindrische Glasgefäße gefüllt, in mit Holzwolle gefüllte Körbe verpackt und auf Maultieren befördert. Der Transport erfolgt unter Leitung eines der Herren vom Institut. Die Einspritzungen bei den Tieren werden von zu diesem Zwecke ausgebildeten Eingeborenen gemacht.

Das Institut produziert etwa zehntausend Portionen Serum im Monat.

Es ist der italienischen Verwaltung gelungen, mit Hilfe der Serumbehandlung der überaus großen Viehsterbe Einhalt zu tun und namentlich in den Norddistrikten den Viehstand, der fast im Aussterben war, wieder zu heben.

Von den der Serumbehandlung unterworfenen, bis dahin gesunden Tieren erkranken nachträglich kaum 5 Prozent an der Seuche. Von den von der Pest bereits befallenen Tieren werden durch die Serumbehandlung noch gerettet: im ersten Stadium der Krankheit etwa fünfzig Prozent, im zweiten Stadium dreißig Prozent, während im dritten Stadium die Serumeinspritzung das tödliche Ende nicht aufzuhalten vermag.

Ich darf hervorheben, daß die Entdeckungen Robert Kochs die Grundlage für die Arbeiten des Seruminstituts in Asmara bilden.

Noch muß ich der schwedischen Mission in der Colonia Eritrea Erwähnung tun. Sie wird von einem vaterländischen Verein in Schweden unterhalten und hat ihre Tätigkeit im Jahre 1867 mit Gründung einer Gemeinde in Monkullo sehr bescheiden begonnen. Heute bestehen mehrere Zweigniederlassungen, so in Sasseya, wo der Direktor seinen Sitz hat, in Bellesa, in Gheleb und in Asmara. An jedem dieser Orte wirken zwei Lehrer, in Bellesa und Gheleb auch Lehrerinnen. Die Schule in Asmara wird von etwa sechzig Knaben, jene in Gheleb von fünfzig Knaben und zwanzig Mädchen und die dritte in Bellesa von siebzig Mädchen besucht. Unterrichtsgegenstände sind: Religion, Schreiben, Lesen, Rechnen, Geographie und Geschichte. Der Unterricht wird in folgenden Sprachen erteilt: tigrenisch, amharisch, äthiopisch, gäisch, italienisch, in der Galla- und Suahelisprache. Neben der geistigen Ausbildung erhalten die Zöglinge Unterweisung in praktischen Dingen, welche sie für das alltägliche Leben nutzbringend verwerten können: im Gartenbau, in einzelnen Handwerken, die Mädchen in weiblichen Handarbeiten und Haushaltung.

Mit der Schule in Asmara ist eine Druckerei verbunden, in der sämtliche Unterrichtsbücher gedruckt und eingebunden werden. Diese Arbeit liegt ganz in Händen der Zöglinge. Ich habe mich überzeugt, wie flott und elegant hier gedruckt wird, wie sauber und geschmackvoll die Einbände hergestellt werden.

Nach vollendeter Ausbildung gehen die Zöglinge in ihre engere Heimat zurück, um als Lehrer und Lehrerinnen zu wirken.

In Asmara hat die schwedische Mission ihr Heim am Nordostausgange der Stadt auf einem flachen Hügel eingerichtet. Schon von weitem grüßt ein kleines, schmuckes Kirchlein mit Glockenturm und Kreuz. Der einzige große Raum im Innern erhält Licht durch Fenster an den beiden Langseiten. Die eine Schmalseite unter dem Glockenturm ist von der Eingangstür eingenommen, an der anderen

Schmalseite befindet sich der Altar mit einem Kreuz und einem Christusbilde darüber. Links von ihm steht eine schmucklose, hölzerne Kanzel, rechts auf einem Podium ein Harmonium. Eine Anzahl von Bänken vervollständigt die Ausstattung.

Gegenüber der Kirche liegen zwei kleine Wohnhäuser für den Pastor und Lehrer, daneben das Schulgebäude, der Wohnraum für die Zöglinge und die Druckerei. Daran reihen sich die Wirtschaftsgebäude.

Ich machte dem Pastor Herrn Iwarson und dem Lehrer Herrn Holmer meinen Besuch und wurde von ihnen und ihren Frauen — sie alle sprechen Deutsch — sehr herzlich aufgenommen. Manch gemütliche Stunde habe ich hier im trauten Familienkreise verlebt. — Die vaterländische Gesellschaft in Schweden muß über bedeutende Mittel verfügen, denn die Mission erhält von Italien keinerlei Geldunterstützung. —

An einem Sonntag — es war der Tag des Reformationsfestes — marschierte ich mit den Gardes du Corps zu dieser protestantischen Kirche auf afrikanischem Boden. Es war unser erster Kirchgang seit vielen Monaten. Vor der Kanzel nahmen wir unsere Plätze ein. Aus dem Turm klang heller Glockenton in die Weite und rief die Gemeinde. Sie kamen herein, groß und klein, alt und jung, Gesunde und Kranke, Lahme und Krüppel, der eine mit einem Stelzfuß, der andere blind, geleitet von seinem Töchterchen, Frauen mit einem Kind an der Hand, einen Säugling auf dem Arm. Alle waren festlich gekleidet. Zuletzt marschierten die Zöglinge unter Leitung ihres tigrenischen Lehrers herein, alle gleichmäßig weiß gekleidet, das Haar im Gegensatz zur Landessitte kurz geschoren. Nach Altersklassen geordnet saßen sie auf dem Fußboden vor dem Altar nieder.

Die Gemeinde war versammelt; das Harmonium setzte mit dem Vorspiel ein und nun klang durch die kleine Kirche das alte Kampflied des protestantischen Glaubens: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — auf Tigrenisch, fremde Laute für uns, aber eine vertraute Melodie.

Daran schloß sich die Rede des Pastors in schwedischer Sprache, Satz für Satz von einem neben ihm stehenden Tigrener übersetzt und würdig vorgetragen. Da wurde der horchenden Gemeinde von dem deutschen Mann Martin Luther und dem Schwedenkönig Gustav Adolf erzählt, von der Bedeutung beider Männer für die Reformation. Nach Gebet und Segen sang die Gemeinde stehend: „Nun danket alle Gott". Wie oft ist dieser Sang über die deutschen Schlachtfelder dahingebraust, wenn der eherne Mund der Geschütze verstummt war und die Nacht sich über die siegreich erstrittenen Gefilde und über die auf ihnen lagernden Truppen senkte, wie manches Mal klang er von Bord unserer Schiffe über den ewig flutenden Ozean und in Ostasien in Tempeln, die sonst dem Buddhadienste geweiht waren. Heute hörten wir die Worte dieses Liedes in einer uns unverständlichen Sprache, aber doch verstanden von uns allen. Als wir aus der kleinen Kirche in die afrikanische Sonne hinaustraten, war es uns, als hätten wir eben ein Stück Heimat um und in uns gehabt.

Unsere schwedischen Freunde ließen uns nicht gehen, bevor wir unter ihrem gastlichen Dache eine Erfrischung eingenommen hatten. Herr Iwarson erinnerte daran, daß die Reformation das Werk eines deutschen Mannes gewesen und daß die deutsche Nation ihr treuester Hüter sei. Wir leerten unsere Gläser mit einem Hoch auf unser deutsches Vaterland. — Festen Trittes marschierten unsere Gardes du Corps im Schmuck ihrer Waffen die Straße hinunter, bewundernde Blicke folgten den jungen, frischen Gestalten. Uns beseelte das stolze Bewußtsein, deutsch zu sein, deutsch bis in die Knochen.

Die italienischen Militär- und Zivilbehörden hatten uns in Asmara mit offenen Armen empfangen. Man tat alles, um uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Gleich am ersten Tage, nachdem wir unsere Besuche gemacht hatten, waren wir zum Festdiner beim Gouverneur, Exzellenz Martini geladen. Am anderen Mittage gaben wir ein Frühstück in unserem Hotel. Dann fuhren unser Gesandter, Graf Eulenburg, Konsul

Schüler, Kommerzienrat Bosch und Doktor Flemming nach Massaua ab, um ein italienisches Schiff zur Reise nach Kairo zu benutzen. Professor Doktor Rosen, Geheimsekretär Becker und ich blieben mit den Gardes du Corps zurück, wir mußten auf den nächsten deutschen Dampfer warten. Während die Herren im Hotel wohnten, hatte das italienische Gouvernement für die Gardes du Corps eine Baracke im Lazarett zur Verfügung gestellt.

Unser Aufenthalt verzögerte sich über Erwarten. Der nächste fällige Dampfer war der „Eitel Friedrich". Auf unsere telegraphische Anfrage in Aden erhielten wir die Nachricht, daß er überfüllt sei und uns nicht aufnehmen könne. Es hieß warten.

Die ersten Tage hatten wir reichlich mit Auflösung unserer Karawane, Ablöhnung der Leute und Verkauf unserer Tiere zu tun. Dann wurde das Gepäck geordnet und seetüchtig verpackt. Wir waren reisefertig, aber von einer Reisegelegenheit war noch nichts zu hören. Lang ist uns die Zeit des Wartens aber nicht geworden. Die frühen Morgenstunden wurden mit weiten Spaziergängen ausgefüllt. In der Mittagszeit blieb man hübsch zu Hause, denn es war schon recht heiß. Nachmittags regnete es mit Sicherheit stundenlang. Die Abende waren aber prächtig. — In Bezug auf Verpflegung fehlte es uns an nichts, es war ein rechtes Schlaraffenleben. Manchen Abend verlebten wir im italienischen Kasino oder im Kreise von Gästen in unserem Hotel.

Ausflüge in die Umgegend auf die Farmen boten viel Interessantes. Auch ein Goldbergwerk, welches einer englischen Gesellschaft gehört, besuchten wir. Viel bekamen wir hier allerdings nicht zu sehen. Man zeigte uns die Einrichtung im allgemeinen. Auf Einzelheiten gingen die Herren trotz aller Anzapfungen nicht ein. Über meine Fragen nach dem Ertrage des Bergwerks ging man, als habe man nicht verstanden, elegant hinweg.

Der Markt in Asmara ist ziemlich bedeutend. Man findet hier dieselben Erzeugnisse wie in Addis Ababa, daneben aber überwiegend europäische Handelsartikel, Gebrauchsgegenstände. Durch den steten

engen Verkehr mit den Italienern ist die Bevölkerung mit den Annehmlichkeiten europäischer Kultur bekannt geworden. So sieht man um den Marktplatz und in den benachbarten Straßen Kaufladen an Kaufladen. Sie sind im Gegensatz zu Addis Ababa täglich geöffnet und haben täglich ihre Kundschaft. Kamelkarawanen kommen und gehen tagein tagaus. Auch einige tigrenische Handelsleute nehmen an jedem Morgen ihre Plätze auf dem Markt ein. Waffenschmiede, Amuletthändler, Verkäufer von Bastmatten u. s. w. Alle diese Leute sitzen von Sonnenaufgang bis zum späten Nachmittag vor ihrem Kram und haben dabei ihre Werkstätte unter einer schräg gestellten Matte oder einem aufgehängten Burnus aufgeschlagen. In der Stadt wohnen einige recht geschickte Gold- und Silberschmiede, welche sehr hübsche Filigranarbeiten anfertigen. Die Goldsachen, aus oro puro, sind ein sehr begehrter Artikel und werden von den Italienern, Damen wie Herren, mit Vorliebe getragen, hauptsächlich Fingerringe, Ketten und Kreuze, Haarpfeile und Nadeln.

Am 18. Mai erhielten wir von unserem Konsul in Aden die Nachricht, daß der Dampfer der deutschen Ostafrikalinie „Herzog" fällig sei und uns am 23. Mai in Massaua aufnehmen werde. So machten wir denn unsere Abschiedsbesuche bei den Behörden und den im Laufe der Zeit erworbenen Freunden. Am letzten Abend sahen wir in fröhlicher Tafelrunde noch einige Gäste bei uns. Am 20. Mai sagten wir dem gastlichen Asmara Lebewohl. Zur Fahrt nach Ghinda hatte das Gouvernement seine Wagen freundlichst zur Verfügung gestellt. In flottem Trabe ging es aus der Stadt hinaus. An der schwedischen Mission hatten sich die Damen und Herren vor ihrem Hause aufgestellt und riefen uns mit wehenden Taschentüchern ihre Grüße zu. Dann ging's auf vorzüglicher Straße in das Randgebirge hinein. Es war eine wundervolle Fahrt mit prachtvollen Ausblicken über Berge und Täler, ähnlich wie wenn man im Stellwagen durch Tirol und Oberbayern fährt. Immer weiter abwärts führten uns die schnellen Maultiere und Pferde, welche zu dreien vor unsern Wagen gespannt waren.

Aus der Höhe von 2300 m ging's hinab bis zu 900 m über dem Meere. Die reiche Vegetation erhält immer mehr tropisches Gepräge.

Auf halbem Wege wurde auf einer Station halt gemacht, um die Pferde zu wechseln. Für uns stand hier ein Frühstück bereit.

Nach fünfstündiger Fahrt gelangten wir nach Ghinda, gelegen in einem engen, von bewaldeten Bergen umrahmten Kessel. Der Ort ist Endstation der Bahn, welche von Massaua hinauf in das Gebirge gebaut ist und bis Asmara weitergeführt werden soll. Die Italiener unterhalten hier eine kleine Garnison. Wir wurden gastfreundlich aufgenommen und erhielten Quartier in den Kasernen, einfache, aber sehr saubere und kühle Zimmer. Hier waren wir Gäste der italienischen Offiziere. Der Ort besitzt zwar ein Albergo, aber es ist wenig vertrauenerweckend. Neben den fiskalischen Gebäuden, der Post, Posthalterei, dem Eisenbahnstationsgebäude gibt es in Ghinda noch einige hübsche, von Europäern — Kaufleuten und Landwirten — bewohnte Villen. Ein sauberes Eingeborenendorf liegt gesondert.

Im allgemeinen macht der Ort inmitten seiner üppig tropischen Vegetation und seinen wogenden Maisfeldern, umrahmt von einem Kranz bewaldeter Berge, einen sehr hübschen Eindruck. Die Hitze ist hier aber schon recht fühlbar, der leichteste weiße Tropenanzug gerade recht.

Einen gemütlichen Abend verlebten wir im Kreise der italienischen Offiziere bei einem guten Diner und danach im fröhlichen Geplauder bei einem Glase Bier auf der Terrasse des Offizierkasinos.

Am nächsten Mittag um drei Uhr ging der Zug nach Massaua ab. Es war entsetzlich heiß, die Coupés überfüllt, denn, da es Sonntag war, hatten eine große Anzahl von Offizieren und Soldaten einen Ausflug von Massaua in das Gebirge gemacht und fuhren nun mit uns zurück.

Die Fahrt auf der schmalspurigen Bergbahn ist hochinteressant. Man staunt über die Tunnelanlagen, Viadukte, über diesen sich bald rechts, bald links windenden Schienenstrang. Hier führt er an Ab-

gründen hin, dort ist er durch gesprengte enge Felsentore gelegt, jetzt klettert die Lokomotive keuchend bergauf, passiert einen Tunnel und dann geht es mit angezogenen Bremsen bergab. Zuweilen hat man nach den Seiten weite Ausblicke über Felskuppen und Schluchten. Nach vorne schiebt sich aber immer wieder ein wirres Durcheinander von Kegeln, Spitzen, bewaldeten und nackten Hängen vor den ausschauenden Blick. Zuletzt zwängt sich der Zug noch einmal durch ein enges Felstor und erreicht die Ebene. Vor uns liegt das Rote Meer, der weite, sich bis ins Unendliche dehnende Wasserspiegel, am Ende sich im Dunst der flimmernden heißen Luft verlierend.

Der Zug durcheilt den Wüstenstrich, welcher für die Westküste des Roten Meeres charakteristisch ist. Auf dem flachen, sandigen, vegetationslosen Boden stehen Stroh- und Mattenhütten, wie wir sie schon von der Danakilküste bei Djibuti kennen. Krummholzstangen bilden das Gerüst für Dach und Wände. Nahe am Strande ruhen einige Hütten von derselben Bauart auf Pfahlrosten.

Massaua liegt auf zwei Koralleninseln, welche mit dem Festlande und unter sich durch Molen verbunden sind.

Der Schienenstrang ist bis auf die der Küste zunächst gelegene Insel, Taulud, geführt. Wir verlassen den Zug auf dem Bahnhof, welcher von Speichern, Magazinen und Lagerplätzen umgeben ist. Es herrscht reges, geschäftliches Treiben. Auf Taulud liegt die italienische Niederlassung: die Gouvernementsgebäude, Post- und Telegraphenamt, die Villen der Kaufherren. Die Anlage ist tadellos sauber und weitläufig, dem tropischen Klima angemessen.

Wir hatten uns auf der zweiten Insel in einem Hotel direkt am Hafen Zimmer bestellt und marschierten ungesäumt dorthin. In wenig mehr als einer Viertelstunde hat man Taulud durchquert und wandert auf der breiten, chaussierten Mole zu dem alten Massaua, dessen Gründung in die Epoche der Ptolemäer fällt.

Gleich das erste Gebäude am Ende der Mole ist unser Hotel. Im ersten Stockwerk waren schöne, luftige Zimmer für uns bereitgestellt.

Eine breite Veranda liegt davor. Man genießt von hier einen schönen Ausblick über den Hafen.

Mein Zimmer gewährte außerdem noch Aussicht über Taulud und über den kleinen Binnenhafen zwischen dieser Insel und dem Festlande. Ein malerisches Bild entrollte sich vor meinen Augen: auf dem Molenweg zwischen Massaua und Taulud der lebhafte Verkehr von Fußgängern, Reitern und Wagen, dahinter die weißen Häuser und glatten Dächer der italienischen Ansiedlung, dann der wüste Sandstrich mit seinen dürftigen Hütten, und als Abschluß des Ganzen die blauen Berge von Eritrea und Abessinien. Nach links schweift der Blick über das hellgrünlich schimmernde, ruhige Wasser des kleinen Binnenhafens; am Festlande liegt ein großes Dorf mit weißen Häusern und einer Moschee mit kuppelförmigem Dach.

Unter meinen Fenstern läuft eine breite saubere Kaistraße fast bis zur äußersten Spitze der Insel. Die rechte Straßenseite nehmen der langgestreckte Hotelbau, Kaufläden, Bureaus, Restaurants und Cafés ein. Eine überdachte Kolonnade wehrt der Sonne den Eintritt in diese der Arbeit und dem Ausruhen dienenden Räume. An die linke Straßenseite schlagen die Wellen des Roten Meeres.

Im Hafen liegen neben großen Frachtdampfern aller Nationen hochbordige Segelschiffe aus Kleinasien und Ägypten. Sie führen den Halbmond an der Mastspitze, dunkle Gestalten mit dem Turban auf dem Kopfe hantieren an Bord. Kleine, flinke Ruderboote kreuzen hin und her, sie dienen als Verkehrsmittel zwischen Massaua, Taulud und den jenseits des Hafens auf einer dritten Insel liegenden italienischen Forts.

Die Sonne verschwindet hinter den Bergen und kurze Dämmerung macht der tropischen Nacht Platz. Nach erfrischendem Bad sitzen wir im leichten weißen Anzug um acht Uhr auf dem Dach unseres Hotels beim Diner. Tisch reiht sich an Tisch. Nach des heißen Tages Mühe und Anstrengung ruht der Europäer aus und nimmt seine Hauptmahlzeit ein. Von der See herüber weht eine frische Brise, Welle auf

Welle fließt daher und bricht sich leise an der Kaimauer. Über uns am Firmament funkelt das Heer blitzender Sterne, der Mond wirft zitternde Lichter über das atmende Meer. Die bunten Signallaternen der Schiffe im Hafen tanzen auf und nieder, im gleichen Rhythmus der wiegenden Wogen. An der äußersten Spitze der dreieckigen Insel strahlt das Blinklicht des Leuchtturms und wirft auf Sekunden einen Lichtstreifen hinaus in die unendliche See.

Der Lärm auf den Straßen hat ganz aufgehört, im hellen Mondschein liegen sie wie ausgestorben, nur zuweilen huscht ein Hund oder eine Katze vorüber. Desto lauter geht's hoch über der Straße zu. Auf allen Hausdächern wird's lebendig. Auf weißgedeckten Tafeln stehen Windlichter und werfen ihren Schein über weißgekleidete Gestalten. Fast jedes Dach ist in einen grünen und blühenden Garten verwandelt. Man ist unter diesem wunderschönen tropischen Himmel fröhlich, von überall hört man Lachen und Gläserklirren. Auch an unserem Tische ging es lustig zu, der italienische Wirt hatte sein Bestes getan. Noch lange genossen wir den Abend im bequemen Rohrstuhl bei der Zigarre.

Unsere Zimmer waren schön kühl, Fenster und Türen blieben offen. Nur mit einem leichten Schlafanzug bekleidet schlüpfte man unter das über das breite Bett gespannte Moskitonetz, ängstlich bedacht, daß sich hierbei kein den Schlaf störendes, summendes Insekt mit hineinstiehlt. Dann streckt man sich behaglich auf der Matratze aus, einer Decke bedarf man nicht.

Schon vor Sonnenaufgang weckte mich ein eigenartig rhythmischer Gesang. Ich sprang sofort ans Fenster. Alles war schon an der Arbeit und nützte die frühen, kühlen Morgenstunden. Der Gesang rührte von den Hafenarbeitern her, welche auf niedrigen Wagen Schiffsgut von Taulud an den Hafen beförderten. Die schweren Lasten wurden gezogen und gestoßen. Dabei sang ein Mann vor und der Chor antwortete ihm. Auf den Schiffen war man mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Kleine nackte braune Kerlchen sprangen unter meinem Fenster vom Kai ins Wasser und zeigten ihre Schwimmkunststücke. Ich warf

einige Münzen hinunter ins Wasser, das so klar war, daß man bis auf den Grund sehen konnte. Geschickt tauchten die Jungen den sinkenden Geldstücken nach. Ich eilte, selbst hinunterzukommen. Nach erfrischendem Bad und gutem Frühstück ging's auf den Markt.

Sobald man von dem Hafenkai in die Stadt abbiegt, gelangt man in ein Gewirr enger Gassen und Gäßchen. Neben den weißen Mauern arabischer Häuser, welche der Straße eine fensterlose Front mit einer verschlossenen Tür zukehren, liegen die Kaufläden der Türken, Inder, Abessinier und einzelner Europäer. Dann betreten wir den eigentlichen Markt, eine lange, schmale Gasse. Hier reiht sich zu beiden Seiten Bude an Bude, hier wird alles gehandelt, was man sich nur denken kann: Kleiderstoffe, Waffen, Hausgerät, Lebensmittel: Fleisch, Gemüse, Gewürze, zum Genuß fertige Speisen. In der engen Gasse wimmelt es von Menschen, Männern und dicht verschleierten Frauen, alten und jungen, und von fast nackten Kindern. In einer Seitengasse sitzen Tisch an Tisch die Schneider und arbeiten an Nähmaschinen „made in Germany". An anderer Stelle werden wundervolle Seidenstoffe, prachtvoll gestickte indische Decken und Schals, Bastmatten, geflochtene Körbe, schöne Muscheln aus dem Roten Meer feilgeboten. Ein Händler hat ein ganzes Museum ausgestopfter Tiere, konservierter Fische und eine Schmetterlingssammlung ausgestellt. Ein turbangeschmückter Händler im langen, bunten Kaftan bietet uns Perlen an, die er in einem schmutzigen Lappen aufbewahrt.

Wir wandern weiter, bis uns eine größere Menschenansammlung halt gebietet. Neugierig treten wir näher. Auf einem arabischen Bett hockt mit untergeschlagenen Beinen ein Märchenerzähler. Die Zuhörer stehen, sitzen und liegen um ihn herum. Sie lauschen gespannt, in ihren Mienen spiegelt sich all das wieder, was sie hören. Bald murmeln sie beifällig, bald lachen sie, bald gebärden sie sich wie toll und gestikulieren mit Armen und Beinen. Wer das alles verstehen könnte, was der Mann da mit seiner melodischen Stimme so hinreißend erzählt: Märchen aus Tausend und einer Nacht!

In einem Eckhause an einem großen Platze, dessen Mitte eine Moschee einnimmt, befindet sich ein Café! Würdevoll sitzen die Männer in weißem oder buntem Turban, die lange Pfeife in der Hand, an den Wänden und schlürfen bedächtig ein Täßchen Mokka nach dem anderen. Am Türpfosten lehnt ein blinder, mit Lumpen bekleideter Bettler und streckt seine Hände nach Almosen aus. Hier sitzt er immer, vom Morgen bis zum Abend, ein ganzes Leben lang, ein Paria der Menschheit. Im Paradiese muß ihn Allah einst entschädigen.

Die hoffnungsvolle Jugend Massauas läuft Bakschisch bettelnd hinter uns her. Räudige Hunde zwängen sich zwischen unseren Beinen durch und suchen nach Abfällen. Gestoßen und geschoben, selbst stoßend und schiebend quält man sich durch die Menschenmasse. Aber es ist doch hochinteressant. Erst die zunehmende Hitze läßt uns in unser kühles Hotel flüchten. Hier muß man nun, möglichst wenig bekleidet, bis zum Nachmittag aushalten. Um zwölf Uhr wird gefrühstückt und dann Siesta gehalten. Das Leben in den Straßen hört auf, denn alles zieht sich in den Schatten der Häuser zurück. Auch auf den Schiffen im Hafen ruht die Arbeit, an Deck rührt sich nichts. Die Sonne glüht über „das Inferno Massaua".

Gegen fünf Uhr wird's allerorts wieder lebendig. Wir machen in tadellos weißen Anzügen unsere Besuchstour. Dazu wird ein Ruderboot gemietet. Die braunen, fast nackten Gesellen bringen uns über den glatten Wasserspiegel nach Taulud und zu den Forts. Gegen sieben Uhr legen wir wieder an und begeben uns ins Café. Hier haben sich die Offiziere der Garnison versammelt und begrüßen uns bei einem Glase Limonade. Dann besteigen wir — es ist unterdessen dunkel geworden — die schnellen Ruderboote der Herren und fahren hinüber zum Offizierkasino. Im Garten ist eine einladende Tafel gedeckt und ein gutes Diner vereinigt uns. Um zehn Uhr sind wir wieder im Hotel und genießen den schönen Abend noch auf dem Dache.

Ich ging nochmals auf die Straße, um mir für den nächsten

Morgen ein Boot zu bestellen. Leise schaukelnd lagen die kleinen Fahrzeuge an der Kaitreppe, die Ruderer daneben, in ihre Burnusse gehüllt. Noch durch einige stille Gassen machte ich einen Gang. Das bleiche Mondlicht schaute hernieder auf einen Schläfer, der sich in einer Mauernische niedergekauert hatte, ein anderer hatte sein arabisches Bett vor die Tür seiner Wohnung gestellt. Durch meinen Tritt gestört schlugen Hunde in den Häusern an, Katzen miauten auf den Dächern. Auf dem Leuchtturm wanderte das wache Blinklicht im Halbkreis, Sekunden aufleuchtend und wieder verschwindend.

Am Morgen um vier Uhr flog ein durch das offene Fenster geworfenes Steinchen in mein Zimmer. Schnell war ich auf und saß im Boot neben meinem Fährmann. Noch lag Massaua mit seinem Hafen und das Meer weit draußen im Dunst. Am Himmel erblaßten die Sterne, als ich mich zur Spitze der Insel rudern ließ, der aufgehenden Sonne entgegen. Der Wasserspiegel im Hafen ist so glatt wie auf einem Teich, ich sehe auf dem Grunde die Felsen, die Muscheln und die Korallen in vielzackiger Form. Draußen hebt und senkt sich das Meer wie ein schlafender Riese. Am Himmel erscheinen die ersten rosigen Wölkchen, ein lichter Schein zittert über das Wasser und über die von den nagenden Wogen zerwühlte Felsspitze mit dem Leuchtturm. Mein Boot tanzt auf leicht bewegter See, von kräftigen Ruderschlägen getrieben springt es gegen die Wellen an. Da trifft der erste Sonnenblitz die großen Glasscheiben der Leuchtturmlaterne; leuchtend ist das Tagesgestirn dem Meere entstiegen.

Wir rudern um die Inselspitze herum. Ich sehe hinein in die Höfe der arabischen Häuser, hinauf zu den Balkonen und Veranden, auf denen die Menschen ihr Nachtlager eben verlassen. Frühaufsteher wie ich nehmen schon ihr Bad unten am Gestade. Ich fahre am Hospital vorbei, einer im Pavillonstil gebauten Anlage mit Terrassen nach dem Meere zu und mit einem Garten, dem einzigen, den ich in Massaua überhaupt sah. Zu meiner Linken wird eine mit Buschwerk bestandene Insel sichtbar; hier liegt eine Fellgerberei und es wird schon fleißig

gearbeitet. Vom Festlande herüber kommen vollbesetzte Segelboote. Prachtvoll zeichnen sich die Berge von Eritrea und die abessinischen Gipfel im Hintergrunde von dem klaren Himmel ab. Höher steigt die Sonne, es wird heiß. Die anfangs so klare Ferne verliert sich wieder im Dunst, die Sonne sieht aus wie ein glühender Bleiklumpen. Meinen Ruderern läuft das klare Wasser über die nackten Körper. Es ist hohe Zeit, umzukehren und den Schatten der Häuser aufzusuchen.

In der Stadt und auf dem Markte wimmelte es heute von Menschen. Boot auf Boot kam mit geschwellten Segeln vom Festlande herüber.

Gegen Mittag rief mich Musik und Gesang auf die Veranda. Ein Hochzeitszug nahte, die Teilnehmer in festlichen Gewändern, die Frauen tief verschleiert. Viel gaffendes Volk schloß sich dem Zuge an. Am Kai lagen zwei buntbewimpelte Boote. Unter lautem Schwatzen, Lachen und Gestikulieren drängt man sich in die schwankenden Fahrzeuge hinein. Sie fassen die Menschenmenge kaum. Vorn am Bug und hinten am Steuer, an den Bordrändern sitzen die braunen Gestalten, die nackten Beine hängen ins Wasser. Der Bootsmann löst die Leine, richtet sein Segel und unter Gesang und dem Klang von Pauken geht die Fahrt hinüber zur Heimat. Glückauf im neuen Nest!

Am Mittag um zwei Uhr, früher, als wir erwartet hatten, kam der Dampfer der deutschen Ostafrikalinie „Herzog“ in Sicht und machte bald im Hafen nahe unserem Hotel fest. In Zeit von einer Stunde waren wir an Bord. Allerdings hatten wir bei der geradezu infernalischen Hitze tüchtig arbeiten müssen, bis unser Gepäck auf einen Leichter verladen und zum Schiff hinübergebracht war. Die Gardes du Corps in ihren Kakiuniformen hatten tatsächlich keinen trockenen Faden auf dem Leibe. Um fünf Uhr rauschten wir zum Hafen hinaus.

Der Dampfer war stark besetzt, so daß man uns nur mit Mühe untergebracht hatte. Im Speisesalon war kein Platz mehr, wir nahmen daher während der ganzen Reise unsere Mahlzeiten auf dem Promenadedeck ein. Es war kein übler Tausch bei der Hitze. Glück hatte ich, wie so manches Mal vorher bei der Fahrt durchs Rote Meer, auch

diesmal. Wir hatten Wind von Norden und meine Kammer lag so günstig, daß der Luftstrom in die Luke hineinströmte.

Man kann sich denken, wie wohl wir uns nach der langen, anstrengenden Reise an Bord des Dampfers fühlten. Schnell ist man häuslich eingerichtet und genießt mit Behagen den Komfort des schwimmenden Hotels. Daß Langeweile nicht aufkam, dafür sorgte die liebenswürdige, heitere Reisegesellschaft. Im übrigen ist ja die Fahrt durch das Rote Meer recht eintönig. Aufgefallen ist mir diesmal nur die außerordentlich große Anzahl riesiger Haie, welche uns tagelang begleiteten.

Der 26. Mai war der heißeste Tag, kein Lüftchen regte sich, das Rote Meer lag da wie eine große Wasserpfütze. Gegen Abend setzte ein kräftiger Wind ein, die Wellen bekamen weiße Kämme. Der Dampfer tanzte, so daß mancher seekrank wurde. Aber dieser Wind, ein Schirokko, kam aus der Lybischen Wüste mit glühendem Hauch und war alles andere, nur nicht angenehm. Erst, als wir in der Nacht in Suez anlegten, wurde es erträglicher.

Der neue Morgen war herrlich frisch und klar. Das Panorama von Suez lag in den wunderbarsten Farben vor uns.

Der Tag verging mit der Fahrt durch den Kanal. Wir lagen wieder im Hafen von Port Said, bummelten einige Stunden an Land und fuhren dann hinaus in das schöne blaue Mittelmeer. Die Tropen und die Hitze lagen hinter uns.

Bei schönstem Wetter geht die Fahrt an der langgestreckten Küste von Kreta, dessen Berggipfel mit Neuschnee bedeckt sind. Er leuchtet am Tage in blendendem Weiß und am Abend, wo ihn die scheidenden Sonnenstrahlen küssen, in prachtvollem Rosarot.

Die Straße von Messina passierten wir während der Nacht. Am 31. Mai kam Stromboli mit seinem rauchenden Krater, dann das schöne Capri in Sicht. Noch vor Dunkelwerden lagen wir im Golf von Neapel. Wir mußten die Nacht an Bord bleiben. So genossen wir, gleich wie bei der Ausreise, das Panorama der Stadt mit ihren unzähligen

Lichtern, die wie leuchtende Ketten um das Halbrund des Hafens laufen und in die höher gelegenen Straßen hineinklettern. Scharf hob sich von dem sternbesäten Nachthimmel der Kegel des Vesuvs mit seinen glühenden Lavaschlangen ab. Spät kam man ins Bett; einen langen Schlaf konnte man nicht tun. Gesang und Mandolinenklänge weckten uns schon bei Tagesgrauen. Da lag die Bella Napoli im Glanze des jungen Morgens vor uns, geschmückt mit dem Reiz des Sommers. Neapel in Rosen. Der „Herzog" lag in einem Kranz von Rosen. Blumenboot reihte sich an Blumenboot. An hohen Stangen waren die Buketts befestigt, damit man sie vom Promenadendeck bequem erreichen konnte. Nur mit Mühe bahnten wir uns den Weg durch die Blumenhändler zum Fallreep. Lange dauerte es, bis sich unser Boot aus dem Gewirr der anderen, welche mit Blumen und Orangen beladen waren, frei machen konnte.

Wir standen wieder auf dem Boden des alten Europa. Gemächlich ging unsere Fahrt von Neapel über Rom nach Florenz und über den Brenner nach München. Von hier aus eilte jeder seiner Heimatstadt zu. Fröhlich und gesund ausgezogen in fremdes Land, fröhlich und gesund heimgekehrt auf deutsche Erde.

Und doch, wer einmal dahingefahren ist über die blauen Fluten des Mittelmeeres, wer gewandelt unter Palmen und dunkelroten Granaten, wer im glühenden Sonnenbrand durch die afrikanischen Steppen geritten ist und die Berge und Täler des abessinischen Hochlandes durchklettert hat, wer an den Fluten des Hawasch und am blauen Nil, in der Wüste und in der Wildnis afrikanischen Urwaldes geweilt hat, den zieht es mit Macht wieder hinaus in Gottes schöne, weite Welt.



Nutzbare Getreide und Gewächse in Abessinien.

Kosso. Erste Sorte wächst in Metsa (Meta) zwei bis drei Tagereisen von Addis Ababa. Zweite Sorte in Ankober, dritte Sorte in Entotto.

Wächst wild auf sandigem Boden. Ernte der Blüten im Dezember und Januar. Einzeldosis etwa zwei Hände voll. Die ganze Blütendolde mit Stengel wird zerstampft und mit Wasser vermischt. Davon wird ein großes Glas voll ausgetrunken.

Goya. Wächst in gemäßigtem Klima (Girn, Ada, Gellam) auf schwarzem Boden, wird im August gepflanzt und im Oktober geerntet. Die Galla verfertigen daraus Brotfladen, müssen aber dabei den Genuß von Milch vermeiden, da es alsdann giftig wirkt. Es führt eine Lähmung der unteren Gliedmaßen herbei; Wirkung ähnlich wie nach dem Genuß von Secale cornutum.

Barbyrra. Wächst in gemäßigtem Klima auf feuchtem Boden, das ganze Jahr hindurch. Die Samen werden getrocknet und gemahlen. Gebrauch: beim Fischfang. Der Fluß wird abgedämmt, das Pulver hineingeworfen. Fische, welche davon fressen, kommen betäubt an die Oberfläche und werden mit der Hand gefangen. Der Genuß dieser Fische soll nicht schädlich sein.

Gescho. Wächst in gemäßigtem Klima auf lehmigem Boden, liebt Feuchtigkeit, wird im September gepflanzt und liefert nach einem Jahre die Ernte. Dient zur Herstellung von Tetsch.

Suff. Wächst in heißen Gegenden (Bali, Liven, Metgar) auf gut gedüngtem Boden, wird Anfang Juli gepflanzt und im Dezember geerntet. Es dient zur Herstellung von Speiseöl.

Kalaoa. Wächst wild in gemäßigtem Klima auf beliebigem Boden, ein Baum. Der Same wirkt wie Kosso, aber schwächer. Zwei Hände

voll Samen werden in Wasser abgebrüht, durchgeseiht und auf einmal getrunken.

Sangada. Eine Brotfrucht, wächst in heißen Gegenden (Harrar, Tschori, Ankober) auf Lehmboden, welcher tief gepflügt wird. Aussaat März und April. Ernte nach zehn bis elf Monaten.

Teff. Eine Brotfrucht, wächst in heißen und gemäßigten Zonen auf Lehmboden. Aussaat Anfang Juli, in Ankober zweimal jährlich (Juli und Januar), Ernte im Dezember. Wegen seines guten Geschmacks und großen Nährwertes ziehen die Abessinier Teff allen anderen Brotfrüchten vor.

Gotschamo. Ein Strauch, wächst wild in gemäßigtem Klima auf feuchtem Boden. Der Same wird im Juli gesammelt. Mittel gegen Bandwurm, doch ist die Wirkung schwächer als bei Kosso. Der Same wird von der Schale befreit, getrocknet, zu Pulver verrieben. Dosis: Morgens nüchtern eine Handvoll.

Inkoko. Ein Baum, wild wachsend in gemäßigtem Klima auf feuchtem Boden. Der Same wird im Juli gesammelt, getrocknet und zermalen. Wurmmittel, stärker als Kosso, sehr teuer.

Endot. Wächst wild auf beliebigem Boden in gemäßigtem Klima. Das Holz wird getrocknet, zermalen, in einen Beutel getan und im Wasser gerührt. Es bildet sich alsdann Schaum und mit diesem Wasser wird die Wäsche gewaschen.

Feto oder Pheto. Einjähriges hohes Gewächs, in heißen und gemäßigten Zonen; gepflanzt im Juni, geerntet im Dezember. Medikament gegen Blähungen. Der Same wird zermalen, mit Öl und Salz vermischt und löffelweise genommen. Vorzugsweise wird es nach den Fasten genossen, um Erkrankungen des Magens vorzubeugen.

Schimbyrra. Ähnlich unserer Erbse, liebt Lehmboden. Aussaat Anfang September, Ernte im Januar. Brotfrucht. Hauptnahrung der Gorage (der eigentlich arbeitende Stamm in Abessinien), wird roh und gekocht genossen, dient auch zum Mästen von Tieren, alsdann gemischt mit Salz.

Tambacho. Tabak, gesät Anfang September; nach drei Monaten werden die Blätter geerntet. Den Stengel läßt man stehen, um Samen

zu ziehen; wächst in heißen Gegenden auf sandigem Boden, liebt keine Feuchtigkeit. Die getrockneten und verriebenen Blätter werden gekaut. Schlechte Sorte als Rauchtabak.

Jakilfri = Same des Kürbis. Wächst wild; kultiviert im Mai gepflanzt, im Dezember geerntet; wächst in heißen und gemäßigten Zonen, liebt gedüngten Boden. — Flaschenkürbis.

Salit. Wächst in heißen Gegenden (Liben, Ada, Tschano) auf beliebigem Boden. Aussaat Februar, März, Ernte Dezember, Januar. Aus dem Samen wird Öl bereitet, welches als beste Sorte gilt. Gebrauch für Soßen. In der Gegend von Jioru bereitet man dünne Brotfladen aus Sindi (Weizen), bestreut einen Fladen mit Salit, legt darüber einen zweiten Fladen und bratet beide. Danach wird man dick und stark. Salit ist auch Mittel gegen verdorbenen Magen.

Maschilla. Wächst in heißen Gegenden auf beliebigem Boden (Harrar, Medjar, Liben, Tschori). Aussaat im April, Ernte im November, Dezember. Brotfrucht. Dient auch zur Herstellung von Talla und Spiritus.

Berberi. Türkischer Pfeffer, Fructus capsici. Wächst auf sandigem beliebigem Boden in heißem und gemäßigtem Klima. Aussaat Januar, Ernte im September. Zusatz zu allen abessinischen Speisen.

Zanafitscha = Senf. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf beliebigem Boden. Aussaat Juni, Ernte Dezember. Dient als Speisenzusatz und zur Ölbereitung.

Korarima. Heimat Kaffa, Wollaga, viel gebraucht als Geschmackssurrogat. Die Ortsbewohner kochen die Samen, um zu verhindern, daß sie in anderen Gegenden kultiviert werden. Die Frucht hat die Größe einer großen Haselnuß, ist steinhart, außen braun, innen weiß, riecht sehr stark würzig.

Neitsch-Asmuth = weißer Asmuth. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf schwarzem oder gut gedüngtem Boden. Aussaat Juni, Ernte November, Dezember. Der Same wird zu Fastenspeisen gebraucht.

Ater = Erbse. Wächst in gemäßigten und kalten Gegenden auf

trockenem Boden. Aussaat Anfang August, Ernte Oktober. Dient zur Herstellung von Brot, Brei und als Zusatz zu Soßen.

Gulo = Rizinus. Ein Baum, der eine Höhe von mehr als 7 m erreicht, der Stamm wird ½ m dick. Am besten im März zu pflanzen, am Anfang des dritten Jahres Frucht. Heimat Ualaga; wird gegenwärtig mit Erfolg in ganz Abessinien kultiviert. Der Boden ist gut zu düngen. Die Galla pressen Öl und schmieren damit die Haare, auch dient die Frucht als Fanus (Licht). Nach Entfernung der Samenhülle werden die Kerne auf einen Strohhalm aufgereiht und angezündet. Jede Bohne (große) eines solchen Lichtes brennt fünf Minuten, brennt ohne Rauch- und Geruchentwicklung, doch entwickelt sich nach dem Auslöschen ein häßlicher Geruch.

Ja of Gullo = des Vogels Gullo. Der Name stammt daher, daß dieser Same von Vögeln in ihre Nester getragen wird, herausfällt und dann auswächst zu einem Strauch; wächst dementsprechend wild in ganz Abessinien. Wirkung ähnlich wie Rizinus, doch ist der Same nur klein.

Dingebill = Ingwer. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima, liebt Feuchtigkeit. Aussaat zu beliebiger Zeit.

Tokur Asmuth = schwarzer Asmuth. Wächst in gemäßigtem Klima auf gedüngtem Boden. Aussaat Juli, Ernte Oktober. Dient als Geschmackssurrogat zu Soßen und ist viel in Gebrauch.

Gorman = Kohl. Gorman-ser = Same von Kohl. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf feuchtem, gut gedüngtem Boden. Aussaat August, Auspflanzung einen Monat später. Die Blätter werden in Wasser und in Öl gekocht und dienen als Fastenspeise.

Awisch. Wächst in heißen und gemäßigten Gegenden, auf schwarzer, tief gepflügter Erde, liebt Feuchtigkeit, wird im Juli gepflanzt und im November geerntet. Die Samen werden geröstet, zerstoßen und den Speisen als Geschmackssurrogat zugesetzt. In Girra hauptsächlich als Brot gegessen.

Sindi = Weizen. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf lehmigem und sandigem, tief gepflügtem Boden. Aussaat Juni, Juli, Ernte November. In Gegenden, in welchen viel Regen fällt, zweimal

jährlich Ernte. Dient zur Herstellung von Brot und Brei, auch mit Zusatz von einer Art Erbsen (Missir). Das geröstete Korn wird als Konfekt zum Nachtisch gegessen.

Nuck. Wächst in heißen Gegenden (Bali, Anasch, Liben) in schwarzer Erde, liebt keine Feuchtigkeit, tief gepflügten Boden. Aussaat August, Ernte Oktober. Dient zur Ölbereitung — sehr gut. Aus den Preßrückständen werden, mit Honig vermischt, Brotfladen bereitet.

Talva = Semen lini. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf beliebigem Boden. Aussaat Juni, Juli, Ernte November, Dezember. Die Samen werden geröstet, zerstoßen, mit Honig und Wasser versetzt. Fastengetränk von lieblichem, erfrischendem Geschmack.

Mit-Mitta = Cayennepfeffer. Wächst in heißen Gegenden (Ada, Tschamo, Liben) auf sandigem Boden, liebt Wasser. Aussaat Juni, Ernte Oktober.

Mysirr. Wächst in heißen und gemäßigten Gegenden auf steinigem Boden. Aussaat Juni, Juli, in regenreichen Gegenden zweimal jährlich (Juni, November), Ernte Oktober, November. Dient zur Bereitung von Soßen und Brei.

Dymbylal. Wächst in heißen Gegenden auf sandigem Boden (Bali, Metta, Ada, Liben). Aussaat Ende Juli, Ernte Oktober. Der Same wird zerstoßen und den Speisen zugesetzt wegen seines angenehmen Geschmacks und Geruchs.

Ja-bacharrf-tief. Ein Baum, wächst wild in heißem Klima auf Lehmboden. Die Fruchtdolden werden mit Wasser gekocht und gegessen; soll gut sein gegen Nervenkrankheiten.

Turungo oder Trungo. Große Zitrone, wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf Lehmboden. Nach dem ersten Jahre Ernte. Von sehr angenehmem Geschmack.

Gebs = Gerste. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf gedüngtem Boden. Aussaat Juni, Ernte September. Viehfutter. Dient bei den Galla zur Bereitung von Brot und Talla (Bier).

Tid. Ein Nadelholz, wild wachsend in heißem und gemäßigtem

Klima auf beliebigem Boden. Wird dem Spiritus wegen seines angenehmen Geruchs zugesetzt.

Koba = Musa, Bananenart. Wächst in heißem und gemäßigtem Klima auf trockenem Boden. Dient als Zierpflanze für Gärten. Bei den südlichen Galla wird die ganze Pflanze ausgenutzt. Die Wurzeln werden in Erde vergraben, später getrocknet, vermahlen und zu Brot verbacken in den Blättern der Pflanze. Aus den Blattstengeln werden feste Stricke gemacht.

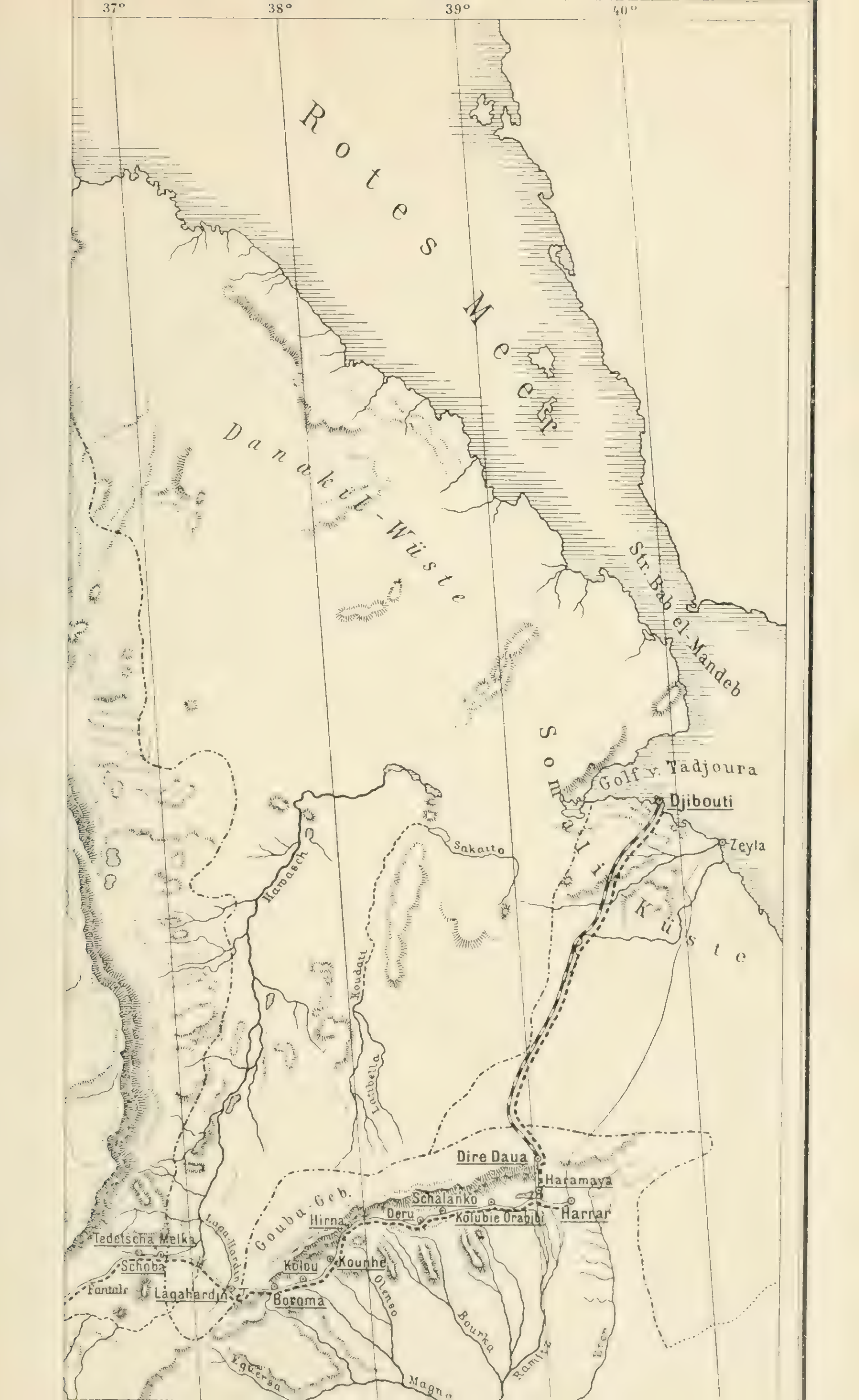
Tokur Sindi = schwarzer Weizen. Wächst in gemäßigtem Klima auf schwarzer Erde, muß reichlich gegossen werden. Aussaat September, Ernte Februar. Dient zur Bereitung von Brot, Brei und zur Spiritusdestillation.

Tyt, Baumwollpflanze. Wächst in heißen Gegenden (Mafitt, Metjar, Tschori) auf Lehmboden, liebt kein Wasser. Aussaat Anfang September, Ernte ein Jahr später.

Tokur Schimbyrra = schwarze Erbse. Wächst in gemäßigtem Klima auf schwarzer Erde. Dient zur Brotbereitung. Futter für Maultiere, nachdem die Erbsen in Salzwasser eingeweicht sind.

Bar Maschilla. Wächst in heißem Klima auf gedüngtem Boden. Aussaat Mai, Ernte September. Dient zur Bereitung von Brot, Brei, von Talla und zur Spiritusdestillation.





37°
38°
39°
40°
Rotes Meer
Danakil-Wüste
Str. Bab el-Mandeb
Somali Küste
Golf v. Tadjoura
Djibouti
Zeyla
Sakaito
Hawasch
Koudali
Latibella
Dire Daua
Haramaya
Schalanko
Harrar
Gouba-Geb.
Hirna
Deru
Kolubie Orabibi
Tedetscha Melka
Schoba
Laga-Hardin
Kolou
Kounhe
Fantale
Lagahardin
Borama
Olenso
Bourka
Ramis
Erer
Eguersa
Magno

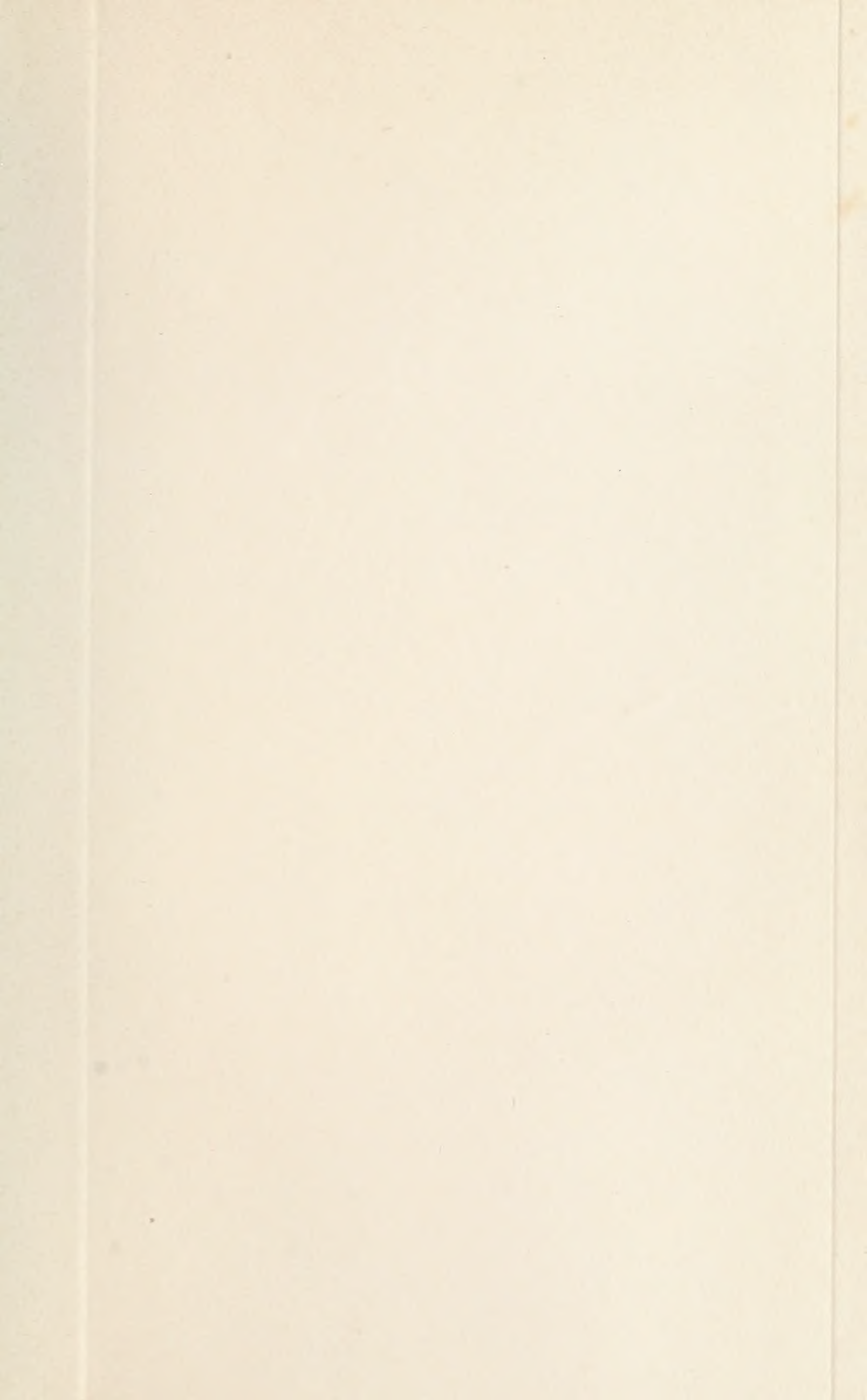
Vollbrecht, *Im Reiche Meneliks II.*

34° 35° 36° 37° 38° 39° 40°

Massaua
Ginda
Asmara
Adi Ugri
Mareb
Addi Guale
Axum
Adua
Mintil
Abter
Takazze
Mai Ouoroy
Nat Talo
Makalie
Gouibba
Bouahit
Semien Geb
Debarek
Zamara
Menna
Abara
Gondar
Tana-See
Reppe
Goumara
Takazza
Rotes Meer
Danakil-Wüste
Str Bab el Mandeb
Golf v Tadjoura
Djibouti
Zeyla
Somali-Küste
Rouerata
Brucke v Dildi
Blauer Nil
Bachilo
Magdala
Hawasch
Sakotto
Dembetscha
Debra Markos
Djamma
Gieman
Mougher
Metscha Geb
Kollou
Entotto
Addis Ababa
Genet
Baltschi
Tedetscha Melka
Schoba
Fontale
Lagahardin
Borgma
Gouba Geb.
Dire Daua
Haramaya
Harrar
Schalanko
Kobbie Orabiel
Hirna
Deru
Kolou
Kounhe
Bourka
Ramiz
Magno

34° 35° 36° 37° 38° 39° 40°

--------Reiseweg




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 585 770 1

